Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom ...

Friedrich Schiller

H. J. 1175. a-
H. un. 514-2,14

<36602879190014

<36602879190014

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. univ. period.
514

Schiller.

LUDWIG XIII.
von Franckreich.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Vierzehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachlese

von

Bemerkungen

zu den

letzten Regierungsjahren

Heinrichs des IV.

nebst

Anzeige der Quellen, aus welchen der Inhalt dieses Bandes geschöpft ist.

Bayerische
Staatsbibliothek

Der gegenwärtige Band ist zu einem Nachtrag für die Memoiren von Heinrich dem Großen bestimmt. Wir begannen diese Reihe mit den Denkwürdigkeiten Süllys, um gleich anfangs das Ganze wahr und genau zu umfassen. Die kleineren Gemälde von Bouillon und D'Aubigné, nebst dem biographischen Panegyricus auf Lesdiguieres geben Stoff genug, die große Tafel jenes Zeitalters in Nebenparthieen auszufüllen. Brantome, für den, welcher ein Ganzes der Darstellung und durchweg eine gleiche Haltung wünscht, ein unerträglicher Improvisatore, thut für das Einzelne vortrefliche Dienste. In dem Gedächtniß dieses Mannes vom Hofe hangen immer alle Personen, so wie sie nebeneinander den großen Hof von Frankreich ausmachten, oder in auswärtigen Beziehungen auf denselben dem Höfling bekannt worden waren, zusammen. Er sieht sie, heute,

da er schreibt, wie vor zehn und zwanzig Jahren in steifflustigen, sich neckenden oder anstaunenden, verdrängenden oder vergötternden Gruppen vor sich. Allzumal luftig vorübergehende Erscheinungen, an wenige Wesen von Gehalt zu leidlicher Fortdauer des Ganzen angeknüpft. Für Brantome waren sie das, was sie jeden Tag ihres Glanzes — bey den meisten nicht viel mehr als der Glanz einer Ephemere! — in den drehenden Sphären der Hofwelt gewesen waren. Er entspinnt, wie wenn er noch da stünde und die Langeweile des Vorzimmers mit seinen Erzählungen zu Boden zu sprechen hätte, von irgend einer der glänzenderen Personen seinen Discurs, wohl sicher, daß eine Anekdote die andere herbeyführen werde, wie in den glücklichen Hoftagen, welche der Alternde nicht vergessen kann, immer eine andere Tagsgeschichte dem Lauf der Stunden fortgeholfen hatte. Eben dadurch aber erhält fast jede sonst in Heinrichs Zeitalter bekannt gewordene Seitenperson durch einige charakteristische Pinselstriche Licht oder Schatten. Seine Hauptpersonen erscheinen nicht wie Wesen, die sich selbst überlebt haben, im Leichenprunk der Geschichte, sondern unter dem Weyhrauch und Ambraduft der lebenden Mitwelt. Brantome aber bleibt Schwätzer oder boshaft genug, daß dem, der ihn zu lesen versteht, auch das ganze sittliche Negligée seiner Personen, während er sie standesmäßig beräuchert, zur Vollen-

dung

dung eines Tafelgemäldes vom Zeitalter Heinrichs leicht in die Augen fällt.

So glaubten wir denn hinreichend für Materialien zu einem psychologischen Ueberblick desselben gesorgt zu haben. Hätte sich noch ein Sülly vornemlich mit den eigentlichen Regierungsjahren des großen Königs beschäftigt, wie gerne hätten wir die Tage, in denen Er seinen hohen Ruf zum Thron durch friedliche, desto wohlthätigere Königsthaten rechtfertigte, noch einmal unter unsern Schpunkt gebracht. Aber stillere Zeiten und Handlungen reizen nicht zum tagtäglichen Sammlen und Aufbewahren. Man glaubt, was so ruhig vor den Augen vorübergieng, immer festhalten zu können. Die der Menschheit wichtigeren Zeitpunkte der Ruhe und des sanften Fortwürkens mangeln gewöhnlich der Memoiren, so ungerne man gerade alsdann diese treue Begleiterinnen jedes Schrittes der Entwickelung ausbleiben sieht.

Wir haben für das beste gehalten, über einige Sonderbarkeiten in den letzten Jahren Heinrichs, über Punkte, welche am gewöhnlichsten zur Sprache zu kommen pflegen, einige gleichzeitige glaubwürdige Fragmente als Nachlese folgen zu lassen.

I. Barriere's und Chatels meuchelmörderiſche Anfälle auf Heinrich den IV. erhalten die gnädige Strafe der Vergeſſenheit nicht ſo leicht, weil die Frage: wie vielen Antheil damalige Grundſätze einiger Eiferer aus der Geſellſchaft Jeſu an dieſen fanatiſchen Wageſtücken gehabt haben mögen? noch nicht abgeſtorben iſt. Unſere Actenſtücke und gleichzeitige Relationen darüber haben wir aus dem ſechsten Bande der Memoires de Condé, ſervant d'eclairciſſiment et de preuves pour l'hiſtoire de Mr. de Thou (à la Haye 1743 in 4.) ausgehoben. Dieſer Band iſt ein erſt bey dieſer neuſten Ausgabe hinzugekommenes Supplement. Sein Inhalt aber iſt ausgewält und den Begebenheiten gleichzeitig. Ihr Herausgeber nahm die kurze Nachricht von Chatels Proceß S. 44. ff. aus einer Handſchrift der (einſt) königlichen Bibliothek, das übrige aus Flugſchriften der Zeit, welche die Nachwelt in ſolchen Fällen Autographa zu nennen pflegt. Für die hier hart beſchuldigten und ſchnell exilierten Jeſuiten erfolgte die Erlaubniß, ins Reich zurückzukehren, eben ſo ſchnell ſchon am Ende des Jahres 1603. Das hiſtoriſche Problem iſt: ob das, was Manchen von ihnen als Reizung zum Königsmord zur Laſt fiel, blos als böſe Inſpiration des liguiſtiſchen Rottengeiſtes, welcher ſo viele Afterglaubige aus allen Ständen und Geſellſchaften damals mit ſeiner ſchwärmeriſchen Wut an-

angesteckt hatte, oder — ob es als Werk des eigenen Genius ihrer Gesellschaft anzusehen sey? Wir sind aus mehreren Gründen geneigt, das erstere für das Wahrscheinlichere zu halten. Und hat man gleich in den neusten Zeiten gegen den Teufel selbst nicht so sehr, wie gegen die Jesuiten jenen Ausspruch vergessen: daß man auch dem Teufel nicht zuviel aufbürden müsse! so wird ihn doch der pragmatische Geschichtforscher bey älteren Begebenheiten ungestörter beobachten dürfen. Auch spätere ähnliche Brandflecke, durch welche einige Mitglieder die Gesellschaft als königsmörderisch verhaßt gemacht haben, scheinen uns mehr Ausbrüche der überall möglichen Tollwut von Religionsschwärmerey bey Einzelnen, als eigenthümliches Produkt dieser Ordensgesellschaft zu seyn. Sey ihr Verbrechen, wenn wir sie als Ordensganzes betrachten, die feinste Berechnung und Verkettung aller Mittel zum großen Zweck des Alleherrschens; — welch ein ersehntes Verbrechen für viele andere! — und könnte gleich unter diesen Mitteln auch das schnelle Jenseitssenden der hinderlichsten Personen eines der entscheidendsten seyn, so folgt doch hieraus nicht, daß, einzelne Personen ausgenommen, je die Gesellschaft selbst in der Consequenz, sich alles zu erlauben, bis zur wirklichen Aufnahme auch dieses äussersten Mittels unter ihre Maximen mit deutlichem Bewußtseyn fortgeschritten sey. Wäre es je wirklicher

Grundsatz des Ordensganzen oder seiner wahren Gebieter gewesen, so würde uns die Seltenheit seiner Anwendung, da es doch in tausend Fällen das kürzeste und unentdeckbarste wäre, das größte Räthsel seyn. Und wäre es je wahr gewesen, daß eine Gesellschaft diesen Grundsatz hege, was würde Verbannung und Aufhebung gegen sie würken? Es ist der klare Ausspruch des Menschenverstandes hierüber, wenn Heinrich selbst unter der ihm vorgehaltenen Voraussetzung, daß die Jesuiten heimlichen Mord um der Kirche willen erlaubten, (unten S. 61.) ausrief: Wer bürgt mir dann in aller Welt für mein Leben, auch wenn ich die Gesellschaft verbannt lasse? Man erinnere sich an den unter den Abentheurern der Kreuzzüge so fürchterlich beschriebenen Alten vom Berge. Existirte dieser so vielköpfig, wäre er, metamorphosirt in eine Gesellschaft, würklich unsterblich, wer möchte ihm entgehn? — Nein! Die Menschennatur kann fürchterlich ausarten. Herrschsucht und Fanatismus gerade sind gränzenlos. Aber nur Individuen, von verbrannter Einbildungskraft, taumeln bis an den gähen Abgrund hin, zu welchem freylich der gemeinschaftliche Weg hinleitet. In den kältern und umschauendern Lenkern des Ganzen widerspricht, zwar nicht immer das Menschengefühl, aber die rege Einsicht, daß, wer sich alles erlaube, sich auch allen preis gebe. Wodurch würde sich ein Ganzes, welches alles

Ein-

Einzelne aufzuopfern zugäbe, gegen sich selbst schüzen? Das Laster erschrickt vor seiner eigenen Gestalt, wenn sie in ihrer ungeheuren Vollendung sich erblicken läßt. Inconsequent bleibt es auf halbem Wege stehen.

II. In dem Regierungsplan Heinrichs des Großen stund unverrückt: Zähmung von Spaniens Uebermacht! oben an. Der lange Kampf der Ligue was ward er in seinen letzten Jahren als ein blutiger Versuch: wie weit Eine Parthie in Frankreich unfranzösisch genug gemacht werden könne, um sich zum Organ verbrauchen zu lassen, durch welches ihr Vaterland in ein Anhängsel des hochgebietenden Spaniens verwandelt werden sollte. Das Experiment mislang. Zu keiner Zeit hat es den Franzosen erträglich geschienen, einen auswärtigen Schiedsrichter ihrer Unruhen anzuerkennen. Nach tausend vergeblichen Anstrengungen mußte sich der in seinen Gedanken einst unüberwindliche Philipp nicht blos aus Frankreich völlig zurückziehen. Mitten in Paris, während Heinrich seine Königsstadt wieder in Besiz bekam, gieng für den spanischen Weltmonarchen auch Belgien verloren. Er mußte dies nicht zu bemerken scheinen. Mit großer spanischer Kaltblütigkeit wurde nach dem lezten vergeblichen Unternehmen, der Ueberrumplung von Amiens, der Friede zu Vervins so abgeschlossen,

sen, wie wenn von jeher nichts als dieser Friede das Ziel des Haders gewesen wäre. Spanien giebt jeden Fußtritt in Frankreich auf. In französischen Schiffen werden seine letzten dortigen Besatzungen nach Hause gefördert.

Die Memoires de Bellievre et de Sillery contenant un Iournal concernant la negociation de la paix traitée a Vervins l'an 1598. (I. II. partie à la Haye. 1696. 8. 586. S.) enthalten durch den ganzen Briefwechsel dieser beyden französischen Friedensbottschafter eine breite Darstellung von dem feyerlich abgemessenen Rückzug der spanischen Grandezza. Er wich von dem Nationalcharakter dieser Franzosen so sehr ab, daß sie über all der kaltblütigen Ernsthaftigkeit, womit sich die Spanier in ihr Schicksal fanden, gar lange sich selbst nicht überreden konnten, daß es jenen wirklich und in Wahrheit so ganz bitterer Ernst sey.

Wir haben nur das unentbehrlichste ausgelesen; außer den Friedensartikeln selbst, ein auf der Stelle verfertigtes Tagebuch der Verhandlungen, welches der Secretair des päbstlichen Legaten bey der Negotiation, des Cardinals von Florenz, hielt und das nach einer Uebersezung aus dem Italiänischen sich unter den Sammlungen des königlichen Historiographen Godefroy fand. In den jezt genann-

ten

ten Memoiren macht es S. 534 — 586. sehr schicklich den Schluß, da es der ganzen vorherigen Correspondenz zu einer kurzen Recapitulation dient. Für wen schon diese, wie wir fürchten, ihre Längen hat, wie viel mehr würde derselbe bey Durchlesung des ganzen Briefwechsels mit uns einstimmig seyn, daß die wichtigsten Dinge in der Welt — denn was könnte wichtiger seyn, als zwey große Nationen gegenseitig endlich einsehen zu lassen, daß sie sich einander lange Jahre hindurch um nichts und wieder nichts die Hälse gebrochen haben? — auf die langweiligste Weise abgethan werden. So sehr ist alles in gewissen höheren Sphären Sache der Repräsentation. Und wohl der Puppe, wenn ihr nur, während sie immer aufs neue gewickelt wird, nicht jedesmal einige Gelenke mehr höchst bedächtlich ausgerenkt werden!

Was von spanischer Seite bey diesem Friedensschluß nicht zu bemerken ist, das kam von Savoyen her dazu — ein mitten in die Friedenspflanzung eingesenkter neuer Keim zu Zwietracht. Was die beyden großen Mächte sich nicht gegen einander herausnahmen, das wurde jener damals noch weniger als mittelmäsigen Macht gleichsam zum Trost der Unbedeutenheit nachgesehen, daß nehmlich ihr Streit nicht nach dem mit Blut entschiedenen Rechte des Stärkern geradezu abgethan, sondern

auf

auf schiedsrichterliche Milde in die Arme des heiligen Vaters gelegt wurde. Tausende, welche späterhin wegen dieses zurückgebliebenen Zankapfels bluteten, rufen uns aus der Geschichte zu: daß die so schöne persönliche Tugend der Grosmuth da, wo die große Frage von öffentlichem Schuz und Heil, von Sicherheit der Staaten gegen Staaten durch Schwerdt und Klugheit bis zur Entscheidung gebracht ist, keine Stimme haben sollte.

III. Es ist, man kann es dreist behaupten, unmöglich, den Lebensplan eines Menschen, der beydes, Leben und Plan, wirklich gehabt hat, auch nach der besten Uebersicht, welche das Auge des Geschichtforschers von seinem Tode aus bis zum Anfang seiner Wirksamkeit rückwärts aufzusammlen vermag, irgend so zu entwerfen, daß man über seinem Gemälde ausrufen könnte: so stund einst in dem Geiste des Handelnden das volle Urbild gegenwärtig! so entflammte ihn die helle Vorhersehung der Erfolge zur Ausführung und beherrschte von da an den geordnetsten Zusammenhang all seiner Unternehmungen! Die Möglichkeit eines so ausgemessenen Lebenskreises voraussezt, könnte von einem menschlichen Wesen über das andere nichts schauerlicheres ausgesprochen werden, als das, was der Grosinquisitor über Posa sagt: dieses Menschen Leben liegt im Archiv der Santa Casa angefangen

und

und — geschlossen. Aber auch dem seltensten Manne zeigt sich der Genius seines Lebens nie in dieser unverhüllten Klarheit, welche das Zukünftige in die Gegenwart verwandeln würde, wenn er Mittel und Ausgang mit gleich heller Fackel wie Vorsaz und Beginnen zu beleuchten vermöchte. Dem Unternehmenden leuchtet ein Ziel entgegen, das Ideal, was er leisten und wofür er gelten wolle. Aber selbst dieses Bild am Ziele steht ihm nicht so fest, daß es sich nicht bald mit einiger Verkleinerung näher rücken, bald in eine vergrößernde Entfernung hinaus erheben könnte, je nachdem sich Nebel oder Erhellung, ein düsteres oder heiteres Farbenspiel in den Zwischenraum hereinwirft. Und die Wege dahin? Nie sind sie in der Wirklichkeit so gerade, wie sie die reine Regel des Meßkünstlers fordert, wenn sie die große Empfehlung der Kürze haben sollten. Wer kann voraussetzen, welche Krümmung ihn erwartet, wenn er die nächste Felsenschlucht umgangen hat? Was man trift, seinem Ganzen so einzupassen, als ob man es vorher dazu ersehen hätte, dies ist die hohe Kunst der Lebensklugheit. Aber je unwiderstehlicher die grösten Menschengeister jeden neuen Stoff in ihre Form zu fügen wissen, gerade desto auffallender wird die Unmöglichkeit, in die gewaltige Seele irgend einen Lebensplan hinein zu denken, welcher in einem bestimmten Moment wirklich die Bestandtheile alle in sich gefaßt habe, die jezt

ihr Leben selbst, nach dem endlichen Resultat betrachtet, in der Einheit des regelmäsigen Kunstwerks darstellt, gleich als ob die regellosen Myriaden von Zufälligkeiten zum voraus von der Allgewalt der Klugheit festgehalten und dominiert worden wären.

Diese aus der Ansicht von tausend denkwürdigen Lebensgeschichten leicht bestätigte psychologische Bemerkung scheint, wenn man von dem berüchtigten, letzten, großen Projekte Heinrichs des IV. so ganz entgegengesezte *) Urtheile fällt, allzu wenig erwogen zu seyn. Er soll Europa in ein Gemeinwesen von so und so vielen Staaten umzuschaffen, all den Brennstoff von Krieg künftig durch ein höchstes Tribunal der vereinten Mächte abzuscheiden und den Universalfrieden durch die weise Stimme der Gerechtigkeit auf die Erde für immer herabzurufen beschlossen gehabt haben. Der Zug, von welchem ihn der Meuchelmord wegriß, wäre der lezte Feldzug vor dem ewigen Frieden gewesen. Verruchte Hand, welche so sehnsuchtswerthe Hoffnungen ins Nichts verstieß. Und doch, wären sie, einen Augenblick kaltblü-

*) Die allgemeine christliche Republik in Europa, nach den Entwürfen Heinrichs des IV., des Abts von St. Pierre u. a. vorgestellt, nebst einigen Betrachtungen, worin ihre Möglichkeit untersucht wird (von E. Toze) Göttingen, 1752. 8.

blütiger betrachtet, nicht an sich so jovialisch gewesen, daß die Klugheit sie auf jeden Fall für nichts achten müßte; so grotesk, daß man denken müßte, der Mordstahl habe nicht viel mehr als die Kreuz- und Querzüge eines auf Abentheuer ausreitenden Glücksritters so bald anfangs unterbrochen, als man es um der übrigen Ehre des bis dahin großen Königs willen beynahe hätte wünschen müssen?

Die Ausmalungen des Projekts, liest man sie gleich bey Sülly selbst, sind zum theil sonderbar. Aber gerade bis dahin pflegen solche Plane nicht zum voraus bestimmt zu werden. Ein phantasiereicher Mann, wie Heinrich, versezt sich ins Reich der Möglichkeit; sein Scharfsinn, um aus allen ersinnlichen Kombinationen die passendste auszuwählen, läßt sich erst durch die schöpferische Einbildungskraft manchfachen Stoff spielend herbeyschaffen. Er spricht darüber; er treibt heute diesen, morgen jenen — Einfall in redseeliger Vertraulichkeit so ernst und bis aufs äußerste, daß er in diesen Augenblicken Plan heißen kann. So weit mußte ihm auch sein Recht geschehen, um seine glänzendste Seite zu sehen. Allmählich sondert sich aus mehrfachen solchen Planen der haltbarste, für die Ausführung. Und doch ists, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, nur der Totaleindruck der Zeitumstände, welcher aus dem mög-

lichen Vielerley das, was werden soll, zur bestimmten Wirklichkeit ruft.

Dannoch halten wir Heinrichs Projekt, da er im Frühjahr 1610. schon zum Lüften des Vorhangs das lezte Zeichen geben wollte, im Wesentlichen bey weitem nicht für so unvollkommen und schwankend, als man uns nach diesen, doch wohl aus dem eigentlichen Gang des menschlichen Thuns und Treibens aufgefaßten Beobachtungen vielleicht zutrauen möchte. Das Wesentliche davon liegt nur nicht in der vorherbestimmten Staateneintheilung, nicht in dem, so Gott will! höchstweisen, aber ohne Verewigung des Kriegs gewiß ewig executionslosen Areopagus des europäischen Staatenvereins, kurz nicht in diesem oder jenem Scheinbild der Phantasie, an dessen Ausschmückung Heinrich ein und das anderemal das thunlichste versucht haben mochte. Zähmung der Uebermacht Spaniens, dies war das wesentliche, worauf Heinrichs Blick offenbar in seinem ganzen Leben gerichtet blieb. An ihn selbst, wußte er wohl, wagte sich nur noch die im Dunkel schleichende Intrigue. Der Macht hatte er sich zu furchtbar gezeigt. Und im Nothfall sich noch furchtbarer beweisen zu können, war eine Hauptsorge seiner friedlicheren Tage. Dieses war bekannt. Aber auf den Fall seines Todes war — nach der langen Gewohnheit, unter öffentlichen Unruhen allen

ten Privatleidenschaften den Zügel zu lassen und bey der meist nur durch seine persönliche Ueberlegenheit gebändigten Eifersucht Einer herrschenden und Einer nach Herrschaft strebenden zahlreichen Kirchenparthie im Reiche — der nächste Ausbruch der noch überall unter den Großen nistelnden Intrigue so lange mit Gewißheit vorherzusehen, als der böse Nachbar dem innern Zunder neue Funken zusprühen konnte.

Ruhig durfte Heinrich von dem Schauplaz nicht abtreten, wenn er nicht andere Staaten von Spanien so weit abgezogen und politisch-unabhängig gemacht zu haben überzeugt war, daß ihnen die Ruhe von Frankreich um ihrer selbst willen das wichtigste seyn mußte. So konnte er Spanien außer Spanien besiegen, besonders wenn es durchzusezen war, daß gegen die in Teutschland und Italien mächtige Linie jenes Hauses die Menge kleinerer Staaten, welche einigemal sich kaum des politischen Jähtodes hatten erwehren können, sich wenigstens bis zu einem stäten Gleichgewicht durch gewisse Vereinungen emporhob. Ihnen diesen Schwung zu geben, mußte ein drohender Stoß geschehen. Alles war bereit, um Schlag auf Schlag folgen zu lassen, wenn die furchtbare Stellung allein das teutsche Spanien nicht vermögen sollte, bey der Manumission der kleinern Mächte, die es an seine Winke zu binden gewohnt war, ruhiger Zuschauer zu bleiben.

Jeder Vorwand der Bewafnung war zum Anfang eines Unternehmens hinreichend, das auf alle Fälle bey der nächsten Gelegenheit angefangen worden wäre. Die jülichische Sache gewährte den Vortheil, sogleich einige der bedeutenderen von denen, deren Entfeßlung Heinrichs Absicht seyn mußte, (Brandenburg und Pfalz) gegen Frankreich in unauflösliche Verbindlichkeit zu sezen. Was sie hier durch dessen Hülfe erhielten, konnte ihnen blos, wenn Frankreich innerlich ruhig und also für Wirkung nach Außen mächtig blieb, sicherer Besiz seyn.

So einmal erst angefangen, sollte sich dann wohl die Entwiklung dieses ariadneischen Fadens, der Umfang eines bewafneten Friedenssystems, ausdehnen; so weit und wie es gienge. Gegen einen allgemeinen elastischen Aufschwung so vieler zerstreuten Kräfte mußten die spanischen bald in ein leidliches Ebenmaas herabsinken. Jene, einmal zum Selbstgefühl gebracht, konnten nur durch Frankreich festere Haltung hoffen. Frankreichs Wohlstand wurde des größten Theils von Europa Bedürfniß. Wie hätte Heinrichs heissester Wunsch, friedliches Glück seines Vaterlands, eine schönere Gewährleistung erhalten können, als in der Unentbehrlichkeit dieses Glücks für das nehmliche Wohl all der andern Staaten, welche, an sich oder durch Verein, groß genug, um selbstständig zu werden, aber welche glücklicher

licher weise zu klein waren, um durch selbsterweckte Kriege dem Ehrgeiz ihrer Regenten jene blutige Nahrung des Kriegsruhms zu versprechen.

Diese menschenfreundlich kühnen, aber nicht unausführbar chimärischen Aussichten Entfaltung war, bis zum lezten Signale vorbereitet. Eine mächtige Umschaffung des politischen Staatengebäudes trat schon in die Pforten der Würklichkeit. Nur der Einzige, welcher sie einführen konnte, schloß beym Anbruch dieser Morgenröthe für alle irdische Aussichten plözlich die Augen.

Aufmerksam gemacht *) auf eine Seltenheit der herzoglich weimarischen Bibliothek, wodurch dieser staunenswürdige Wechsel der Dinge in einem hie und da gezierten, aber erwünscht umständlichen Detail dargestellt ist, untersuchten wir die kleine Schrift und fanden sie einer Aufnahme unter die gleichzeitigen Schriften der Augenzeugen wehrt. Riccio ist nicht ihr Verfasser. Dieser war nach dem ganzen Inhalt auf dem Schauplatz, worauf innerhalb weniger Tage alle Erwartungen so hoch gespannt und so durchschneidend abgespannt wurden,

*) — durch Meusel im XXXIX Bande der Allg. Welthistorie — Geschichte von Frankreich S. 104. wo dieser Literator das kleine Werkchen ausdrücklich als Seltenheit der Weimarischen Bibliothek auszeichnet.

gegenwärtig. Er sah selbst den gemordeten König und seinen Mörder, wie die vorhergegangenen Prachtaufzüge. Jede Tagsgeschichte, jede Sage hat er aufgesammelt, vornehmlich jedes Wort aus den lezten Tagen des großen Todten. An seinem Todestage verfolgt er seine Schritte. Seine laute Verehrung der Königinn macht ihn in allem, was nicht das persönliche Verhältniß derselben gegen ihren Gemahl betrift, nicht minder glaubwürdig. Partheyisch haben wir ihn nirgends gefunden. Er beweist sich im ganzen Umfang seiner Erzählung so unterrichtet, daß man ihm einige Tiraden von Gelehrsamkeit und Andacht wohl übersehen kann. Weil auch diese zu seiner Charakteristik dienen und sein Schriftchen schon wegen seiner Seltenheit Uebersetzung verdiente, verboten wir uns, gegen diese Auswüchse das Messer zu gebrauchen.

Das Original der italiänischen Uebersetzung ist auf 176 Seiten in klein Octav abgedruckt. Eine devote Dedication des Verlegers Giacomo Violati (di Venetia. Adì 8 Octobrio 1614.) weyht es dem auch auf dem Titel genannten Gio. Tadeo Bianchi, Conte di Piano. Aber, leyder! ohne einen Wink über Ursprung und Geschichte des Büchelgens — das wir also nicht anders zu nehmen und zu geben wissen, als es sich selbst giebt.

IV. Was Ravaillac betrift, ist aus der nehmlichen Sammlung, welche über Barriere und Chatel uns urkundenmäsig unterrichtet, dem Supplement der Memoires de Conde. Wer folgenreiche Würkungen nicht ohne eine ungeheure Verkettung von Ursachen, wer Begebenheiten, welche so ganz den Moment der wichtigsten Entscheidungen treffen

und

und durchschneiden, nicht ohne mirakulöse Vorrichtungen glaublich findet und dem, was der Vernünftige, weil es zutrift, Zufall nennt, sein Recht nicht lassen will, wie sehr findet sich dieser durch die so ganz isolierte That des bigoten Elenden widerlegt! Nichts als die Verrücktheit dieses einzelnen Himmelverdieners bedurfte es, um in dem Augenblick, wo man sagen konnte: jetzt oder später nicht mehr! einen die Erdenhälfte durchkreuzenden Plan mit zwey Fauststößen zu zernichten.

Welch ein Erdengeschlecht wir sind, dessen Verwandlungen — ob sie Jahrhunderte früher oder später erfolgen sollen, mit der Gewissensangst und den Visionen eines Selbstpeinigers unzertrennlich zusammenhängen. Doch, weg von dieser über die Geschichte hinauseilenden Frage!

Zur Ehre der Menschheit erhellt aus den genauesten Forschungen über Ravaillacs Greuelthat, daß wenigstens die Bosheit, daß am allerwenigsten vatermörderische, landesverrätherische, meuchelnde Bosheit an dem blutigen Hinwegraffen des gleich guten und großen Königs keinen Antheil hatte. Soviel seinem großen Gegner, dem furchtbar bedrohten, so weit ausgebreiteten Herrscherhause von Spanien, gerade in dem damaligen Momente an der Frage: ob Heinrich noch Jahre oder Minuten zu leben haben solle? liegen mußte; dennoch findet der unpartheyische keine Spur, daß irgend ein Glied der erbitterten Stamms jene Frage willkührlich sich selbst zu beantworten gestrebt habe. — Wer gewinnt nicht Zutrauen zu den Menschen, wenn er sieht, daß sie, auch wo der höchste Eigennuz und das Leben eines Einzelnen gegeneinander auf der Wag-

schale liegen, millionenmal gegen Einen entgegengesezten Fall durch den leise warnenden Laut des Gewissens den Reiz zum höchnuzbaren, oft so leicht zu verheimlichenden Frevel erstickt und das letzte Verbrechen wenigstens durch das rege Gefühl von seiner Niederträchtigkeit besiegt haben. So oft von dem Athemzug Eines Menschen Wohl und Wehe vieler abhängt und dannoch der Mann seinen Gang, von Meuchelliſt ungestört, forteſezt, so sagt sein Daseyn laut aus: seyen die Menschen noch so sehr von ihrer Würde gesunken; doch ist Eigennuz nicht ihr einziger, nicht einmal ihr höchster Gebieter! Wo er am mächtigsten seyn müßte, beugt sich dieser große Despot des Menschenherzens einer geheimen, noch höheren Rücksicht; einer Rücksicht, welche sogar bey den meisten nur durch ein ahnungsvolles Helldunkel würkt. Wie erst, wenn sie überall in der hehren Klarheit ihrer Gründe strahlen und warnend, durch Pflichtbegeisterung, die Herzen schmelzen könnte!

Ruhe sanft, Selbstschöpfer deines Throns! Vielversuchter, für das Wohl deines gedrückten Volks im großen Thätiger! Auch an deinem Grabe muß die Menschheit nicht über eine Schande erröthen. Ein undurchschauliches Verhängniß; aber nur eines Einzelnen Irrtum war Dein Tod!

Inhalt

des XIV Bandes der Memoiren.

Einleitung. Nachlese von Bemerkungen zu den letzten Regierungsjahren Heinrichs des IV.

nebst Anzeige der Quellen, aus welchen der Inhalt dieses Bandes geschöpft ist. Seite 1

I. Auswahl gleichzeitiger Denkschriften über das Mordattentat des Pierre Barriere S. 33—42

und des Jean Chatel S. 3—32. 43—62

II. Tagebuch über die Friedensunterhandlungen zu Vervins (in der Pikardie) vom 6. Febr. bis letzten May 1598. 66

Arti-

Artikel des Friedens. Seite 136
Separatartikel 160

III. Ueber die letzten Kriegsrüstungen und den Tod Heinrichs des IV. (Eine aus dem Italiänischen hier das erstemal übersetzte seltene, gleichzeitige Flugschrift.) 167

IV. Gerichtliches Verfahren gegen den Königsmörder Franz Ravaillac.

Vorberichtliche Notizen aus dem Supplement der Memoires de Condé 285

Die Inquisitionsurkunden selbst. 342

Voltaire's Urtheil über den vielfach verbreiteten falschen Argwohn von höheren planvollen Mitschuldigen. 349

Auswahl

von

gleichzeitigen Denkschriften

über

die Mordthat

des

Pierre Barriere,

und des

Jean Chatel,

auch über die Verbannung und Wiederherstellung der Jesuiten unter Heinrich IV.

I.

Kopie eines Schreibens von König Heinrich dem Vierten *) an die Bürgermeister, Rathsherrn, Einwohner und Beysassen der Stadt Lyon; über den gegen seine Person beabsichtigten Mord.

(Gedrukt im Jahr 1595).

An Unsere Sehr Werthe und Vielgeliebte, die Bürgermeister, Rathsherrn, Einwohner und Beysassen Unsrer Stadt Lyon.

Sehr Werthe und Vielgeliebte,

Ihr werdet hier die Nachricht von dem Unglücksfall vernehmen, welcher Uns beynahe betroffen hätte, und wie Uns Gott nach seiner Barmherzigkeit auf eine wunderbare Weise vor demselben bewahrte.

*) Dies Schreiben ließ der König unmittelbar nach seiner Verwundung ergehen, um seine Unterthanen wieder zu beruhigen, welche diesfalls, wie leicht zu erachten, in Angst

Wir waren nur erſt vor ein paar Stunden auf Unſrer Rückreiſe aus der Picardie in dieſer Stadt angekommen, hatten Uns noch nicht einmal umgekleidet, und wollten eben im Beyſeyn Unſrer Vettern, des Prinzen von Conty, Grafen Soiſſons und Grafen von Saint Paul, wie auch einiger dreyßig bis vierzig der vornehmſten Herrn und Cavaliere Unſers Hofs, die Herrn von Ragny und von Montigny empfangen, welche Uns noch nicht bewillkommt hatten. Da kam ein junger Burſche, Namens Peter *) Chaſtel, kleiner Statur, ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt, eines in hieſiger Stadt wohnenden Tuchhändlers Sohn, welcher ſich mit der übrigen Geſellſchaft ins Zimmer geſchlichen hatte, ſo zu ſagen ganz unbemerkt auf Uns los, und wollte Uns, mit einem Meſſer in der Hand, einen Stich in den Leib verſetzen; ſtatt deſſen aber (da wir eben im Begriff waren, den vorerwähnten Herrn von Montigny und von Ragny, welche Uns ihr Compliment machen, wieder aufzuhelfen, und Uns folglich gebückt hatten) traf der Stoß ins Geſicht, und zwar rechter Hand auf die Oberlippe, wo er Uns einen Zahn beſchädigte, welcher abbrach. Der Böſewicht wurde ſogleich verhaftet, wollte zwar die That anfangs läugnen, geſtand ſie aber gleich nachher von freyen Stücken. Bis jetzt hat man noch nichts weiter von ihm herausbringen können, als daß er drey Jahre lang im Collegium der Jeſuiten erzogen wurde; man vermuthet aber,

Angſt und Schrecken gerathen waren. Es iſt zu vermuthen, daß es in allen Hauptſtädten von Frankreich circulirte. Sein Inhalt zeugt von dem unbefangenen furchtfreyen Charakter dieſes Königs, der ſich durch nichts aus der Faſſung bringen ließ; zugleich aber auch von ſeiner Religioſität.

*) Sein Name war eigentlich Johann, wie aus den Acten erhellet; der Vater aber hieß Peter.

aber, daß er dort dergleichen schöne Instructionen erhalten habe. Vor der Hand hatten wir nichts dringenders zu thun, als Unsern Gott für die besondere Gnade, wodurch er Uns vor dieser Mordthat beschützte, Unsern Dank abzustatten. Zu dem Ende ließen Wir sogleich in allen Kirchen hiesiger Stadt das Te Deum singen, und die Einwohner gaben ihre Theilnahme auf allen Straßen durch Freudenfeuer zu erkennen. Wir befinden Uns, Gott sey Dank! so wohl, daß Wir Uns dieses Vorfalls wegen nicht einen Augenblick früher als sonst zu Bett legen werden. Auch hoffen Wir die löbliche Absicht nicht zu verfehlen, welche zu Unsrer Rückreise Veranlassung gab; nemlich dem Stiftungsfeste des Heiligengeistordens und den damit verbundenen Feyerlichkeiten beyzuwohnen zu können. Wir wollten nicht unterlassen, Euch diese Nachricht unverweilt mitzutheilen, damit Uns nicht etwa jemand zuvorkomme und Euch oder andern von Unsern treuen Dienern vergeblichen Kummer verursache. Hauptsächlich aber geschieht es darum, damit Ihr Gott Euer feyerliches Dankopfer darbringen, und ihn anrufen wollet, daß er Uns je und allezeit vor dergleichen mörderischen Anfällen in seinen heiligen Schutz nehme. Durch die oftmalige Wiederholung derselben, legen Unsre Feinde ihre boshaften Absichten mehr als zu deutlich an den Tag; denn da sie einsehn, daß ihnen Gott seinen Beystand entzogen hat, so verfallen sie auf die allerabscheulichsten Entwürfe, die aber hoffentlich zu ihrem Verderben ausschlagen werden.

Gegeben zu Paris, am sieben und zwanzigsten Tage des Decembers 1594.

Unterzeichnet: Heinrich.

Und weiter unten: Forget.

2.

Rechtliches Verfahren

des Pariser Parlements, gegen den Jesuiterschüler Johann Chastel, wegen der von ihm beabsichtigten Ermordung des Allerchristlichsten Königs und Herrn, Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich und Navarra.

Nebst einigen Beylagen,

enthaltend

die Verurtheilung des Königsmörders, die Parlementsschlüsse gegen die Jesuiten, und die entsetzliche Geschichte der verruchten Mordthat, welche Peter Barriere auf Anstiften der Jesuiten gegen den besagten König beabsichtigte.

(Nach der gedrukten Kopie von 1595.)

Am sieben und zwanzigsten December, ein tausend fünf hundert vier und neunzig, Abends zwischen sechs und sieben Uhr, wo der Allerchristlichste König, Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra, wieder zu Paris anlangte, kam Johann Chastel, welcher von Paris gebürtig, im Collegium der Jesuiten verköstigt und erzogen worden, und neunzehn Jahre alt war, in das Louvre, näherte sich dem Könige, und versetzte ihm, als Seine Majestät sich eben bückten, und einem in Dero Diensten stehenden Cavalier, der Denenselben seine Ehrfurcht bezeugt hatte, umarmen wollten, einen Messerstich gegen den Mund, welcher die Oberlippe

pe durchschnitt, und noch tiefer eingedrungen sein würde, wenn er nicht gerade die Zähne getroffen hätte. Er ließ hierauf sein Messer fallen und suchte zu entwischen; aber ein Kapitän von der Garde bemächtigte sich seiner, und nahm ihn in Verhaft. Ihro Majestät, welche nur allzugern Gnade vor Recht ergehen lassen, hatten dies kaum bemerkt, als sie dem, welcher ihn fest hielt, sogleich Befehl gaben, ihn wieder loszulassen, mit dem Beyfügen, daß ihm verziehen sey. Auf die Nachricht, daß dieser Bursche ein Jesuiterschüler wäre, sagten Se Majestät: mußte denn sogar mein eigner Mund gegen die Jesuiten zeugen? Der verhaftete Königsmörder wollte die That anfangs läugnen, gestand sie aber nachher, und ward dem königlichen Hofrichter überantwortet, der ihn in eines von den Gefängnissen des Fort l'Evesque bringen ließ. Hier fragte man ihn, wer er sey; warum er eingeführt worden; ob er nicht den König ermorden wollen; auf was für Art er ihn verwundet habe; und ob das Messer etwa vergiftet gewesen sey? Nachdem man ihn den Eid hatte ablegen lassen, sagte er Folgendes aus: er sey ein Schüler, und deswegen verhaftet, weil er den König ermorden wollen, den er jedoch nur verwundet habe; er sey fest entschlossen gewesen, sein Vorhaben auf eine oder die andere Art ins Werk zu setzen; deswegen habe er ein bloßes Messer im Ermel bey sich getragen, und solches zwischen Hemd und Fleisch verborgen; mit diesem Messer habe er den König im Gesicht verwundet, weil Se. Majestät sich eben gebückt hätten; seines Wissens sey es kein vergiftetes, sondern ein ganz gewöhnliches Messer gewesen, dessen man sich in seines Vaters Haus zum alltäglichen Gebrauch bedient habe. Er sey schon mehrmals Willens gewesen, den König bey der ersten Gelegenheit ums Leben zu bringen; da nun heute gegen Abend eine Menge Leute zu Pferd und zu

Fuß, mit Windlichtern und Fackeln vorübergezogen wären, als er, Inquisit, eben in der Straße Saint Houore und zwar am Ende der Straße d'Austruche gestanden, so habe er sich bey einem von Adel, oder wes Standes er sonst gewesen seyn möge, erkundigt, welches der König sey? Der von Adel habe ihm hierauf einen gewiesen, welcher Pelzhandschuhe angehabt hätte, und gesagt, dies sey der König. Von diesem Augenblick an habe er fest beschlossen, sein boshaftes Vorhaben auszuführen, weswegen er auch sogleich dem König bis in ein Zimmer des Louvre nachgeschlichen sey, wo er mit dem Messer nach ihm gestochen, und ihm dasselbe in den Mund gestoßen habe. Nach vollbrachter That habe er das Messer von sich geworfen, und entfliehen wollen, auch bey seiner Verhaftnehmung geläugnet, daß er derjenige sey, welcher dem Könige den Stich versetzt habe. Dies gestand er aber nachher, als der Wahrheit gemäs; auch legte er bey fernerer Untersuchung das Bekenntniß ab, er habe schon längst den Vorsatz gehabt, diesen Streich auszuführen, und würde, da derselbe mißlungen sey, ihn gern zum zweitenmal wiederholen, wenn er nur könnte; denn er sey fest überzeugt, daß der römisch apostolisch katholischen Religion ein wesentlicher Dienst dadurch geschähe. Heute wären es gerade acht Tage, daß er von neuem angefangen habe über die Ausführung seines Unternehmens nachzudenken, und Vormittags gegen eilf Uhr sey er zu dem Entschluß gekommen, das zu thun, was er nun wirklich gethan hätte. Zu dem Ende habe er das Messer, welches in seines Vaters Hause auf dem Küchentisch gelegen, hinweggenommen, und es auf sein Studierzimmer getragen. Dann sey er zu Tisch gegangen und habe in Gesellschaft seines Vaters Peter Chastel, seiner Mutter Dionysia Hazard, seiner mit einem gewissen le Comte verheyratheten ältern Schwe-

ster,

ſter, Namens Catharina, und mit ſeiner jüngern Schweſter, Magdalena Chaſtel, zu Mittag geſpeist. Außer dieſen Perſonen wären noch im Hauſe geweſen Peter Rouſſel, Simone Thurie und Luiſe Camus. Nach dem Mittagseſſen hätten ihn ſein Vater und ſeine Mutter ermahnt, einen guten Lebenswandel zu führen, welches er ihnen auch verſprochen habe. Hernach ſey er in die Vesper, und von da wieder in ſeines Vaters Haus gegangen. Dieſer habe ihn ſodann mit in die Stadt genommen, um jemanden zu beſuchen, der als Rath beym Chaſtelet angeſtellt ſey. Als ſie denſelben nicht angetroffen hätten, ſeyen ſie mit einander in die Kirche Saint Jean gegangen. Nach erfolgter Zurückkunft in ſeines Vaters Haus, ſey er abermals ausgegangen, nachdem er vorher das Meſſer, welches er ſchon in der Kirche Saint Jean bey ſich gehabt, in ſeinem Wamsermel verſteckt habe. Als er befragt wurde, was er an dieſem Tage ſonſt noch gethan, und mit wem er geſprochen habe; gab er zur Antwort, er ſey Morgens acht Uhr aufgeſtanden, und vor die Stadt gegangen, und habe zu Saint Laurens Meſſe gehört. Als man ihn fragte, wes Standes er ſey, und wo er ſtudiert habe; ſagte er, das Meiſte habe er den Jeſuiten zu danken, denn bey dieſen habe er drey Jahre zugebracht, und zwar das letztemal unter der Aufſicht des Pater Johann Gueret Jeſuiterordens. Dieſen nemlichen Pater Gueret habe er noch den Freytag oder Sonnabend vorher geſprochen, ehe er die That begangen habe. Sein Vater, Peter Chaſtel, hätte ihn zu denſelben geführt, um ihn wegen einer Gewiſſensſache zu Rath zu ziehen, die darin beſtanden habe, daß er (Inquiſit) ſeiner vielen und großen Sünden wegen, an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln wollen. Er ſey nemlich oft Willens geweſen, die allerabſcheulichſten Sünden wider die Natur zu begehen, habe ſie auch mehr-

mals gebeichtet, aber immer geglaubt, daß er sie auf keine andere Art abbüßen könne, als wenn er eine recht ausgezeichnete That vollbringe. Zum öftern sey er daher auf den Einfall gekommen, den König zu tödten, habe auch seinem Vater den Gedanken und Vorsatz eröfnet, daß er dies thun wolle; sein Vater habe ihm aber geantwortet, dies sey eine böse That. Da er ein Agnus Dei, ein Skapulier, und einen Rosenkranz um den Hals trug, so frug man ihn, von wem er diese Dinge bekommen habe; ob man ihn vielleicht überreden wollen, daß er dadurch unverwundbar gemacht werde und folglich den König leichter umbringen könne; auch begehrte man zu wissen, wenn er das letztemal gebeichtet habe. Er antwortete: das Agnus Dei und das Skapulier sey ihm von seiner Mutter verehrt worden, den Rosenkranz habe er selbst angereiht; gebeichtet habe er noch am letztverflossenen Allerheiligenfeste, und zwar bey Ehren Claudius l'Allemant, Pfarrherrn zu Saint Pierre-des-Assis; außerdem aber auch bey Ehren Jacob Benard, einem Weltgeistlichen, und bey Ehren Lucas Morin, der bey der vorbesagten Kirche als Meßpriester angestellt sey. Hierauf zeigte man ihm das Messer vor, womit er den König verwundet hatte. Er agnoscirte dasselbe, so wie er auch drey Zettel agnoscirte, worauf folgendes Anagramm des königlichen Namens stand: Henry de Bourbon, Graille, Bouvier, Tyran, Brandon de la France (Heinrich von Bourbon, Fettwanst, Blutsauger, Tyran, Strohfackel Frankreichs); so auch neun kleine Papierblättchen, die er eigenhändig auf beyden Seiten beschrieben hatte, und worauf das Bekenntniß seiner Sünden enthalten war. Diese Papiere waren in seines Vaters Hauskeller versteckt. Er hatte auf diesen neun Blättchen seine Sünden in eben der Ordnung notirt, wie die zehn Gebote auf einander folgen; als, er habe am Daseyn Gottes

gezweifelt; er könne seinen Nächsten nicht leiden, und besitze überhaupt keine Menschenliebe; er sey undankbar gegen Vater und Mutter gewesen; als er von einem seiner Lehrer befragt worden sey, ob er nicht eine gewisse widernatürliche Sünde (die aber nicht nahmhaft gemacht wird) treibe, habe er es fälschlich und mit der größten Unverschämtheit geläugnet, und deswegen befürchte er, daß er nicht würdig zur Beichte gegangen sey. Auch habe er noch mehr dergleichen Schandthaten und Abscheulichkeiten getrieben, und unter andern seine Schwester nothzüchtigen wollen. Dies sey die Ursache, warum er glaubte, daß er sich jederzeit einer Todsünde schuldig gemacht habe, wenn er zur Beichte und zum heiligen Abendmal gegangen sey. Seit dieser Zeit habe er sich auch immer mit den Gedanken beschäftigt, eine oder die andere Mordthat zu begehn, und namentlich den König ums Leben zu bringen.

Während dieses ersten Verhörs, verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, daß der König nur leicht verwundet worden, und daß das Messer nicht vergiftet gewesen sey. Es ward daher gleich ein öffentliches Dankfest veranstaltet, und in der Liebfrauenkirche das Te Deum laudamus gesungen. Tags darauf schickte man das Protocoll dem Parlementshofe zu, und brachte den Arrestanten in die Conciergerie, wo er von einigen der vornehmsten Parlementsherrn verhört wurde. Hier wiederholte er das Nemliche, was er bereits von dem königlichen Hofrichter ausgesagt hatte. Man legte ihm die Frage vor, worin denn eigentlich die ausgezeichnete That bestehe, deren Vollbringung er sich zur Buße für die auf seinem Gewissen haftenden schweren Sünden auferlegt habe? Er antwortete: darin, daß er den König ermorden wollen, dem er aber nur eine leichte Wunde an der Lippe beygebracht habe, weil das Mes-

ser

ſer gerade vor einen Zahn gekommen ſey, wiewohl er, Inquiſit, gar keinen Widerſtand geſpürt habe. Seine Abſicht ſey eigentlich geweſen, dem Könige das Meſſer in die Gurgel zu ſtoßen, indem er befürchten müſſen, daß es an einem andern Theile des Körpers, der vielen Kleidungsſtücke wegen, nicht eindringen möge. In der Ueberzeugung, daß er von Gott verlaſſen, und gleich dem Antichriſt zur Verdammniß beſtimmt ſey, habe er von zween Uebeln das kleinſte wählen wollen, indem es doch immer erträglicher ſey, die Höllenquaal nur ut quatuor und nicht ut octo, zu erdulden. Man frug ihn, wie er denn in dieſem verzweiflungsvollen Gemüthszuſtande nun eigentlich dran ſey; ob er denn noch immer fürchte verdammt zu werden, oder ob er glaube, daß ſeine Seele durch jene verruchte That die Seligkeit erlangen würde? Er antwortete: er hoffe allerdings, daß die Vollziehung dieſer That dazu dienen werde, ſeine Leiden zu vermindern; denn es ſey ganz gewiß daß er weit härtere Strafen zu fürchten gehabt hätte, wenn er mit Tode abgegangen wäre, ohne wenigſtens einen Verſuch gemacht zu haben, den König ums Leben zu bringen, und daß er nun bey weitem nicht ſo hart beſtrafet werden würde, nachdem er ihn habe ermorden wollen. In ſo fern halte er allerdings dafür, daß die geringere Beſtrafung eine Art von Seligkeit gewähre, wenn man ſie mit der größern vergleiche. Als man von ihm zu wiſſen begehrte, wie er denn zu dieſer ganz neuen Art von Theologie gekommen ſey, erwiederte er: vermittelſt der Philoſophie. Als man ihn fragte, ob er vielleicht im Jeſuitencollegium Philoſophie ſtudiert habe, antwortete er: Ja, und zwar unter Anleitung des Pater Gueret, bey welchem er dritthalb Jahr zugebracht habe. Man erkundigte ſich ferner, ob er auch in dem Meditationszimmer geweſen ſey, wo die Jeſuiten diejenigen ein-

zuſperren pflegten, welche ſchwere Sünden auf ihrem Gewiſſen hätten. Sie bekämen dort allerley Teufelsgeſtalten zu ſehn, welche dem Vorgeben nach dazu dienen ſollten, ſie zu einem beſſern Lebenswandel anzutreiben, ihre Gemüther zu erſchüttern, hauptſächlich aber ſie durch dergleichen Lectionen zu Vollbringung einer oder der andern ausgezeichneten That zu reizen. Er antwortete: in dieſem Meditationszimmer ſey er gar oft geweſen. Man begehrte zu wiſſen, wer in Denn eigentlich beredet habe, den König zu ermorden. Seine Antwort war: er habe an mehrern Orten vernommen, man könne den Grundſaz ohne alles Bedenken annehmen, daß es erlaubt ſey den König zu tödten. Die Leute von welchen er dies gehört habe, hätten den König einen Tyrannen genannt. Man fragte ihn hierauf, ob es nicht etwas ſehr Gewöhnliches ſey, daß die Jeſuiten den Königsmord für erlaubt hielten. Er erwiederte: allerdings habe er gehört, daß ſie dieſen Satz bejahet und geſagt hätten, es ſey erlaubt den König zu ermorden, er gehöre nicht zur Kirche, man habe nicht nöthig ihm zu gehorſamen, oder ihn für einen König zu halten, bis ihn der Pabſt in dieſer Eigenſchaft anerkannt habe. Als hernach der Inquiſit vor der Grandchambre, im Beyſeyn der dazu gehörigen Herrn Präſidenten und Räthe, wie auch der ſämmtlichen Mitglieder der Tournelle, nochmals verhört wurde, gab er die nemlichen Antworten, wiederholte und behauptete auch ausdrücklich den Grundſatz, daß es erlaubt ſey Könige zu morden, ja ſogar den regierenden König; weil, ſagte er, derſelbe nicht zur Kirche gehöre, indem ihn der Pabſt noch nicht anerkannt habe. Endlich fällte das Parlement ein Urtheil, deſſen Inhalt folgendergeſtalt lautet.

Extract

Extract aus den Protocollen des Parlements.

Nachdem sich der Parlementshof nebst der Grandchambre und Tournelle versammelt, den vom königlichen Hofrichter angefangenen, nachher aber auf Ersuchen des, die Stelle des Imploranten und Anklägers vertretenden, königlichen Generalprocurators, vor dem nemlichen Parlement vollends instruirten Criminalproceß, gegen Johann Chastel, einen von Paris gebürtigen, noch unlängst im Clermontischen Collegium studirenden Schüler, dermalen aber, wegen einer, gegen die Person des Königs beabsichtigten, ganz abscheulichen und fluchwürdigen Mordthat, in den Gefängnissen der Conciergerie sitzenden Arrestanten, in Erwägung gezogen, und die dem besagten Johann Chastel vorgelegten Fragartikel mit dessen Aussagen verglichen hat; nachdem hiernächst der besagte Johann Chastel wegen der besagten Mordthat vor dem besagten Parlement verhört, ingleichen auch Johann Gueret, ein zu der so genannten Congregation und Gesellschaft vom Namen Jesu gehöriger, in dem besagten Collegium wohnender Priester und ehemaliger Lehrer des Johann Chastel, nebst Peter Chastel und Dionysia Hazard, des besagten Johann Vater und Mutter, ebenfalls vor besagtem Parlement vernommen, sodann auch das Gutachten des Generalprocurators in Ueberlegung genommen, und alles wohl und gehörig untersucht worden ist; So ergehet hierauf das rechtliche Erkenntniß, welches also lautet:

Das besagte Parlement hat nemlich erklärt, und erklärt hiermit, daß besagter Johann Chastel überzeugt und überführt worden ist, sich des Verbrechens der beleidigten Majestät gegen Gott und Menschen im allerhöchsten Grade schuldig gemacht zu haben, weil er einen eben so verruchten als abscheulichen Mord an der

Per-

Perſon des Königs verüben wollen. Zur Strafe für dies Verbrechen, hat es den beſagten Johann Chaſtel verurtheilt, und verurtheilt es ihn hiermit, vor der Hauptthür der Pariſer Kathedralkirche in bloßem Hemde, eine zweypfündige brennende Wachskerze in der Hand haltend, öffentliche Kirchenbuße zu thun, daſelbſt niederzuknieen, und vor jedermann zu bekennen, daß er jene unmenſchliche und gräßliche That auf eine eben ſo boshafte als meuchelmörderiſche Art wirklich unternommen, den König mit einem Meſſer im Angeſicht verwundet, auch während des Proceſſes, zu Folge der ihm beygebrachten grundfalſchen und verdammlichen Lehrſätze, geäuſſert habe, daß der Königsmord erlaubt, und daß der jetztregierende König, Heinrich der Vierte, nicht eher als ein Mitglied der katholiſchen Kirche zu betrachten ſey, bis ihn der Pabſt dafür anerkannt habe; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geſchehen iſt ſoll man ihn auf einem Karren nach dem Greveplatz führen, dort ſeine Arme und Schenkel mit glühenden Zangen zwicken, ihm das Meſſer, womit er den beſagten Königsmord vollziehen wollte, in ſeine rechte Hand geben, und ſie abhauen, dann ſeinen Körper von vier Pferden zerreißen laſſen, denſelben nebſt den übrigen Gliedmaſen ins Feuer werfen, zu Aſche verbrennen, und die Aſche in die Luft ſtreuen. Ferner hat das Parlement erklärt, und erklärt es hiermit, daß alles und jedes, was dem beſagten Johann Chaſtel eigenthümlich zugehört, in Beſchlag genommen und dem königlichen Fiscus anheimgefallen ſey. Auch ſoll er, ehe man ihn zum Richtplatz führt, mit dem erſten und zweyten Grade der Tortur belegt werden, damit er ſowohl ſeine Mitſchuldigen entdecke, als auch über verſchiedene aus dem beſagten Proceß entſpringende Reſultate, gehörige Auskunft gebe. Hiernächſt hat das Parlement allen und

jeden,

jeden, wes Standes und Charakters sie immer seyn mögen, verboten, und verbietet es ihnen hiermit, sich, wofern sie nicht als Verbrecher der beleidigten Majestät bestraft seyn wollen, weder an einem öffentlichen, noch an irgend einem andern Orte, der obbesagten Reden und Ausdrücke zu bedienen, welche das besagte Parlement für solche erklärt hat, und hiermit erklärt, welche lästerlich, aufrührisch, dem Worte Gottes zuwider laufend, und vermöge der heiligen Satzungen als ketzerisch verdammt worden sind. Auch verordnet es, daß die im Clermontischen Collegium befindlichen, so wie überhaupt alle zu der besagten sogenannten Gesellschaft gehörigen Priester und Schüler, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, wie auch als Feinde des Königs und des Staats, sich aus Paris, wie überhaupt aus allen Städten und Ortschaften, wo sie ihre Collegien haben, binnen drey, aus dem ganzen Königreich aber binnen vierzehn Tagen, nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Parlementsschlusses, entfernen sollen, und zwar unter der Bedrohung, daß man sie, wofern sie sich nach Verlauf dieser Frist noch daselbst betreten lassen, als Missethäter und als solche bestrafen werde, die sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht haben. Alle ihnen zugehörige Güter, sowohl bewegliche als unbewegliche, sollen zu milden Werken verwendet werden, und über die Vertheilung derselben wird das Parlement das weitere verfügen. Schlüßlich ergeht an alle königliche Unterthanen das ausdrückliche Verbot, junge Studierende außer Landes zu schicken, und sie in den Collegien der besagten Gesellschaft unterrichten zu lassen, und zwar unter der nemlichen Bedrohung, daß man sie widrigenfalls als Verbrecher der beleidigten Majestät bestrafen werde. Auf Befehl des Parlements, wird man gegenwärtigen Beschluß allen Aemtern und Landvogteyen, deren Gerichts-

richtsbarkeit hierbey mit ins Spiel kömmt, im Auszuge zuschicken, damit sie dessen Vorschrift und Inhalt befolgen. Den Amtleuten und Landvögten, wie auch deren allgemeinen und besondern Stellvertretern, wird hiermit zugleich auferlegt, nach Verlauf der oben bestimmten Frist ihren Befehl strächlich zu vollziehn, wobey ihnen die Substituten des Generalprocurators hülfreiche Hand leisten sollen, sodann aber binnen Monatsfrist dem besagten Parlemente sowohl die Namen der Contravenienten anzugeigen, als auch von ihren weitern Vorkehrungen Bericht zu erstatten, widrigenfalls aber zur wohlverdienten Strafe den Verlust ihrer Stellen zu gewärtigen. Unterzeichnet, Du Tillet.

Obiges Urtheil ist über den besagten Johann Chastel wirklich gesprochen und an ihm vollstreckt worden, Donnerstags, den neun und zwanzigsten December ein tausend fünf hundert vier und neunzig.

Während der gerichtlichen Proceduren, worauf obiger Rechtsspruch erfolgt, schickte das Parlement einige Deputirte in das Clermontische Collegium, welches die Jesuiten bewohnten, und ließ ihnen eine Menge Papiere wegnehmen. Man fand unter andern einige Manuscripte von der eignen Hand des zur sogenannten Gesellschaft Jesu gehörigen Priesters, Johann Guignard, welche pasquillantischen Inhalts waren. Er hatte sie seit jenem Zeitpunkt verfaßt und aufbewahrt, wo der König Heinrich IV. das gnädigste Edict ergehen ließ, kraft dessen er seinen aufrührischen Unterthanen zu Paris alles zu verzeyhen und zu vergessen versprach, als sie Gott wieder in seine Hände gab. Guignard hatte sich darin nicht nur sehr ehrenrühiger Ausdrücke gegen den vorigen und den

jetztregierenden König bedient, sondern er suchte zugleich durch allerley sophistische aufrührerische Grundsätze zu beweisen, daß es allerdings erlaubt gewesen sey den vorigen König zu ermorden; gab auch zugleich Anleitung, seinen Nachfolger, den dermaligen König, ebenfalls ums Leben zu bringen. Er sagte unter andern:

1) Wenn man am Bartholomäustage im Jahr 1572 die Königsader geöfnet hätte, so würden wir nicht, wie es dermalen der Fall ist, statt des Fiebers die hitzige Krankheit davon getragen haben. Sed quicquid delirant Reges — Da man des Bluts schonte, so verheerten sie Frankreich mit Feuer und Schwert; et in caput reciderunt mala.

2) Der Nero (Wüthrich) ist durch einen Clement (Sanftmüthigen) ums Leben gebracht worden. Ein wahrer Mönch hat den verstellten Mönch in die andere Welt geschickt.

3) Einen Nero wollen wir nennen den französischen Sardanapal, einen Bearnischen Fuchs, einen portugiesischen Löwen, eine engländische Hündin, einen schwedischen Greif, und ein sächsisches Schwein.

4) Ihr könnt leicht denken, daß es ein schöner Anblick war, drey solche Könige zu sehen, wenn sie anders den Namen Könige verdienen; nemlich den vorigen Tyrannen, den Bearner, und den anmaßlichen Monarchen von Portugall Don Antonio.

5) Das schönste Anagram, welches man je aus dem Namen des abgeschiedenen Tyrannen verfertigte, war dies, wodurch man die Worte herausbrachte: O le vilain Herode!

6) Die

6) Die Heldenthat des Jacob Clement, welche unſere Gottesgelehrten eine Gabe des heiligen Geiſtes nennen, ward von dem verſtorbenen Prior der Jacobiten, Namens Bourgoing, einem wahren Bekenner und Märtyrer, aus mehrern Gründen mit Recht geprieſen; nicht nur zu Paris, wo ich es, als er das Buch Judith erklärte, ſelbſt mit anhörte, ſondern auch vor dem ſchönen Parlement zu Tours. Ja, was noch mehr iſt, der beſagte Burgoing hat dieſen Glauben ſogar mit ſeinem Blut beſiegelt, und durch ſeinen Tod geheiligt. Man verlaſſe ſich demnach ja nicht auf das Vorgeben der Feinde, welche behaupten wollen, daß er jene That in den letzten Augenblicken ſeines Lebens gemißbilligt, und mit Abſcheu davon geſprochen habe.

7) Die franzöſiſche Krone kann und muß dem Hauſe Bourbon genommen und auf ein anderes transferirt werden.

8) Da der Bearner nunmehr zur katholiſchen Religion übergegangen iſt, ſo würde er, wenn man ihm die Mönchskrone aufſetzte, weit billiger behandelt werden, als er es verdient. Man ſollte ihn daher in ein gut disciplinirtes Kloſter ſtecken, um daſelbſt Buße zu thun, daß er Frankreich ſo viel Unheil zugefügt hat, und Gott zu danken, daß er ihm die Gnade erzeigt und ihm noch vor ſeinem Ende zur Erkenntniß geholfen habe.

9) Kann man ihn nicht abſetzen, ohne daß Krieg entſteht, ſo ſey dann Krieg. Kann man ihn nicht bekriegen, anklagen und hinrichten, ſo ſchlage man ihn todt.

Aus dieſen Sätzen erhellt mehr als zu deutlich, daß das Urtheil welches das Parlement über den Königsmörder Johann Chaſtel fällte, und in deſſen Gemäßheit die Jeſuiten aus Frankreich verbannt wurden,

ein sehr gerechtes Urtheil war, und daß es in der That ein göttlicher Ausspruch genannt zu werden verdient; denn die Schriften der Jesuiten Guignard zeigen sattsam, wie höchst gefährlich und ruchlos die Lehre dieser Menschen ist, und worauf sie eigentlich abzweckt.

Als das Parlement diese Schriften durchgesehn hatte, ließ es ihren Verfasser, Guignard, citiren, legte ihm dieselben vor, und stellte ihn darüber zur Rede. Er erkannte sie an, gestand auch, daß er sie verfaßt und mit eigener Hand geschrieben habe. Demzufolge faßte das Parlement nachstehenden Beschluß.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem sich das Parlement nebst der Grandchambre und Tournelle versammelt, den von einem seiner Räthe, auf Ersuchen des Generalprocurators, erhobenen Criminalproceß, gegen Johann Guignard, ehemaligen Priester und Rector des in hiesiger Stadt Paris befindlichen Clermontischen Collegiums, dermalen aber, wegen einiger von ihm verfaßten, von seiner Hand geschriebenen, die an dem hochseligen Könige verübte Mordthat billigenden, und zur Ermordung des jetzt regierenden Königs aufmunternden Schriften, in den Gefängnissen der Conciergerie sitzenden Arrestanten in Erwägung gezogen, und die dem besagten Guignard vorgelegten Fragartikel mit dessen Aussagen verglichen hat; nachdem hiernächst die besagten ihm vorgezeigten Schriften als seine eigene Arbeit und Handschrift von ihm anerkannt, das Gutachten des königlichen Generalprocurators darüber eingeholt, auch besagter Guignard vor dem besagten Parlemente über die in besagten Büchern enthaltene, ihm zur Last fallende Dinge vernommen und verhört, mithin alles wohl und gehörig

hörig unterſucht worden iſt; So ward hierauf Folgendes zu Recht erkannt:

Das beſagte Parlement hat nemlich erklärt, und erklärt hiermit, daß beſagter Guignard des Verbrechens der beleidigten Majeſtät wirklich ſchuldig und überwieſen ſey, weil er die beſagten Bücher, voll aufrühriſcher und gefährlicher Irrlehren, verfaßt und geſchrieben, auch vermittelſt derſelben behauptet habe, daß der beſagte Königsmord rechtmäßig ſey, und daß man ſogar den jetztregierenden König, Heinrich den Vierten, umbringen dürfe. Zur Strafe für dies Verbrechen, hat es den beſagten Guignard verurtheilt, und verurtheilt es ihn hiermit, vor der Hauptthür der Pariſer Kathedralkirche, in bloßem Hemde, mit einem Strick um den Hals, und eine zweypfündige brennende Wachskerze in der Hand haltend, öffentliche Kirchenbuße zu thun, daſelbſt niederzuknien, und vor jedermann zu bekennen und zu erklären, daß er fälſchlicher boshafter und wahrheitswidriger Weiſe geſchrieben habe, der hochſelige König ſey auf eine rechtmäßige Art von Jacob Clement ermordet worden, und wenn der jetztregierende König nicht im Kriege ums Leben käme, müſſe man es ihm ebenfalls mit Gewalt nehmen; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geſchehen iſt, ſoll man ihn nach dem Greveplatz führen, an einen daſelbſt zu errichtenden Galgen hängen und erdroſſeln, nachher ſeinen Leichnam am Fuße des Galgens verbrennen und in Aſche verwandeln. Ferner hat das Parlement erklärt, und erklärt hiermit, daß alles und jedes, was dem beſagten Guignard eigenthümlich zugehört, in Beſchlag genommen, und dem königlichen Fiscus anheim gefallen ſey.

Obiges Urtheil iſt über den beſagten Guignard wirklich geſprochen und an ihm vollſtreckt worden, den

ſiebenten Januar, ein tauſend fünf hundert und fünf und neunzig.

Am nemlichen Tage ward auch dem Lehrer des Königsmörders, Namens Johann Gueret, ingleichen ſeinem Vater, Peter Chaſtel, wie auch ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, ihr Urtheil angekündigt. Eine der letztern hatte ſich bey der Nachricht daß man ihren Bruder in Verhaft genommen habe und ins Gefängniß führe, verlauten laſſen: die Jeſuiten hätten ihrem beſagten Bruder gewiß einen böſen Rath gegeben. Nachdem man dieſe Leute, nemlich den Gueret, Peter Chaſtel, deſſen Frau und Töchter, ihre Bedienten und Mägde, wie auch den Pfarrer zu Saint Pierre-des-Aſſis, nochmals verhört hatte, ward ihnen folgender Palementsſchluß bekannt gemacht.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem ſich das Parlement nebſt der Grandchambre und Tournelle verſammelt, und den vom königlichen Hofrichter angefangenen, nachher auf Erſuchen des, die Stelle des Imploranten und Anklägers vertretenden, königlichen Generalprocurators, vor dieſem nemlichen Parlament vollends inſtruirten Criminalproceß gegen Johann Gueret, einen zur ſogenannten Congregation und Geſellſchaft vom Namen Jeſu gehörigen, zeither im Clermontiſchen Collegium wohnenden Prieſter, und ehemaligen Lehrer des unlängſt auf Befehl des Parlaments zum Tode verurtheilten Johann Chaſtel, zugleich auch gegen den zu Paris wohnenden Bürger und Tuchhändler Peter Chaſtel, und deſſen Eheweib Dionyſia Hazard, als des beſagten Johann Chaſtels

Vater und Mutter, ferner gegen Johann le Comte, deſſen Eheweib Katharina Chaſtel und ihre Schweſter Magdalena Chaſtel, als der beſagten Eheleute, Peter Chaſtel und Dionyſia Hazard Töchter, wie auch gegen deren Bedienten und Mägde Namens Anton de Villiers, Peter Rouſſel, Simone Thurie und Luiſe Camus, ingleichen gegen die drey bey der Kirche Saint Pierre-des-Aſſis angeſtellte Prieſter Ehren Claudius Allemant, Ehren Jacob Benard, und Ehren Lucas Morie, welche vorbenannte Perſonen ſamt und ſonders dermalen in den Gefängniſſen der Conciergerie als Arreſtanten verhaftet ſind, in gehörige Erwägung gezogen; nachdem hiernächſt die Fragartikel, Geſtändniſſe und Ausflüchte der beſagten Arreſtanten, vor dieſem nemlichen Parlamente verleſen, der beſagte Johann Chaſtel mit ſeinem Vater dem beſagten Peter Chaſtel confrontirt, der beſagte Peter Chaſtel in beſondere Unterſuchung genommen und mit den hierüber abgehörten Zeugen confrontirt, der, über den beſagten Johann Chaſtel, wegen des gegen die Perſon des Königs beabſichtigten Mords, verhängte Proceß nochmals durchgegangen, das Protocoll des am verwichenen neun und zwanzigſten Decembers über ihn gefällten Todesurtheil abgeleſen, das Gutachten des königlichen Generalprocurators eingereicht, ferner auch in Betref des Gueret, Peter Chaſtel und der Hazard, wegen der in den Acten vorkommenden Beſchuldigungen anderweitige Verhöre veranſtaltet, die denſelben auf Befehl des mehrbeſagten Parlements vorgelegten Fragen, nebſt den darauf erfolgten Geſtändniſſen und Ausflüchten in Ueberlegung gezogen, und folglich alles reiflich und wohl unterſucht worden; So ward hierauf Folgendes für Recht erkannt:

In Betracht der in beſagtem Proceß vorkommenden Umſtände, verbannte das beſagte Parlement und verbannt es hiermit den Gueret und Peter Chaſtel aus

Frankreich, und zwar den besagten Gueret auf immer, besagten Chastel aber auf neun Jahre, letztern jedoch ebenfalls auf immer aus der Stadt Paris und den dazu gehörigen Vorstädten, also und dergestalt, daß ihnen zugleich auferlegt wird, sich auf das genaueste nach dieser Vorschrift zu richten, oder widrigenfalls zu gewärtigen, daß man sie ohne weitere Nachfrage und Umstände aufhängen werde. Ferner erklärte das besagte Parlement und erklärt es hiermit, daß das sämmtliche dem besagten Gueret zugehörige Eigenthum dem königlichen Fiscus heimgefallen sey, den besagten Peter Chastel aber verurtheilte es und will es hiermit nochmals verurtheilen, dem Könige eine Geldbuße von zwey tausend Thalern zu entrichten, welche zur Verköstigung und Verpflegung der in der Conciergerie befindlichen Arrestanten verwendet werden soll, wes Endes er nicht eher aus dem Kerker zu lassen, auch die Zeit seiner Landesverweisung nicht eher zu berechnen wäre, als von dem Augenblick an, wo er die besagte Geldstrafe baar erlegen wird. Dem zunächst gebietet das besagte Parlement, daß man das Wohnhaus des besagten Peter Chastel zusammenreißen, zertrümmern und der Erde gleich machen, den auf diese Art erledigten öffentlichen Platz nie wieder bebauen, hingegen aber auf diesem nemlichen Platze zum immerwährenden Andenken der verabscheuungswürdigen gegen die Person des Königs beabsichtigten Mordthat, eine hohe Denksäule errichten, verschiedene Platten daran befestigen, und diese mit einigen Inschriften versehen soll, worin die Ursachen angezeigt werden, warum man jenes Haus niedergerissen und diese Denksäule errichtet habe, welches alles von dem Verkauf der Baumaterialien des besagten niedergerissenen Hauses zu bestreiten wäre. Was endlich die übrigen Arrestanten, als: die besagte Hazard, den le Comte, die Katharina und Magdalena Chastel, den de Villiers,

de Villiers, Rouſſel, die Thurie und Camus, den l'Allemant, Benard und Morin anbelangt, ſo verordnet das beſagte Parlement, ſie wieder auf freyen Fuß zu ſetzen.

Obiges Urtheil iſt der Hazard, dem le Comte, der Katharina und Magdalena Chaſtel, dem de Villiers und Rouſſel, der Thurie und Camus, wie auch dem l'Allemant, Benard und Morin, am ſiebenten Tage des Januars, dem Gueret und Peter Chaſtel aber am zehnten Tage des beſagten Monats im Jahr ein tauſend fünf hundert fünf und neunzig angekündigt worden.

Aus vorſtehenden Actenſtücken erhellt, daß das Parlement ſowohl bey der Inſtruirung dieſes Proceſſes, als auch bey der Urtheilsverfaſſung alles Mögliche beobachtete, was man nur irgend von einer guten, zweckmäßigen, unpartheyiſchen Juſtizpflege erwarten kann, und daß hiebey nicht die allergeringfügigſte Formalität vernachläſſigt wurde, ſo daß dergleichen Parlementsſchlüſſe gar keiner Rechtfertigung bedürfen. Was das Parlement gegen die Jeſuiten verfügte, war im Grunde das Nemliche, was es ſchon vorher in Rückſicht des Vorfalls verordnet hatte, welcher ſich am letzten Auguſt 1593 zu Melun ereignete, und es that jetzt eigentlich weiter nichts, als daß es bey der Verurtheilung des Peter Chaſtel jenes frühere Verfahren zur Richtſchnur nahm, in deſſen Gemäsheit es den Criminalproceß gegen Peter Barriere betrieben hatte. Dieſer Menſch hatte zu Lyon verſchiedene Prieſter um Rath gefragt, und ihnen unter andern Sünden gebeichtet, daß er Willens ſey den König zu ermorden. Man nahm ihn daher beym Kopf, und zwar auf die Anzeige eines ſehr frommen und bey allen gutdenkenden Franzoſen ungemein beliebten Ordensgeiſt-

lichen, Namens Frater B. F. und der, welcher ihn entdeckte hieß de B. F. — Barriere gestand auch wirklich, daß er ausdrücklich in der Absicht nach Hof gekommen sey, den König ums Leben zu bringen, und daß ihn ein gewisser Jesuit Namens Varade, welcher sich täglich die abscheulichsten Schmähreden gegen den König erlaubte, dazu angetrieben habe. Auf Zureden dieses Jesuiten hatte sich Barriere das Messer gekauft, womit er die That vollbringen wollte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne veranlaßte der Pfarrer zu Saint Andre-des-Arts, welchem er sein Vorhaben entdeckt hatte. Dieser rieth ihm nemlich, sich diesfalls an den besagten Varade, Rector des Jesuitencollegiums, zu wenden, welcher ihn auf alle mögliche Art in dem Entschluß den König ermorden zu wollen bestärkte. Varade versicherte ihn unter andern, daß er ganz unfehlbar die Märtyrerkrone im Himmel davon tragen würde, wenn er auch allenfalls über jener That ertappt werden und sein Leben einbüßen sollte. Als er bey diesem nemlichen Varade beichtete, beschwor ihn derselbe bey dem Sacrament der Beichte und des heiligen Abendmahls, daß er doch jene That ja vollbringen und Frankreich von der Herrschaft des Königs von Navarra befreyen möchte, welchen er einen Tyrannen schalt.

Außer dieser Beschuldigung fielen aber den Jesuiten auch noch ganz andere Dinge zur Last. Das Parlement brachte nemlich in Erfahrung, daß zween Schweitzer auf ihrer Reise durch Besançon, wenige Tage vor der vom Chastel beabsichtigten Mordthat, mit zween Männern gesprochen hatten, die als Jesuiten gekleidet waren, und vorgaben daß sie nach Rom wollten. Diese Männer hatten sich unter andern verlauten lassen, der König von Navarra werde in der Kürze entwe-

der

der getödtet oder doch wenigſtens verwundet werden, und dieſer Streich bleibe gewiß nicht aus, da er ſo zu ſagen vom Himmel komme.

Man erinnerte ſich hiernächſt, daß man die Feinde des Königs, bey Gelegenheit des Jubiläums welches unlängſt zu Rom ausgeſchrieben wurde, hatte ſagen hören, dies ſey eine gute Ermahnung, daß man den Bearner darnieder ſchmettern ſolle; nicht anders, als wäre dies eine verdienſtliche That. Wirklich hatten die Spanier hierauf gerechnet, welche nur erſt ganz neuerlich nach Bretagne gekommen waren, in der Abſicht den dortigen Rebellen Beyſtand zu leiſten. Auch hoften die Jeſuiten darauf, und ſogar die welche zu Paris wohnten. Es ward in der Folge gerichtlich erwieſen, daß einige dieſer letztern, zu der Zeit als ihre Collegien gleich nach der Verwundung des Königs von Soldaten umringt wurden, einander durch die Zimmerthüren zugerufen hatten: Surge frater, agitur de Religione!

Ferner fand man auch im Collegium der beſagten Jeſuiten mehrere gegen den König gerichtete Anagrammen, wie auch verſchiedene Themata, welche die Sprachlehrer ihren Schülern dictirt hatten, und deren Inhalt darauf hinaus gieng, daß man den Tod ſtandhaft erdulden, und ſich dadurch nicht abhalten laſſen müſſe, die Tyrannen zu ſtürzen. Uberdies hat man Beweiſe, daß die Lehrer im Clermontiſchen Collegium, von der Zeit an, wo der König die Einwohner von Paris wider zum Gehorſam brachte, ihren Schülern ausdrücklich verboten für Seine Majeſtät zu beten, und daß ſie denen mit dem Bann drohten welche der Meſſe beywohnten, die für Seine Majeſtät geleſen würde.

Hiernächſt brachte man in ſichere Erfahrung, daß der Jeſuit Alexander Hains, ein gebohrner Schottländer, öffentlich gelehrt habe, man müſſe ſich verſtellen,

und

und dem Könige zum Schein eine Zeitlang gehorchen, wobey er sich zum öftern des Ausdrucks bediente: Jesuita est omnis homo. Auch legte man diesem Jesuiten zur Last, er habe mehrmals geäußert, daß er, wenn der König bey dem Collegium der Jesuiten vorüberfahre, sich gern zum Fenster hinabstürzen wollte, wofern er versichert wäre, daß er ihm durch diesen Fall das Genick brechen würde. Als man ihm den Proceß machte, fand sich jedoch, daß ihm dergleichen Ausdrücke noch vor jenem Zeitpunkt entfallen waren, wo Paris wieder unter königliche Botmäßigkeit kam. Deswegen ward er auch glimpflicher als Guignard behandelt, wie aus nachstehendem Parlementsschluß erhellet.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

„Nachdem sich das Parlement nebst der Grandchambre und Tournelle versammelt, den, auf Ersuchen des die Stelle des Anklägers vertretenden königlichen Generalprocurators, vor diesem nemlichen Parlement angefangenen und instruirten Criminalproceß, gegen Alexander Haius, einen zur sogenannten Congregation und Gesellschaft vom Namen Jesu gehöriger Priester, welcher dermalen in den Gefängnissen der Conciergerie als Arrestant sitzt, in Ueberlegung genommen, diesfalls Erkundigungen eingezogen, Fragartikel und Zeugenverhöre veranstaltet, auch dem königlichen Generalprocurator sein Gutachten abgefodert hat; nachdem hiernächst der besagte Haius vor dem besagten Parlemente wegen der ihm zur Last liegenden und in den Acten des besagten Criminalprocesses umständlich enthaltenen Beschuldigungen verhört und vernommen, folglich alles reiflich und wohl untersucht worden; So ward hierauf Folgendes für Recht erkannt:

Daß

Daß das besagte Parlement, wegen der in besagtem Proceß enthaltenen Umstände, den besagten Haius auf immer und ewig aus dem Königreich Frankreich verbannte, und hiermit wirklich verbannt, wobey ihm zugleich bedeutet wird, diesen gegen ihn erlassenen Verbannungsbefehl nie zu überschreiten, oder widrigenfalls zu gewärtigen, daß man ihn ohne alle Umstände an den Galgen hängen und erdrosseln werde.

Obiges Urtheil ist dem besagten Haius vor dem Gitterfenster seines in der Conciergerie befindlichen Gefängnisses wirklich angekündigt worden, am zehnten Tage des Januars, ein tausend fünf hundert fünf und neunzig.

Aus anderweitigen Nachrichten ergab sich, daß einige Jesuiten, welche man darüber zur Rede stellte, warum sie denn gleichwohl in Frankreich blieben, da sie sonst niemanden als nur dem Pabst Treue und Gehorsam gelobt hätten, die Antwort ertheilten: ihr Gelübde werde durch ihren Aufenthalt in diesem Reiche ganz und gar nicht verletzt, denn Seine päbstliche Heiligkeit hätten sie diesfalls vermittelst eines Breve dispensirt, und ihnen erlaubt, sich nach den Zeitumständen zu richten.

Zu allem Ueberfluß lief auch noch unterm siebenten Januar die Nachricht von Bourges ein, daß ein gewisser Jesuitenschüler daselbst, Namens Franz Jacob, sich habe verlauten lassen, er sey der Mann, welcher den König ums Leben bringen würde, wenn er nicht schon todt wäre; er halte aber gänzlich dafür, daß ihn schon ein anderer ermordet habe.

Ferner brachte man zu Paris in Erfahrung, daß in dem dortigen Jesuitencollegium allerley ehrenrührige Aufsätze, Anagrammen und Gedichte gegen den König

nig verfertigt worden seyen, die denen nicht unähnlich wären, welche man bey dem Königsmörder Johann Chastel gefunden habe, und dergleichen die Handschriften des Jesuiten Guignard enthielten.

Außerdem wurde bewiesen, daß verschiedene Jesuiten junge Leute verführt, an sich gelockt, und ohne Vorwissen ihrer Eltern hinwegpracticirt hatten, um sie in ferne Länder zu schicken. Ja man machte sogar einem gewissen Johann le Bel, welcher noch kurz vorher das Clermontische Collegium frequentirte, deswegen den Proceß, weil er einen jungen Menschen, der zu Poitiers studierte, und Franz Veron hieß, gegen den Willen seines Vaters, des Herrn Parlementsprocurators Pregent Veron, mit aller Gewalt hatte überreden wollen, den Jesuiten, gegen das ausdrückliche Verbot des Parlements, außerhalb Landes zu folgen. Dieser nemliche le Bel kam hiernächst auch deswegen in Inquisition, weil man verschiedene von den Jesuiten dictirte Abhandlungen und Aufsätze bey ihm fand, die er in ihrem Collegium mit eigener Hand nachgeschrieben und heilig aufbewahrt hatte, weil sie die verdammlichsten Anweisungen zu Verbrechen gegen die Regenten enthielten, und weil darin die abscheuliche Ermordung des hochseligen Königs als eine sehr löbliche That gepriesen wurde, wie aus nachstehendem Parlementsschluß sattsam erhellt.

Extract aus den Protocollen des Parlements.

Nachdem das Parlement den von einem seiner Räthe, auf Ersuchen des, die Stelle des Imploranten vertretenden, königlichen Generalprocurators, erhobenen und instrairten Criminalproceß, gegen Johann le Bel, einen noch unlängst in dem allhier befindlichen Clermontischen Collegium studirenden Schüler, derma-

len

len aber in den Gefängnissen der Conciergerie verhafteten Arrestanten, in Erwägung gezogen; nachdem hierauf die, ihm, in Betref eines gewissen Sendschreibens und anderer von ihm recognoscirten Schriften, vorgelegten Fragartikel verlesen, das Gutachten des königlichen Generalprocurators darüber eingeholt, hiernächst auch der besagte le Bel vor dem besagten Parlement wegen der ihm zur Last liegenden Beschuldigungen verhört und vernommen, folglich alles reiflich und wohl überlegt worden ist; So ward hierauf für Recht erkannt:

Daß das besagte Parlement wegen der in dem besagten Proceß vorkommenden Umstände, den besagten le Bel verurtheilt hat und hiermit wirklich verurtheilt, in der Grandchambre des Parlements, und zwar bey voller Versammlung, in bloßem Hemde, barfuß und mit entblößtem Haupte, in der Hand eine zweypfündige brennende Wachskerze haltend, öffentliche Abbitte zu thun, daselbst niederzuknien, und vor jedermann zu bekennen, daß er auf eine eben so verwegene als unkluge Art, den auf der Universität zu Poitiers studirenden Schüler Franz Veron verführen und verleiten wollen, den ehedem sogenannten Priestern und Schülern des Clermontischen Collegiums, und den zu ihrer Gesellschaft gehörigen Mitgliedern, gegen das ausdrückliche Verbot des besagten Parlements außerhalb Landes nachziehen zu wollen. Ingleichen, daß er die von einigen Mitgliedern der besagten Gesellschaft in die Feder dictirten, und von ihm eigenhändig in dem besagten Clermontischen Collegium nachgeschriebenen Exercitien und Aufsätze höchst unbesonnenerweise aufbewahrt und bey sich behalten habe, worin nicht nur die verdammlichsten Anleitungen zu Verbrechen gegen die Regenten enthalten seyen, sondern auch die verruchte

und

und abscheuliche Ermordung König Heinrichs des Dritten, glorreichen Andenkens, gelobt und gepriesen werde; welches alles er nunmehr bereue, und Gott, dem Könige und der Obrigkeit abbitte. Wenn dies geschehen ist, soll er auf Befehl des Parlements immer und ewig aus Frankreich verbannt seyn, wie es ihn denn hiermit wirklich verbannt, und zwar mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß er dies Verbannungsdecret nie übertreten, oder widrigenfalls gewärtigen solle, ohne weitere Umstände und Formalitäten an den Galgen gehangen und erdrosselt zu werden. In Betref seines Vermögens hat das Parlement erklärt, und erklärt es hiermit, daß solches in Beschlag genommen und dem königlichen Fiscus heim gefallen sey, weswegen auch sogleich hundert baare Goldgulden vorläufig davon genommen und zu verschiedenen nothwendigen Reparaturen in der Conciergerie verwendet werden sollen. So geschehen im Parlemente den ein und zwanzigsten März; dem besagten le Bel aber publicirt, und in der Grandchambre des besagten Parlements vollzogen, den zehnten April ein tausend fünf hundert fünf und neunzig.

Hieraus kann man ersehen, wie gerecht das Urtheil war, welches das Parlement über den Königsmörder Johann Chastel und die Jesuiten ergehen ließ, um dadurch den König vor Unglück zu bewahren, die königliche Würde aufrecht zu erhalten, die Staatsverfassung zu schützen und die Wohlfahrt des ganzen französischen Volks zu befördern.

3.

Entsetzliche Geschichte

der verruchten Mordthat, welche gegen den Allerchristlichsten König, Heinrich, den Vierten dieses Namens, König von Frankreich und Navarra, auf Anstiften der Jesuiten von Peter Barriere beabsichtigt wurde.

Ich will Ihnen diese Geschichte von Barriere treulich erzählen, und Sie können mir diesfalls glauben, auf Gefahr meines Vermögens, meines Leibes und Lebens, und meiner Ehre. Denn ich habe dieselbe von einem meiner Freunde, der mein zweytes Ich ist, und gerade zu der Zeit in Melun war, als sich dieser Vorfall daselbst ereignete. Er sprach den Barriere zweymal in Gegenwart seines Richters Lugoli, sah ihn hinrichten, hörte alles und jedes mit an, was er, auf dem Rade liegend, bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, hatte das Messer, wovon ich hernach reden werde, selbst in der Hand, und mußte späterhin auf ausdrücklichen Befehl des Königs einen Extract aus den Acten verfertigen, der einem Manifest, welches im ganzen Königreiche verbreitet wurde, zur Grundlage diente. Diesen Extract hat er mir mitgetheilt, und ich habe ihn jetzt vor mir liegen.

Als sich der König mit Gott versöhnt, und einen Waffenstillstand mit denen geschlossen hatte, die damals seine Feinde waren, brach er von Saint Denis auf,

und wollte sich nach Fontaineblau begeben. Da er nach Melun kam, erhielt er von Ludwig Brancaleon, einem ihm ganz unbekannten italiänischen Edelmann, die Nachricht, daß sich ein gewisser Soldat ausdrücklich von Lyon in der Absicht auf den Weg gemacht habe, ihn ums Leben zu bringen. Er solle dies glauben; denn er (Brancaleon) habe diesen Menschen nicht nur mit eigenen Augen gesehn, sondern sogar im Jakobinerkloster mit ihm getrunken. Es sey ein großer handfester Kerl, von starkem Gliederbau, habe einen nußbraunen Bart, und trage ein Wamms von Korduanleder, nebst pomeranzengelben Gammaschen. Da der König nicht leicht aus der Fassung kömmt, aber gleichwohl immer sehr vorsichtig zu handeln pflegt, so ließ er sich weiter nichts merken, sondern schickte sogleich nach dem Lugoli, der damals bey dem Hofrichteramte als Oberpolizeyintendant angestellt war. Diesem eröfnete er alles was man ihm geschrieben hatte, und trug ihm zugleich auf, unter der Hand in der Stadt nachspüren zu lassen, ob man vielleicht einen Menschen wahrnähme, der oben beschriebenermaßen aussähe. Noch des nemlichen Tags kam ein Denunciant, und erzählte, er habe zwar seinen Mann in der Wohnung des Königs erblickt, da aber noch mehrere Leute um ihn gewesen wären, sey er ihm ganz unvermuthet wieder aus den Augen entwischt. Gott hatte es so beschlossen, daß er erst des andern Tags ertappt werden sollte. Der Böse wicht hatte sich nemlich in einem Dorfe einquartirt, das aus den Ueberbleibseln der ehemaligen Vorstadt Saint Lieue bestand. Da er nun durch das Thor Saint Jean in die Stadt gehen wollte, warf man, nach Maaßgabe der obbeschriebenen Kennzeichen, Verdacht auf ihn, und nahm ihn in Verhaft. Dies geschah den sieben und zwanzigsten August 1593. Lugoli ließ ihn sogleich ins Gefängniß setzen, wo er verhört wurde, und da er

sich

sich in seinen Aussagen nicht gleich blieb, diese Sache aber gleichwohl von der äußersten Wichtigkeit war, so belegte man ihn an Händen und Füßen mit Ketten. Als sich Lugoli hinwegbegeben hatte, fragte die Frau des Kerkermeisters, welche Anne Rousse hieß, den Gefangenen, was er zu essen begehre. Seine Antwort war: er wolle weder essen noch trinken, man solle ihm lieber Gift bringen. Diese Antwort fiel allen, welche sie mit anhörten, sehr auf, und hatte die Folge, daß man genauer auf ihn Acht gab. Im nemlichen Gefängniß saß unter andern ein Priester, welcher sich Messire Pierre l'Hermite nannte, und nach der verdorbenen Lebensweise der Priester damaliger Zeit, als ein eifriger Anhänger der Ligue unter den Truppen derselben mit zu Feld gezogen war. Barriere hatte kaum von ihm vernommen, daß sie beyderseits der nemlichen Parthey gedient hätten, als er sich näher mit ihm bekannt machte. Nachdem sie eine Zeitlang mit einander gesprochen hatten, fragte ihn der Priester, ob er nicht etwa ein Messer bey sich habe. Der andere glaubte, dies sey Wasser auf seine Mühle, und antwortete: Ja! Im nemlichen Nu zog er ein Messer aus seinen Beinkleidern hervor. Ungefähr zween Zoll lang vom Heft, war die Klinge sowohl auf der Schärfe als auf dem Rücken nicht im geringsten von einem andern Messer unterschieden, in den nächsten fünf Zollen war es zweyschneidig wie ein Schwert, und die Spitze war hohl geschliffen, nach Art eines Dolchs; kurz, es war ein wahres Mordmesser, das seine Bestimmung gewiß nicht verfehlt haben würde. Der Priester betrachtete es lächelnd, und sagte, dies Messer sey wohl gut zum Nägelabschneiden, wenn man es aber bey ihm wahrnähme, würde es ihm unfehlbar das Leben kosten. Barriere bat ihn, es irgendwo zu verbergen. Dies versprach ihm der Priester, und nahm es zu sich; gleich darauf aber ließ er den Lugoli rufen, er-

Wort davon erwähnt, daß er dem Könige nach dem Leben trachte. Gegen alle diese Zeugen, welche ihm unter die Augen gestellt, und deren Aussagen in seinem Beyseyn verlesen wurden, hatte er nicht nur nichts einzuwenden, sondern er gestand auch, daß ihr Zeugniß der Wahrheit gemäs sey, bis auf den einzigen Umstand, daß er dem Brancaleon das Vorhaben, welches er gegen den König im Schilde führte, entdeckt haben solle; doch läugnete er nicht, daß er zweymal bey den Jacobiten mit ihm gegessen und getrunken habe. Nachdem nun Lugoli die peinliche Klage auf diese Art gehörig eingeleitet hatte, deputirte der König, durch eigene diesfalls ausgefertigte Befehle, sechs Mitglieder seines Staatsraths, und unter diesen zween Präsidenten der obersten Justizstellen, welche das Verbrechen des Barriere vollends untersuchen und über ihn nach Urtheil und Recht erkennen sollten. Daß nicht hinlängliche ja mehr als zu viele Beweise vorhanden wären, kraft deren er für schuldig erklärt und seines Verbrechens überführt werden kann, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen; er, welcher das Bekenntniß ablegte, daß er Willens gewesen sey den König vor seiner Bekehrung zu ermorden, und noch nach dessen Bekehrung vier Ordensgeistliche zu Lyon um Rath fragte, ob er ihn rechtmäßigerweise ermorden könne; er, dem ein angesehener Zeuge unter die Augen sagte, daß er zu eben der Zeit mit ihm getrunken habe, wo er eben im Begrif gewesen sey, sich in der vorerwähnten Absicht am königlichen Hofe einzufinden, und von welchem er dem Könige nach allen Merkmalen, woran man ihn erkannte, beschrieben worden war; er, den sein Gewissen dergestalt quälte, daß er gleich bey seinem Eintritt ins Gefängniß statt der Nahrungsmittel bloß Gift begehrte; bey dem man ein Messer von obbeschriebenem Calibre fand; er, sage ich, der seinem Vorgeben zu

Folge

Folge, eine ansehnliche Stelle bey der Ligue bekleidete, sie freywillig niederlegte, und gleichwohl nach Hofe kam, um wieder Dienste zu suchen. Wirklich ergieng auch am ein und dreyßigsten August das Todesurtheil über ihn: Man solle ihn auf einem Karrn durch die Straßen fahren, und mit glühenden Zangen zwicken, dann nach dem großen Marktplatz bringen, ihm das Mordmesser in die rechte Hand geben, und sie verbrennen; hernach solle man ihn auf ein Schaffot legen, und ihm vom Henker die Arme, Schenkel und Beine entzwey schlagen lassen; nach seinem Tode solle man seinen Leichnam in Asche verwandeln, und diese ins Wasser werfen, seine Wohnung niederreißen, und seine sämmtliche Habe im Namen des confisciren; auch solle er, ehe man ihn zum Richtplatz führe, den ersten und zweyten Grad der Tortur bekommen, damit man aus seinem eigenen Munde vernehme, wer diejenigen seyen, die ihn zu diesem abscheulichen Unternehmen verleitet hätten.

Bis jetzt nehmen Sie noch nichts an diesem Arrestanten wahr, das den zu Paris befindlichen Jesuiten zur Last fallen könnte, und eben so wenig werden Sie bemerken, daß er verrückt gewesen sey, wie Montagne verbürgen wollte. Er zeigt sich vielmehr als einen listigen Kerl, der sich auf alle mögliche Art zu vertheidigen sucht, und von dem seine Richter nur erst nach viermaligem Verhör herausbringen konnten, was sie von der wahren Beschaffenheit der Sache wissen. Allein an eben dem Tage, wo man ihm sein Urtheil bekannt macht, deputirt man zween seiner Richter nebst dem Lugoli, welche ihm die Tortur geben lassen, und seine Aussagen zu Protocoll nehmen sollen. Als der Böswicht sieht, daß es Ernst wird, bittet er inständig, man solle ihn doch ja nicht foltern, er wolle gern alles

ausführlich gestehn. Dem zufolge bekräftigte er alles was sich zu Lyon ereignet hatte, auf eben die Art, wie es dem Könige vom Brancaleon vorgetragen worden war. Er bekannte nemlich, daß er während seines Aufenthalts in jener Stadt mit vier Ordensgeistlichen, einem Carmeliter, Jacobiten, Capuziner und Jesuiten, gesprochen, mit ihnen den Plan zu Ermordung des Königs gemeinschaftlich verabredet, und Tags darauf, als an Mariähimmelfahrt, in dieser Absicht sich auf den Weg gemacht habe. Bey seiner Ankunft zu Paris, habe er sich in der Straße de la Hurette einquartirt, und sich erkundigt, wer wohl unter der dortigen Geistlichkeit am eifrigsten der Ligue zugethan sey. Als man ihm den Pfarrer zu Saint Andre-des-Arts genannt habe, sey er sogleich zu ihm gegangen, und habe ihm sein Vorhaben entdeckt. Der Pfarrer hätte es sehr gebilligt, ihm zu trinken vorgesetzt und gesagt, er werde sich auf diese Art nicht nur sehr berühmt machen, sondern auch das Paradis erwerben; ehe er aber sein Vorhaben ins Werk setze, solle er erst mit dem Rector der Jesuiten darüber sprechen, welcher ihm sagen werde, wie er sich hierbey zu verhalten habe. Er sey demnach zu ihm gegangen und habe von ihm vernommen, daß er erst vor drey Wochen zum Rector ernannt worden wäre. Nach vielen Höflichkeitsbezeugungen, hätte er zu ihm gesagt, er habe einen sehr frommen und gottseligen Entschluß gefaßt; er solle nur gutes Muths seyn, fest dabey beharren, zur Beichte gehen, und seine Ostern halten. Dann habe er ihn mit auf sein Zimmer genommen, und eingesegnet. Des folgenden Tags habe er einem Jesuiten gebeichtet, aber nichts von seinem Vorhaben gesagt, und gleich darauf im Jesuitencollegium das Corpus Domini empfangen. Hiernächst habe er auch noch mit einem andern Jesuiten gesprochen, welcher zu Paris als Prediger angestellt sey, und bisweilen

len stark auf der Kanzel gegen den König losziehe. Auch dieser habe seinen Vorsatz für sehr verdienstlich und heilig erklärt. Hierauf habe er denn das Messer gekauft, welches der Obrigkeit überliefert worden sey, und die Spitze dran schleifen lassen, welche man noch jetzt an demselben wahrnähme. Nachher habe er Paris verlassen und sich nach Saint Denis, den damaligen Aufenthaltsorte des Königs, begeben, fest entschlossen ihm in der Kirche das Leben zu rauben. Als er aber gesehen habe, daß der König die Messe so gar andächtig mit anhöre, habe er seinen Vorsatz unmöglich ausführen können; denn es sey ihm nicht anders zu Muthe gewesen, als ob ihm die Arme und alle Gliedmaßen gelähmt wären. Dann sey er ihm nach Fort de Gournay, und von da nach Brie-comte-Robert gefolgt, wo er gebeichtet und das heilige Abendmal empfangen habe. Dort würde er den König, der ganz nahe an ihm vorbeygegangen sey, unfehlbar ermordet haben, wenn er ihm nicht im nemlichen Augenblick entwischt wäre, wo er das Messer aus den Beinkleidern hervorholen wollen. Nun sey er denn endlich nach Melun gekommen, wo man ihn in Verhaft genommen habe. Seine Richter stellten ihm vor, es sey ja doch eine ganz erschreckliche Sünde, daß er zweymal das Sacrament des Altars empfangen habe, während er mit diesen ruchlosen Gedanken beschäftigt gewesen sey; ob er denn nicht bedacht habe, daß er sich dadurch der ewigen Verdammniß schuldig mache? Hierauf erhob er die Stimme und sagte: sonach sey er freylich ein sehr unglücklicher Mensch; er danke Gott, daß er ihn verhindert habe diese böse That zu vollbringen. Nun las man ihm seine Aussagen vor, die er nochmals bekräftigte; Aussagen, müssen Sie wissen, die er ganz frey und ungezwungen ablegte, ohne daß man nöthig hatte, sich nur ein einziges mal der Fitschel zu bedienen. Oh-

ne Weiteres wurde er nunmehr zum Richtplatz geführt. Als er das Schaffot bestiegen hatte, foderte ihn Lugoli nochmals auf, die Wahrheit zu bekennen, sich aber dabey wohl zu hüten, daß er niemanden fälschlich beschuldige. Er antwortete: alles was er in der Marterkammer gesagt habe, sey wahr, und er bitte es Gott, dem Könige und der Obrigkeit ab. Hierauf brannte man ihm die rechte Hand ab, schlug ihm die Arme, Schenkel und Füße entzwey, und legte ihn aufs Rad. Die Richter hatten hierbey die Absicht, ihn seine Quaal so lange dulden zu lassen, bis er seine Mitschuldigen anzeigen würde. Als man ihn endlich nochmals befragte, ob er denn gar nichts mehr zu sagen habe, das ihn auf dem Gewissen drücke, gab er zur Antwort, alles was er bekennt habe sey Wahrheit, und er wisse nichts mehr hinzuzusetzen als nur dies, daß zwey Priester, welche schwarze Kleider trügen, in der nemlichen Absicht von Lyon abgereißt wären, er habe ihnen aber zuvorkommen und die Ehre allein davon tragen wollen; zugleich bitte er seine Richter demüthigst, sie möchten doch nicht gestatten, daß seine Seele durch die Leiden seines Körpers zur Verzweiflung getrieben würde. Auf dieses Wort traf Lugoli die Verfügung, daß ihn die andern Richter erdrosseln ließen. Des folgenden Tags ward sein Körper verbrannt, und die Asche in den Fluß geworfen. Nach dieser Execution, welche Dienstags den ein und dreyßigsten August vollzogen wurde, brachten einige Bürger von Melun (denn wegen des Waffenstillstands gestatteten beyde Partheyen, daß man ungehindert hin und her reisen durfte) die Nachricht mit, sie hätten am vorhergehenden Sonntage den Jesuiten Commolet zu Paris predigen hören, der am Schluß seines Sermons die Zuhörer ermahnt habe, nur noch eine ganz kurze Zeit in Geduld zu stehen: denn ihr werdet sehen (sprach er) daß Gott

binnen

binnen wenig Tagen ein ganz besonderes Wunder wirken wird; ihr werdet es sehen; ja ihr könnt sogar für bekannt annehmen, daß es sich schon wirklich ereignet habe! Diese Worte, welche mit lauter und vernehmlicher Stimme vor einer großen Menge Leute gesprochen wurden, die es bezeugen konnten, ließen den Richtern keinen Zweifel mehr übrig, daß alles was Barriere ausgesagt hatte die reine Wahrheit sey.

Obiger Aufsatz ist seinem ganzen Inhalt nach aus einer Schrift genommen, die den Titel führt: Portraict de la Pyramide, imprimé à Paris par Jean le Clerc, ruë S. Jean-de-Latran, à la Salamandre

1601

Avec Privilége du Roy.

4.

Kurzgefaßte Geschichte

des Criminalprocesses gegen Johann Chastel, nebst dem über ihn und über die Jesuiten ergangenem Endurtheil; worin man zugleich eine ausführliche Nachricht von der Pyramide findet, welche zu Paris vor dem Hauptthor des Parlements errichtet und wieder zerstört worden. Extrahirt aus No. 9033 der auf der königlichen Bibliothek befindlichen Bethuneschen Handschriften.

Dienstags, den sieben und zwanzigsten December, im Jahr ein tausend fünf hundert vier und neunzig, am

Feste

Feste Sanct Johannis des Evangelisten, Abends zwischen fünf und sechs Uhr, als der König im Gardistensaal seines Schlosses, welches das Louvre genannt wird, auf und ab spazierte, näherte sich ihm Herr von ... der ihm seine Ehrfurcht bezeugen wollte, sich zu dem Ende auf das Knie niederließ, und, in der Absicht einen seiner Stiefel zu umfassen, eine tiefe Verbeugung machte. Da sich nun der König ebenfalls verbeugte, ihn umarmen und von der Erde aufheben wollte, geschah es, daß der unselige Chastel (welcher sich unvermerkt in das Schloß geschlichen hatte, und sogar in den vorerwähnten Gardistensaal gekommen war) seine Zeit ersah, sich unter die Prinzen und Herrn mischte, welche sich um den König her drängten, und ihm mit einem Messer einen Stich ins Gesicht versetzte, der Seine Majestät an der Lippe verwundete und einen Zahn zerbrach; worauf er das Messer fallen ließ und die Flucht ergrif. Sobald der König den Stich spürte, sagte er zu dem Herrn, welcher ihm seine Ehrfurcht bezeugt hatte: Ha! Vetter, du hast mich verwundet! Als der besagte Herr diese Worte vernahm, warf er sich dem König zu Füßen, und sprach: Das wolle Gott nicht, Sire, daß ich Euer Majestät nur anrühren, geschweige verwunden sollte! Ich habe weiter keine Waffen bey mir, als diesen Degen, den ich da an der Seite trage. Dieser Vorfall ward sogleich überall ruchtbar, und erregte nicht nur im Louvre, sondern in der ganzen Stadt Paris einen erschrecklichen Lerm. In der Geschwindigkeit wurden alle Thore und Ausgänge des Louvre verschlossen und mit doppelten Wachten besetzt; mittlerweile fand man das Messer, womit der König verwundet worden war, und da der Bösewicht, welcher die That begangen hatte, weder aus noch ein wußte, ward er ebenfalls erwischt. Als man ihn in Verhaft genommen

men hatte und seine Taschen durchsuchte, fand man auch die Scheide bey ihm die zu dem Messer gehörte, womit er dem Könige den Stich versetzt hatte. Da er sich nun in Verhaft sah, dem königlichen Oberhofrichter übergeben, und von ihm verhört wurde, gestand er die That, und sagte mit Frechheit: er habe Wort gehalten und sein Versprechen erfüllt, ob ihm gleich sein Vorhaben nicht ganz gelungen sey.

Des folgenden Tags, am acht und zwanzigsten December, versammelte sich das Parlement in seinem Palais, und ließ auf Ansuchen des königlichen Generalprocurators einen Beschluß ergehn, kraft dessen es den Criminalproceß, welchen der königliche Oberhofrichter gegen den besagten Johann Chastel erhoben hatte, vor seinen Richterstuhl zog, zugleich auch Befehl gab, daß der Beklagte auf Veranstaltung des Generalprocurators unter sicherer und hinlänglicher Bedeckung ohne den geringsten Verzug in die Conciergerie geführt und die Criminalacten in die Parlementscanzley gebracht werden sollten, damit man diese letztern sogleich fortsetzen, und den Proceß gegen den Beklagten, wie auch dessen Mitschuldige, Anhänger und Helfershelfer auf das sträcklichste beschleunigen und zu Ende bringen könne.

Gleich darauf ward der Beklagte nebst seinem Vater Peter Chastel, seiner Mutter Dionysia Hazard und Messire Jean Gueret, einem Jesuitenpriester, in die Conciergerie geführt, nachdem der Oberhofrichter bereits die gerichtliche Hafft gegen alle diese Personen erkannt hatte, und zwar nach Maaßgabe der ihnen zur Last liegenden Beschuldigungen, der am vorhergehenden Tage angestellten Untersuchungen, und des mit dem Johann Chastel vorgenommenen Verhörs; welcher letztere nun über die aus den Anklagen, Beschuldigungen

und

und Untersuchungen entspringenden Umstände vor dem besagten Parlement nochmals vernommen wurde.

Verhörartikel.

Wurde gefragt, nach seinem Taufnamen, Zunamen, Alter, Stande, und Wohnort.

Sagte: er nenne sich Johann Chastel, als Sohn des Peter Chastel, eines Tuchhändlers, welcher vor der großen Thorfahrt des Parlementshauses wohne, und der Dionysia Hazard, dessen Ehefrau; sey ein Schüler der auf der Universität zu Paris studiere; gehe in das neunzehnte Jahr; besitze weder Rang noch Charakter.

Wurde gefragt, wo er studiert habe, und wer seine Lehrer gewesen wären.

Sagte: er habe den ganzen wissenschaftlichen Cursus bey den Jesuiten gehört, und zwar im Clermontischen Collegium, in der Straße Saint Jacques, sein Lehrer und Regens sey Pater Gueret gewesen, welcher ihn unterrichtet habe.

Wurde gefragt, wo er am vorhergehenden Tage, am sieben und zwanzigsten December Abends fünf Uhr gewesen sey.

Sagte: er sey im Louvre gewesen.

Wurde gefragt, was er in besagtem Louvre zur besagten Stunde zu thun gehabt habe.

Sagte: er habe darauf gewartet, daß der König zurückkommen solle.

Wurde gefragt, in welcher Absicht er auf den König gewartet, und was er bey Seiner Majestät gewollt habe.

Sagte:

Sagte: er habe ihn deswegen erwartet: weil er ihn ermorden wollen; habe ihn aber nur verwundet.

Wurde gefragt, was ihn denn zu diesem ruchlosen und abscheulichen Entschluß bewogen habe.

Sagte: dies, daß der König nicht eher in den Schoos der Kirche gehöre, bis ihn der Pabst anerkannt habe, und weil es nach der Lehre des Pater Mariana, welche aus der heiligen Schrift gezogen sey, erlaubt wäre Könige zu tödten.

Wurde gefragt, wie er denn zu dieser ganz abscheulichen und grundfalschen Lehre gekommen sey.

Sagte: dies habe er schon beantwortet, auch mit seinen eigenen Augen gesehen und bemerkt, wie er bereits gesagt habe.

Wurde gefragt, ob er sein boshaftes Vorhaben seinem Vater, seiner Mutter und seinem Lehrer, dem besagten Gueret, eröfnet habe.

Sagte: er habe weder mit seinem Vater noch mit seiner Mutter, noch mit dem besagten Gueret davon gesprochen, und diese Lehre sey ja allgemein bekannt.

Hierauf zeigte man ihm das Messer nebst der Scheide, welche man ihm bey seiner Verhaftung abgenommen hatte.

Er erkannte das Messer für das seinige, und sagte, es sey das nemliche womit er den König im Gesicht verwundet habe.

Wurde gefragt, wo er dies Messer bekommen habe.

Sagte: er habe es auf freyer Straße von einem Krämer gekauft, und vier Sous dafür bezahlt.

Wurde

Wurde gefragt, ob er denn diesen Krämer, von dem er das Messer gekauft habe, nicht kenne, und ob er ihm gesagt habe, was er damit machen wolle.

Sagte: er kenne den besagten Krämer nicht, weil er ihm nur ein einziges mal zu Gesicht gekommen sey, als er das Messer von ihm gekauft habe; er habe ihm auch nicht gesagt, was er damit machen wolle.

Da man seinen Vater und seine Mutter, alsdann auch den besagten Gueret, nach der Reihe mit ihm confrontirte, und sie in Betref der oberwähnten Thatsache verhörte, agnoscirte Johann Chastel sie alle drey, und sagte, er habe weder seinen Eltern noch dem besagten Gueret sein Vorhaben entdeckt.

Der besagte Peter Chastel und dessen Eheweib Dionysia Hazard, erkannten ebenfalls den Johann Chastel für ihren Sohn, und sagten gleichfalls aus, er habe ihnen weder sein unseliges Vorhaben entdeckt, noch je etwas gesagt, woraus sich dasselbe vermuthen lassen. So gestand auch der besagte Gueret ein, dieser nemliche Johann Chastel habe bey den Jesuiten im Clermontischen Collegium studirt, und er sey dessen Lehrer gewesen; aber niemals habe er ihm eine so abscheuliche Lehre vorgelegt oder ihn darin unterrichtet, auch überhaupt ihm keine bösen Grundsätze beygebracht; und von seinem ruchlosen Vorhaben habe Johann Chastel nie das mindeste gegen ihn geäußert.

Dem zufolge mußten die Zeugen ihre Aussage nochmals wiederholen, bey welcher sie auch beharrten; und als man sie mit dem Beklagten confrontirte, fand er nichts an ihnen auszusetzen, weil er sie nicht kannte, und weil sie die reine Wahrheit gesagt hatten, welches auch der Beklagte selbst eingestand, wie aus den Antworten erhellt,

erhellt, welche er in allen seinen Verhören auf die vorgelegten Fragen ertheilte.

Urtheilsvollstreckung.

Des nemlichen Tags, an welchem dem besagten Johann Chastel sein Urtheil angekündigt worden war, führte man ihn Nachmittags um zwey Uhr in die Marterkammer, wo er im Beyseyn der Commissarien und Deputirten den ersten und zweyten Grad der Tortur bekam. Er blieb bey den nemlichen Antworten, Aussagen und Verneinungen, welche man während des Processes von ihm vernommen hatte, nur fügte er noch hinzu, er habe die Jesuiten oft sagen hören, es sey nicht erlaubt, daß man tyrannische Regenten am Leben lasse; auch sagte er ferner, er glaube bey Gott Gnade und Barmherzigkeit wegen seiner Sünden zu erlangen, und bitte ihn, nur um Geduld, damit er die schweren Leiden und Qualen, die ihm zur Verherrlichung seines allerheiligsten Namens auferlegt würden, ertragen könne. Als man ihn von der Folter befreyt hatte, und ihn eine Zeitlang ausruhen ließ, damit er sich wieder erholen sollte, verlangte er seinen Beichtvater zu sprechen. Zu diesem sagte er sehr wehmüthig, er müsse leider gestehn, daß ihn seine Martern sehr ungeduldig machten; er bitte Gott, daß er ihm und seinen Verfolgern verzeihen wolle. Man führte ihn in die Kapelle, wo er ungefähr eine Stunde zubrachte. Nach deren Verlauf ward er aus dem Kerker geholt, auf einen Karrn gesetzt, und vor die große Thür der Liebfrauenkirche gefahren, wo er öffentliche Kirchenbuße that. Von da führte man ihn auf den Greveplatz, und nachdem er das zu dieser Absicht errichtete Schaffot bestiegen hatte, mußte er niederknien, und zwar so, daß er das Crucifix sehen konnte. Sodann band ihm der Scharfrichter das Mes-

ser, womit er den König verwundet hatte, in die rechte Hand, legte den Arm auf einen Klotz, der zu dem Ende in Bereitschaft stand, und hieb ihm die Hand mit einem Beile auf einen Streich dicht am Gelenk ab. Hierauf steckte er den Arm, damit das Blut nicht umher laufen sollte, in ein Säckchen, das mit Asche und Kleyen angefüllt war. Dem zunächst brachte man ihn auf ein anderes nicht gar zu hohes Schaffot, legte ihn hier zwischen zween in die Erde gerammelten Pfählen auf den Rücken, und band ihm vier Riemen, die an den Hälsen von vier Pferden befestigt waren, um die Arme und Füße. In dieser Lage ward er an den Armen, Schenkeln und Füßen, achtmal mit glühenden Zangen gezwickt. Als dies vorbey war, hieben einige Kerls mit Peitschen gewaltig auf die Pferde los, an welchen seine Gliedmasen befestigt waren. Sie zogen ihn mehrmals hin und her, standen aber hernach wieder still. Endlich ward sein Körper zerrissen, und in vier Viertel zerstückelt. Diese vier Viertel nebst dem Kopf und den übrigen Theilen des Leichnams, wurden auf einen neben dem Schaffot errichteten Scheiterhaufen gelegt, und zu Asche verbrannt. Nachher nahm der Scharfrichter eine Schaufel und warf die Asche in die Luft, daß sie der Wind zerstreute. Auf diese erbärmliche Art mußte der besagte Johann Chastel sein Leben beschließen. Sein Vater und seine Mutter wurden noch des nemlichen Tags vor das Thor Saint Jacques geführt, und aus der Stadt verwiesen, mit dem ausdrücklichen Bedeuten, sich ohne den geringsten Verzug aus dem Königreiche zu entfernen, oder zu gewärtigen, daß man sie widrigenfalls mit dem Tode bestrafen werde.

Des nächstfolgneden Tags, am dreyßigsten December des oberwähnten Jahrs, wurde den Priestern und Schülern der sogenannten Gesellschaft Jesu, der

gegen

gegen sie ergangene Parlementsschluß ebenfalls insinuirt und in Abschrift zugestellt. Zu dem Ende begab sich der oberste Huissier des Parlements, welcher, damit sie nicht etwa vorwenden möchten, es sey ihnen nichts zu wissen gethan worden, noch zween andere Huissiers des nemlichen Parlements als Zeugen bey sich hatte, in das Clermontische Collegium, und deutete ihnen an, den Inhalt jenes Beschlusses unverzüglich zu befolgen, oder die darin gedrohte Strafe zu gewärtigen. Die besagten Priester wollten sich das Ansehen gehorsamer Unterthanen geben, und machten sich gleich des andern Tags auf den Weg. Es ward ihnen erlaubt, ihre Kleidungsstücke mitzunehmen, von dem Kirchengeräthe aber nur so viel, als sie zum Meßlesen nöthig hatten. Alles übrige mußten sie zurücklassen, damit darüber nach Maaßgabe des Parlementsschlusses disponirt würde.

Als das Urtheil vollstreckt worden war, und die Jesuiten Paris verlassen hatten, setzte man sogleich die Maurer und andere Handwerksleute in Arbeit, welche das vor der großen Thorfahrt des Parlementshauses stehende Haus *) des mehr erwähnten Chastel zerstören und einreißen mußten. Es ward völlig der Erde gleich gemacht, so daß nichts mehr übrig blieb als der Platz wo es gestanden hatte, und dieser ward auf eben die Art gepflastert wie eine Straße. Da nun diese Begebenheit auf immerwährende Zeiten merkwürdig blieb, und da man die ungeheure That, wozu der besagte Chastel durch die Irrlehren und gottlosen Grundsätze der Jesuiten verleitet worden war, auch den Nachkommen bekannt zu machen wünschte; so errichtete man auf dem nemlichen

*) Dieses Haus stand auf der Stelle, welche jetzt der Barnabitenplatz genannt wird, und an die Straße de la Vieille Drapperie stößt; gerade der großen Thorfahrt des Parlementshauses gegenüber.

Platze, wo das besagte Haus gestanden hatte, eine hohe Pyramide. Diese war sehr künstlich gearbeitet, mit vortrefflichen Statuen geziert, und auf jeder Seite mit einer Platte von schwarzem Marmor belegt, worauf folgende Inschriften mit vergoldeten Buchstaben angebracht waren; nemlich:

Auf der Seite gegen Mittag.

Quod sacrum, votumque sit memoriae, perennitati, longaevitati, salutique, maximi, fortissimi et clementissimi Principis Henrici IV, Galliae et Navarrae Regis Christianissimi

Audi Viator, sive sis extraneus,
Sive incola Urbis quoi Paris nomen dedit.
Hic alta quae sto Pyramis, domus fui
Castella, sed quam diruendam funditus
Frequens Senatus crimen ultus censuit.
Huc me redegit tandem herilis filius,
Malis magistris usus et schola impia
Sotericum eheu nomen usurpantibus
Incestus, et mox parricida in Principem
Qui nuper urbem perditam servaverat
Et qui favente saepe victor numine
Deflexit ictum audaculi sicarii
Punctusque tantum est dentium septo tenus.
Abi viator, plura me vetat loqui
Nostrae stupendum Civitatis dedecus.

D. i. Dem immerwährenden unvergänglichen Andenken, der langwierigen Lebensdauer, und Wohlfahrt des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten und Gnädigsten Fürsten und Herrn, Heinrich des Vierten, Allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra, geweiht und gewidmet.

Hör

Hör an, der du allhier vorübergehst,
Du seyst ein Fremder, oder aus Paris!
Ich Pyramide war einst Chastels Haus,
Das aber der versammelte Senat
Nach Urtheil und nach Recht zerstören ließ.
Die Schuld lag an des Eigenthümers Sohn,
Der schlechten Lehrern in die Hände fiel,
Und sich zu der verruchten Secte hielt,
Die leider! sich nach Jesu Namen nennt.
Blutschänder war er schon, nun wollt' er auch
Den Fürsten morden, welcher diese Stadt
Jüngst ihrem nahen Untergang entriß,
Und unter Gottes abermal'gem Schutz
Des frechen Meuchelmörders Stoß vermied,
So daß er ihn nun vor die Zähne traf.
Geh Wandrer nun, zur Schande dieser Stadt
Sagt' ich dir mehr, als du zu wissen brauchst.

Auf der nemlichen Seite.

Quae trahit a puro sua nomina Pyramis igne,
Ardua barbaricas olim decoraverat urbes,
Nunc decori non est, sed criminis ara piatrix.
Omnia non flammis pariter purgantur et undis,
Hic tamen esse pius monumentum insigne Senatus
Principis incolumis statuit, quo sospite, casum
Nec metuet pietas, nec Res grave publica damnum.

„Sie, die vom Feuer ihren Namen hat,
Die Pyramide, sonst der Städte Zier,
Dient hier zum Altar, wo das Laster büßt;
Zwar brennts kein Feuer, wäscht's kein Wasser ab,
Doch weihte dieses Denkmal der Senat
Der Rettung eines Königs, der den Staat
Und die Religion vor Unfall schützt.

Auf der Seite gegen Mitternacht.

D. O. M.

Pro salute Henrici IV. clementissimi ac fortissimi Regis, quem nefandus parricida, pernicioſissimae factionis haeresi pestifera imbutus, quae nuper abominandis sceleribus pietatis nomen obtendens, unctos Domini, vivasque Majestatis ipsius imagines occidere populariter docuit, dum confodere tentat, coelesti numine scelestam manum inhibente, cultro in labrum superius delato, et dentium occursu feliciter retuso, violare ausus est. Ordo amplissimus ut vel conatus tam nefarii poenae terror, simul et praesentissimi in Optimum Principem ac Regnum, cujus salus in ejus salute posita est, divini favoris apud posteros memoria extaret, monstro illo, admissis equis membratim discerpto, et flammis ultricibus consumpto, aedes etiam unde prodierat, heic sitas, funditus everti, et in earum locum, salutis omnium ac gloriae signum erigi decrevit.

IIII. Non. Ian. Ann. Sol. M. D. XCVI.

„Dem Allgütigen Allerhöchsten Gott.

Für die Erhaltung des Allergnädigsten und Großmächtigsten Königs Heinrich des Vierten, welchen ein vermaledeiter Mörder, der in den seelenverderblichen ketzerischen Grundsätzen jener höchstgefährlichen Rotte, welche unlängst unter dem Schein der Frömmigkeit die abscheulichsten Verbrechen begieng, und öffentlich lehrte, daß man die Gesalbten des Herrn, die leiblichen Ebenbilder seiner Majestät, ermorden dürfe, unterrichtet war, zu verwunden wagte, dessen verruchter Hand aber der Allerhöchste Einhalt that, so daß das Messer nur die Oberlippe berührte, und, weil es die Zähne traf, zum größten Glück abprallte. Zur abschreckenden Warnung für ähnliche Verbrecher,

brecher, zugleich aber auch zu einem immerwährenden Denkmal der besondern Gnade, welche Gott dem besten Fürsten und dem ganzen Reiche, dessen Wohlfahrt mit der seinigen unzertrennbar verbunden ist, erzeigte, ließ das Parlement, nachdem vorher jenes Ungeheuer von Pferden zerrissen, und von rächenden Flammen verzehrt worden war, das Haus worin es einst das Licht der Welt erblickte, von grundaus zerstören, und an der Stätte, wo es gestanden hatte, das Zeichen unsers Heils und unserer glorreichen Erlösung, errichten.

Den zweyten Januar 1596.

Ingleichen.

Ex S. C.

Heic domus immani quondam fuit hospita monstro,
Crux ubi nunc celsum tollit in astra caput:
Sanciit in miseros poenam hanc sacer Ordo Penates,
Regibus ut scires sanctius esse nihil.

Auf Befehl des Senats.

Hier stand vor Zeiten das Haus des königsmördrischen Unthiers,
Hier wo nunmehr dies Kreuz hoch in die Luft sich erhebt;
Seiner Penaten Schicksal ist traurig, und diene zur Warnung!
Denn die Gesalbten des Herrn greift man nicht unbestraft an.

Auf der Seite gegen Morgen.

D. O. M.

Quum Henricus Christianissimus Francorum et Navarrorum Rex, bono Reipublicae natus, inter caetera

victoriarum exempla, quibus tam de Tyrannide Hispanica, quam de ejus factione, priſcam hujus regni Majeſtatem juſtis ultus eſt armis, etiam hanc urbem ut reliquas regni hujus pene omnes recepiſſet, ac denique felicitate ejus inteſtinorum Franciae nominis hoſtium furorem provocante, Ioannes Petri filius Chaſtellus, ab illis ſubmiſſus, ſacrum Regis caput cultro petere auſus eſſet, praeſentiore temeritate, quam feliciore ſceleris ſucceſſu: Ob eam rem ex ampliſſimi Ordinis Conſulto, vindicato perduellione, diruta Petri Chaſtelli domo, in qua Ioannes, ejus filius, inexpiabile nefas deſignatum, patri communicaverat, in area aequata hoc perenne monumentum erectum eſt, in memoriam ejus diei, in quo ſeculi felicitas inter vota et metus Urbis, liberatorem regni, fundatoremque publicae quietis, a temeratoris infando incepto, regni autem hujus opes attritas ab extremo interitu vindicavit, pulſo praeterea tota Gallia hominum genere, novae ac maleficae ſuperſtitiones, qui Rempublicam turbabant, quorum inſtinctu piacularis adoleſcens dirum facinus inſtituerat.

Dem Allgütigen Allerhöchſten Gott.

Als Heinrich der Allerchriſtlichſte König von Frankreich und Navarra, der geborne Beförderer des allgemeinen Wohls, unter andern herrlichen Siegsthaten, wodurch er dieſem Reiche, während des gerechten Kampfs gegen die Tyranney der Spanier und ihres Anhangs, wieder zu ſeinem vormaligen Glanz und Anſehn verhalf, ſich die Hauptſtadt, ſo wie faſt alle zu ſeinem Reiche gehörigen Städte wieder unterwürfig gemacht hatte, ergrimmten die hie und da im Lande befindliche Feinde des franzöſiſchen Namens dergeſtalt über ſein Waffenglück, daß ſie den Sohn des Peter Chaſtel, Namens Johann, aufhetzten,

ten, ihm das Leben zu nehmen, und dieser wagte es auch wirklich nach der geheiligten Person des Königs mit einem Messer zu stechen, wodurch er aber nicht sowohl seine ruchlose Absicht erreichte, als vielmehr einen Beweis seiner gränzenlosen Verwegenheit gab: deswegen fand sich das hochansehnliche Parlement, nachdem es vorher die Verfügung getroffen hatte, daß das Verbrechen der beleidigten Majestät gehörig bestraft, und das Haus des Peter Chastel, worin ihm sein Sohn Johann sein unverzeihliches Vorhaben bekannt machte, von grundaus zerstört wurde, bewogen, hier dieses Denkmal zur immerwährenden Erinnerung jenes merkwürdigen Tags errichten zu lassen, an welchem Frankreichs Schutzengel, zu eben der Zeit, wo die Einwohner dieser Stadt zwischen Furcht und Hofnung schwebten, den Befreyer des Reichs, den Wiederhersteller der öffentlichen Ruhe, gegen die Freveltat des Mörders schützte, und den ohnehin schon sehr verminderten Wohlstand des Landes vor dem gänzlichen Verfall bewahrte; wobey zugleich erinnert zu werden verdient, daß man jene Gattung von Menschen aus ganz Frankreich vertrieb, die eine ganz neue Art von boshaften Aberglauben eingeführt, das Gemeinwesen zerrüttet, und jenen unglücklichen Jüngling zu der verruchten That verleitet hatten, worüber er zum Schlachtopfer ward.

Auf der nemlichen Seite.

S. P. Q. P.

Extinctori pestiferae factionis Hispanicae, incolumitate ejus, et vindictâ parricidii laeti, Majestatique ejus devotissimus.

Duplex potestas ista fatorum fuit,
Gallis saluti quod foret, Gallis dare:
Servare Gallis, quod dedissent optimum.

Der Senat und das Volk zu Paris.

Dem Vertilger der gefährlichen Rotte, widmeten dies, aus Freude über Dessen Erhaltung und über den bestraften Königsmord; Sr. Majestät Unterthänigste.

Des Schicksals Macht bewirkt' ein doppelt Resultat;
er gab dem Gallier was er zum Wohl bedarf,
erhielt ihm auch das Beste was es ihm verlieh.

Diese Pyramide blieb bis zum Jahr ein tausend sechs hundert und vier ganz unversehrt auf dem nemlichen Platz stehn, wo man sie errichtet hatte. Um diese Zeit aber wußten es die Jesuiten durch alle nur erdenkliche Kunstgriffe so einzuleiten, daß ihnen König Heinrich der Vierte die schriftliche Erlaubniß ertheilte, sich wieder in Frankreich niederzulassen. Sie machten sich anheischig, hinführo bloß als Weltgeistliche zu leben, sich nie wieder mit dem öffentlichen oder Privatunterricht zu befassen, auch von ihren academischen Rechten weder mittelbar noch unmittelbar den geringsten Gebrauch zu machen, wie und auf was für Art solches immer geschehen könne. Im Gegentheil versprachen sie vielmehr, sich der Pariser Universität zu unterwerfen, mit welcher sie ehedem unaufhörliche Händel hatten, weil es nach den französischen Gesetzen so eingeführt ist, daß die Ordensgeistlichen sich einzig und allein nach den Vorschriften ihrer Obern und Vorgesetzten richten, die zu dem nemlichen Orden gehören, und denen sie vermöge ihrer Gelübde zu gehorchen verbunden sind. Hierauf pflegen die Jesuiten noch weit strenger als alle andern Ordensleute zu halten, denn sie wollen schlechterdings sonst niemanden für ihre Obrigkeit erkennen, als ihren General.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten auf Anrathen und Empfehlung Pabst Pauls des Vierten, der aus dem Hause Caraffa stammte, nach Frankreich kamen. Demungeachtet wollte sie die gallicanische Kirche nie für ihre Mitglieder erkennen, noch in ihren Schooß aufnehmen, wie sie denn solches auch noch heutiges Tages nicht thut. Alle Geistlichen im ganzen Königreiche setzten sich einmüthig darwider.

Im Jahr 1561 wendeten sie sich an die Versammlung, welche unter der Regierung Karls des Neunten zu Poissy gehalten wurde. Vorher erbettelten sie die Protection der beyden, ungemein viel vermögenden, Kardinäle von Lorraine und von Tournon, wie sie denn überhaupt die Geschicklichkeit besitzen, sich bey großen und mächtigen Personen auf eine listige Art einzuschmeicheln. Da sie nun eine ganz andere Gestalt annahmen, sich von der wahren Absicht ihrer Ordensregel gar nichts merken ließen, sondern bloß begehrten als arme Studierende in Paris aufgenommen zu werden; so gelang es ihnen diesfalls auf der vorerwähnten Versammlung einen Bewilligungsbrief zu erschleichen, welcher nochmals von dem Parlementshofe bestätigt wurde; und dies ist der einzige Rechtstitel, kraft dessen sie sich wegen ihres Aufenthalts in Frankreich, und vornemlich zu Paris, legitimiren können.

Man sah sich betrogen, ob man gleich der Meinung war, alles recht wohl gemacht, und jeder nachtheiligen Folge dieser Neuerung dadurch vorgebeugt zu haben, daß man den Jesuiten auferlegte, ihren Namen und Titel zu ändern, sich auf eben die Art wie alle andern Geistlichen der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs zu unterwerfen, und vor allen Dingen auf die in ihren Bullen bewilligten Privilegien ausdrücklich Verzicht zu thun, und zwar bey Strafe, widrigenfalls der bewilligten Gnade verlustig zu werden. Dies alles

diente

diente weiter zu nichts, als sie in ihrem Entschluß zu bestärken, und machte nur desto größere Hofnungen in ihnen rege. Ohne sich etwas anfechten zu lassen, ohne das allergeringste Recht zu haben, drängten sie sich in die Universität, zum größten Nachtheil der Gegenparthey, welche sich höchlich darüber beschwerte, und sogar deswegen einen Proceß anfieng, der aber bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden ist. Sie erhielten sich darin bis zum Jahr 1595, wo der oberwähnte Parlementsschluß gegen sie ergieng, wodurch sie aus dem Lande gejagt und verbannt wurden.

Diese nemlichen Jesuiten, welche mit Schimpf und Schande aus Frankreich entweichen mußten, wandten sich dann an vornehme Personen, welche viel Einfluß hatten, und bey dem König in großen Gnaden standen. Durch diese ließen sie flehendlich bitten, Seine Majestät möchten doch gestatten, daß sie wieder nach Frankreich kommen dürften. Sie wünschten bloß als arme Studierende wieder aufgenommen zu werden, und verlangten weiter gar nichts, als daß man ihnen erlaube, nach ihrer Ordensregel zu leben, und die priesterlichen Verrichtungen zu besorgen. Zugleich ließen sie durch ihre Fürsprecher heilig und hehr versichern, sie würden sich in Zukunft nicht das allergeringste zu Schulden kommen lassen, was nur den kleinsten Verdacht gegen sie erregen, oder der Universität Anlaß geben könnte, sich über sie zu beschweren.

Der König war ein sehr guter und gnädiger Herr, welcher sich ein Vergnügen daraus machte, vergangene Fehler zu verzeihn. Er gab daher den Vorstellungen und Bitten derer, welche sich für die Jesuiten verwendeten, Gehör und ließ sich von ihnen überreden. Die Herrn von Bouillon, von Sully, Maupeou, und andere seiner Räthe gaben sich zwar alle erdenkliche Mühe,

he, ihm andere Gedanken beyzubringen, und erinnerten ihn unter andern an das, was ihm nur erst vor wenig Jahren in eigener Person wiederfahren sey; es war aber alles umsonst. Ventre saint gris, wollt Ihr denn für meine Person verantwortlich seyn, wenn ich nicht in die Zurückberufung der Jesuiten willige? Diese Worte brachten diejenigen zum Stillschweigen, welche Sr. Majestät den Rath ertheilt hatten, die Jesuiten nicht wieder nach Frankreich zurückkommen zu lassen.

Dies hatte die Folge, daß ihnen der König durch offene Briefe, welche zu Anfang des Jahrs 1604 vom Parlement bestätigt wurden, die Erlaubniß bewilligte, sich wieder in Frankreich einfinden zu dürfen. Es hieß darin unter andern, sie sollten nicht berechtigt seyn, in irgend einer andern Stadt oder Gegend des besagten Königreichs Collegien oder Residenzen anzulegen, als nur in solchen, wo sie bereits bey Empfang dieser offenen Briefe seßhaft wären, und ohne vorher diesfalls um ausdrückliche Erlaubniß bey dem Könige und vornemlich bey dem Parlemente nachgesucht zu haben, wovon jedoch in Rücksicht der beyden Städte Lyon und la Fleche eine Ausnahme statt finden solle. Da sie es nun nicht räthlich erachteten, diesen Befehl so gar frühzeitig zu übertreten, und mit der Pariser Universität die, wie sie wohl wußten, sich des besondern Schutzes des Parlements zu erfreuen hatte, neue Händel anzufangen; so hielten sie sich eine Zeitlang ruhig.

Sobald sie wieder nach Frankreich und besonders nach Paris zurückgekommen waren, gaben sie sich nicht eher zufrieden, bis sie die Erlaubniß erhielten, die Pyramide niederreißen und wegschaffen zu lassen, welche man auf dem Platze, wo ehedem das Chastelsche Haus stand, errichtet hatte. Anstatt derselben ward ein öffentlicher

Brun-

Brunnen daselbst angelegt, welcher noch dermalen auf diesem nemlichen Platz vorhanden ist *).

Hierbey ließen es die Jesuiten aber noch nicht bewenden; denn da sie durch die Beyhülfe des Pater Cotton, welcher vom Könige zu dessen Hofprediger und Beichtvater ernannt worden war, einen entschiedenen Einfluß auf die Denkart des Königs erlangt hatten, wirkten sie sogar einen offenen Brief aus, kraft dessen sie die Erlaubniß erhielten, zu Paris wieder öffentliche Vorlesungen zu halten und junge Leute zu unterrichten. Als derselbe vom Parlement bestätigt werden sollte, legte die Pariser Universität eine Protestation dagegen ein. Als hierauf beyde Theile vor der Grandchambre Audienz gehabt hatten, erfolgte ein Verbot, nebst den Rechtsgründen und Einwendung der Pariser Universität vom 17ten und 19ten December 1611. — —

*) Die oben erwähnte Pyramide ward im Jahr 1604 folglich bald nach der Zurückkunft der Jesuiten niedergerissen. In der Folge verschwand der Brunnen ebenfalls. Mezerai sagt: alles Wasser das aus ihm hervorquoll, würde ohnehin nicht zugereicht haben, die oben erwähnte Blutschuld wieder abzuwaschen.

II.

Tagebuch

über

die Friedensunterhandlungen zu Vervins

vom 6. Februar bis zum letzten May 1598.

nebst

den dadurch festgesetzten Friedensartikeln.

Tagebuch
über
die Friedensunterhandlungen zu Vervins.

Am sechsten Februar, 1598 verließen wir Saint Quentin, und vereinigten uns den Tag darauf mit den französischen Deputirten. Diejenigen, welche der Cardinal von Oesterreich, als Bevollmächtigter des Königs von Spanien, abgeschickt hatte, kamen am nemlichen Tage daselbst an. Sie hatten den General des Franziskaner Ordens bey sich, welcher ihnen, vermöge eines Schreibens vom Cardinal von Florenz, der damals in Frankreich päbstlicher Legat war, den Tag bestimmt hatte, an welchem sie dort eintreffen sollten. Gleich nach ihrer Ankunft wurden sie im Namen des Legaten von dessen Kämmerer bewillkommt. Es waren drey: der Präsident Richardot; Taxis, Ritter von Sant Jago; und dann ein gewisser Oydor (Audencier) aus den Niederlanden. Als sie dem Legaten ihren Besuch machten, bezeugte er sich sehr darüber erfreut, und ließ sie unter den größten Höflichkeitsbezeugungen in sein Zimmer kommen, wo er sich sehr lebhaft und liebreich mit ihnen besprach. Zuvörderst ermahnte er sie, die Unterhandlungen so sehr zu erleichtern, als es, nach Maasgabe ihrer Aufträge nur immer geschehen könne, alle eintretende Schwierigkeiten

nach Möglichkeit zu beseitigen, und hiebey sowohl auf ihre Pflichten gegen Gott, als auf die Ehre und Zufriedenheit des Pabstes Rücksicht zu nehmen, der sich so außerordentliche Mühe gegeben habe, diese Zusammenkunft zu veranstalten, um dadurch das Glück und die Wohlfahrt der Völkerschaften zu befördern, welche den beyden Kronen, Frankreich und Spanien, unterworfen seyen, in deren Namen man jetzt den Frieden wieder herzustellen suche. Hierauf erbot er sich, zu Vollendung dieses löblichen Werks, als Staatsminister des Pabstes, und keineswegs als Machthaber oder Schiedsrichter, behülflich zu seyn. Der Präsident Richardot beantwortete diesen Vortrag in ihrer aller Namen mit der größten Ehrerbietung, versicherte ihn, daß sie allerseits das größte Zutrauen zu ihm hegten, und gab ihm ausdrücklich zu erkennen, der König von Spanien habe den Cardinal von Oesterreich bloß deswegen zu seinem Bevollmächtigten ernannt, um hierdurch dem Pabste eine Gefälligkeit zu erzeigen. In dieser nemlichen Absicht fügte er hinzu, hätten Ihro Hoheit auch sie zu Ihren Deputirten erwählt, und ihnen geboten alles, was ihnen der Legat befehlen würde, zu thun, sich gänzlich auf ihn zu verlassen, und ihn nicht nur als Mittelsperson, sondern auch als Schiedsrichter und Machthaber anzuerkennen.

Der Legat bezeigte ihnen seinen Dank, ließ sich aber auf die großen Anerbietungen, welche man ihm gemacht hatte, ganz und gar nicht ein, sondern wiederholte nochmals, daß er bloß die Rolle eines Vermittlers spielen werde. Nun rühmte er ihnen das offene und edle Benehmen des Königs von Frankreich, und schilderte ihnen die vortreflichen Eigenschaften der Herren von Bellievre und von Silleri, als Seiner Majestät Deputirten, damit sie während der Un-

ter

terhandlungen ihre Maasregeln darnach nehmen könnten. Jene Deputirten entfernten sich hierauf, und gleich nach ihnen langten die französischen an. Diese sagten dem Legaten, sie seyen erbötig, alles auf das genaueste zu vollziehen, was er ihnen zu befehlen für gut finden werde, denn der König habe ihnen ausdrücklich geboten, sich nur auf seinen Wink zu versammeln, und überhaupt nicht das geringste vorzunehmen, als nur unter päbstlicher Autorität.

Nun kamen sie zunächst auf die Rangordnung zu sprechen, und dies befremdete den Legaten um so weniger, da er selbst von Paris her sich bereits mit dem Franziskaner-General hierüber unterhalten hatte, und da dieser Punkt noch überdies zu Saint Quentin von neuem in Ueberlegung genommen worden war. Beyde befanden sich deshalb in der äußersten Verlegenheit, und waren noch so unentschieden, daß sie die beste Auskunft lediglich von der Zukunft erwarteten; doch hofften sie, ihren Endzweck vermittelst eines oder des andern Mittelwegs zu erreichen, woran es dem Legaten um so weniger gebrach, da er lange Zeit Gesandter gewesen war. Die Einwendungen und die feste Entschlossenheit des Herrn von Bellievre, setzten ihn daher in das größte Erstaunen; denn dieser sagte ihm frey heraus, er werde in Ansehung des Rangs keineswegs einen Vergleich eingehen, wie man ihn auf dem Concilium zu Trient bewilligt hätte. Damals habe der Cardinal von Lothringen Frankreichs Interesse schändlich hintangesetzt. Er und sein College sey fest entschlossen, viel lieber unverrichteter Dinge zurück zu reisen, als sich in Ansehung dieses Punkts das geringste zu vergeben, und man solle nur gar nicht daran denken, deswegen Ausflüchte zu machen. Er erinnerte hiernächst den Legaten an die Erklärung, welche einst Pabst Pius

der Vierte in Rom zu Gunsten Frankreichs ergehen ließ, und kraft deren er dieser Macht das Recht des Vorrangs zugesprochen hatte. Zugleich erklärte er, es sey seine Pflicht, was der Pabst gethan habe, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Der Legat gab hierauf gute Worte, versicherte sie, er habe keineswegs die Absicht, ihnen das geringste zu entziehen, und meynte, die andern würden vielleicht nachgeben, da sie bloß Deputirte des Cardinals von Oesterreich wären. Herr von Bellievre erwiederte: sie seyen der Meynung, daß sie es mit den Deputirten des Königs von Spanien und nicht mit jenen des Cardinals von Oesterreich zu thun hätten. Der Legat antwortete, da der Cardinal Bevollmächtigter des katholischen Königs sey, so könne er statt seiner solche Deputirten ernennen, mit welchen man eben nicht geradezu im Namen des katholischen Königs, sondern nur als mit solchen Personen zu unterhandeln brauche, die von dem Cardinal subdelegirt wären. Dies stellte den Herrn von Bellievre keineswegs zufrieden; er sagte vielmehr, ehe man noch von etwas anderm rede, müsse man vor allen Dingen die Vollmachten untersuchen, und hierauf begab er sich ohne weiteres nebst dem Herrn von Silleri weg. Nun schloß sich der Legat mit dem Franziskanergeneral ein, um diesen schwierigen Umstand mit ihm zu überlegen, welcher ihm, wie es auch wirklich der Fall war, von der äußersten Wichtigkeit schien. Der Kardinal äußerte gegen ihn, die Flamänder würden zuverlässig nicht nachgeben, und in dieser Besorgniß kamen sie auf den Einfall, die Sache durch folgenden Vorschlag zu vermitteln: der Bischof von Mantua sollte als Nuntius seiner päbstlichen Heiligkeit den Zusammenkünften mit beywohnen; und wenn der Legat seinen Platz an dem einen Ende der Tafel nähme, so solle er sich dergestalt setzen,

daß

daß er den Nuntius zu seiner Rechten habe; diesem gegenüber, zur Linken des Legaten, wolle man den Franzosen die ersten Plätze anweisen; die Flamänder aber sollten sich zunächst unter den Nuntius setzen, und zwar alle drey, weil der Oydor (Audiencier) in den Vollmachten ebenfalls namentlich angeführt war. Was den General der Franziskaner betrift, so solle er seine Stelle am untersten Ende der Tafel bekommen, so daß er dem Legaten gerade gegenüber säße. Letzterer sandte ihn mit diesem Vorschlage an die Parteien ab, und diese ließen sich denselben ohne Anstand gefallen, weil jede dabey ihre Rechnung fand.

Des folgenden Tags, als am neunten, hielt der Legat die erste Sitzung. Man ließ darin unerörtert, ob die Flamänder Deputirte von Spanien des katholischen Königs, oder des Cardinals von Oesterreich seyen; doch pflegten die Franzosen, so oft sie von ihnen sprachen, sie jederzeit Gesandte des katholischen Königs zu nennen. Die Franzosen führten zuerst das Wort, und verlangten zunächst von dem Legaten, er solle gleich in dieser ersten Sitzung bestimmt sagen, an welchen Platz sich jeder von ihnen setzen solle. Dies that der Legat, nachdem er sich vorher mit den Parteien darüber gehörig unterredet hatte; denn er ging in allem mit der größten Vorsicht zu Werke. Als sie nun allerseits um zwey Uhr des Nachmittags beysammen waren, hielt der Legate eine dem Gegenstand angemessene Rede, worin er ihnen vorstellte, es sey ein sehr heilsames und wichtiges Werk, weswegen sie der Pabst zusammenberufen und ersucht habe diese Versammlung zu halten; sie werde zu dessen größter Beruhigung gereichen; und man könne sich von derselben keinen andern als den glücklichsten Ausgang versprechen, da sie allerseits sich mit der schleunigsten Bereitwilligkeit hieher

verfügt hätten, und das größte Vertrauen zu einander, hegten. Hierauf erbot er sich, beyden Parteien mit gleicher Geneigtheit zu dienen, und schloß endlich mit der Versicherung: da der Pabst ihr gemeinschaftlicher Vater seyn wolle, und auch wirklich sey, so werde sich auch dessen Legat weder mehr noch weniger auf die eine oder die andere Partey neigen; denn er habe hiebey keine andere Absicht, keinen andern Zweck, als Gott und der gesammten Christenheit einen Dienst zu leisten. Hierauf antworteten die Deputirten: es sey ihr ernstlicher Vorsatz und Wille, den Frieden wieder herzustellen, und sie hoften nicht nur denselben zwischen den beyden Kronen, sondern auch mit ihren Verbündeten, nemlich mit England und den Niederlanden zu Stande zu bringen. Nun folgte eine langwierige Unterredung, in welcher die Parteien einander viel Vertrauen und Höflichkeit erzeigten. Endlich machten sie unter einander aus, daß sie des andern Tags wieder zusammenkommen, sich wechselseitig ihre Vollmachten vorzeigen, und wenn diese zureichend befunden würden, in ihren Beschäftigungen fortfahren wollten. Nach dieser Verabredung giengen sie mit Einbruch der Nacht auseinander.

Des andern Tags war wieder Versammlung; der Legat proponirte, was man vornehmen sollte, und die Deputirten zeigten einander ihre Vollmachten. Diese waren von folgender Art. Die von Seiten Frankreichs, war sehr weitläuftig und freymüthig; eben so verhielt es sich mit der von Spanien, die auf den Cardinal von Oesterreich gestellt war: Sie war in spanischer Sprache abgefaßt, diejenige hingegen, welche der besagte Cardinal seinen Deputirten gegeben hatte, war französisch. Die Vollmacht des Königs von Spanien erwähnte der Verbündeten nicht; aber jene des besagten Cardinals übertrug den Deputirten das Recht,

mit

mit den Verbündeten Friede zu schließen. Herr von Bellievre faßte dies auf, und fand sich dadurch veranlaßt, jenen Deputirten auf eine sehr gründliche Art darzuthun, daß er ihre Vollmacht in Ansehung des Punkts, welcher die Verbündeten betreffe, weder für hinlänglich erkennen, noch dieselbe eher annehmen könne, bis er den König und dessen Deputirte hiervon benachrichtigt habe. Die Flamänder erwiederten, da die Königin von England zu jener Zeit, als diese Vollmacht ausgefertigt worden sey, mit dem Könige von Spanien in Krieg verwickelt gewesen, und dieser nicht gewußt habe, daß der König von Frankreich sie ebenfalls mit in dem Friedenstraktate begriffen wissen wolle, so habe er ihnen auch in Ansehung dieses Punkts keine Vollmacht ertheilen können. Allein der Cardinal von Oesterreich mache sich anheischig, den König von Spanien zu dessen Genehmigung zu bewegen, und sey erbötig, wofern es nöthig seyn solle, einen Eilboten nach Spanien zu senden, der in wenig Tagen von da wieder zurückkommen werde. Dieser Vorschlag wollte dem Legaten gar nicht gefallen. Er suchte die Absendung eines Eilboten auf eine gute Art zu verhindern, und sagte zu dem Ende, man könne sich auch ohnedies mit Frankreich und Spanien in Unterhandlungen einlassen und dies oder jenes darüber ausmitteln. Hierauf bat Taxis den Richardot, weil dieser den Rang vor ihm hatte, um Erlaubniß zu sprechen, und sagte (vielleicht nur allzuoffenherzig) sie, als Deputirte des erwähnten Cardinals, wollten jetzt einen großen Beweis ihrer Freymüthigkeit geben, und geradezu erklären, daß sie den Auftrag hätten, dem Könige von Frankreich nicht nur die fünf Plätze, Dourlans, le Cattelet, la Capelle, Ardres und Calais, sondern auch sogar Blavel zu überlassen, und zwar mit dem einzigen Vorbehalte, daß man hierbey auf die nem-

liche Art zu Werke gehen solle, wie bey dem Friedensschlusse zu Chateau en Cambresis. Herr von Bellievre beantwortete diesen Vorschlag, wiederholte denselben Punkt für Punkt, nahm ihn, da er ohne die geringste Einschränkung gethan wurde, unbedingt an, und bediente sich hiebey zu wiederholtenmalen der nemlichen Ausdrücke, worin er abgefaßt war. Der Präsident Richardot sah wohl ein, daß Taxis ein wenig zu weit gegangen sey, erlaubte sich aber nicht den geringsten Widerspruch, sondern begnügte sich bloß damit, daß er mehrmals den Ausdruck wiederholte, die Zurückgabe müsse nach Maasgabe des Friedens zu Chateau en Cambresis geschehen, wogegen denn auch die Franzosen ganz und gar nichts einwendeten. Die spanischen Deputirten trugen nun auf zweyerley an. Fürs erste verlangten sie einen Paß für den Gesandten von Savoyen, vermöge dessen ihm vergönnt würde, mit vierzig Pferden nach Flandern zu kommen, und den Friedensunterhandlungen beyzuwohnen, damit er hier unter dem Schutze des Königs von Spanien seine Angelegenheiten mit Frankreich in Ordnung bringen könne. Zweytens schlugen sie vor, daß jemand von Seiten des Duc de Mercoeur unter sicherm Geleite zu dieser Versammlung gesandt werden dürfe, um für ihn ebenfalls zu negocieren, weswegen sie an ihn zu schreiben, und ihn hiervon zu benachrichtigen wünschten. Nachdem Herr von Bellievre den Herrn von Silleri hierüber zu Rathe gezogen hatte, beantwortete er den erstern von obigen Anträgen folgendermaßen: was den savoischen Gesandten betreffe, so hätten sie zwar den verlangten Paß bey sich, er erstrecke sich aber nicht auf eine so große Anzahl von Pferden. Sie wollten denselben vorzeigen, und hätten ihn bis jetzt blos um deswillen zurückbehalten, weil die Angelegenheit des Herzogs von Savoyen nach der Willens-

lensmeynung des Königs, ihres Gebieters und Herrn, nicht sowohl in dieser Versammlung, als vielmehr besonders vorgenommen werden solle. Was hiernächst den Duc de Mercoeur betreffe, so könnten sie demselben schlechterdings weder einen Reisepaß noch sicheres Geleite zugestehen; denn als Vasall sey er dieser Ehre nicht würdig; doch könne diese Sache zwischen Seiner Majestät und dem besagten Herzoge ausgemacht werden, ohne daß jemand nöthig habe sich ins Mittel zu schlagen. Diese Antwort schien die Flamänder zwar sehr zu befremden, inzwischen merkte man es ihnen doch an, daß sie das Interesse des Duc de Mercoeur nicht sonderlich zu Herzen nahmen, sondern sich nur das Ansehen geben wollten, ihm einen Dienst zu erweisen. Als man nunmehr den Legaten fragte, was des folgenden Tags vorgenommen werden solle, gab er zur Antwort, man müsse zur nemlichen Stunde wieder zusammenkommen, den Friedenstractat von Chateau en Cambresis mitbringen, und jeden Artikel desselben einzeln vorlesen, damit man sodann die Mittel in Ueberlegung ziehen könne, welche die Zurückgabe der oben erwähnten Oerter erheische. Dies ward genehmigt, die Deputirten entfernten sich und der Legat hofte von seinen Bemühungen den glücklichsten Erfolg.

Des nächstfolgenden Tags kam man zur verabredeten Stunde wieder zusammen. Der Legat machte den Antrag, den oben erwähnten Friedenstraktat zu verlesen. Herr von Bellievre nahm aber das Wort, und sagte, er habe ihre Vollmachten von neuem durchgesehen, und sey noch immer der Meynung, daß jene des Cardinals von Oesterreich in Ansehung dessen, was die Verbündeten betreffe, keineswegs zureichend sey. Mit Ehren könne der König sein Herr, sich ohne die Genehmigung seiner Verbündeten auf weiter

nichts einlassen. Es sey daher unumgänglich nöthig, daß er vorher an Ihro Majestät schreibe, um zu erfahren, wie Höchstdieselben nebst Ihren Verbündeten diesen Antrag aufnähmen. Die Niederländer befänden sich jetzt ohnehin bey Ihro Majestät, und man erwarte daselbst mit jedem Tage einen Sekretair aus England, der vielleicht schon dort eingetroffen sey. Zugleich machte er die Bemerkung, daß es dem Könige seinem Herrn zu keinem geringen Nachtheil gereichen würde, wofern die Deputirten in Ansehung der Verbündeten nicht mit hinlänglicher Vollmacht versehen wären. Er habe vorausgesetzt, daß sie dergleichen hätten; wiedrigenfalls würde er nimmermehr zugegeben haben, daß der Legat diese Zusammenkunft veranstalte; denn wenn sie von derselben ausgeschlossen würden, so bedürften sie weiter keines Beweggrunds, sich von nun an nicht mehr für sein Interesse zu verwenden. Hierbey trieb er seine Gegner mit vieler Geschicklichkeit in die Enge, sprach mit Würde, dunkel und sogar etwas zweydeutig; wie denn überhaupt dieser Alte sehr pfiffig ist. Richardot, der ihn nicht recht verstanden hatte, antwortete heftig: es komme ihm vor, daß ihnen groß Unrecht wiederfahre. Man habe sie da in eine Versammlung geführt, um eine Sache in Richtigkeit zu bringen, die schon seit mehrern Monaten abgehandelt sey. Während dieser Zeit hätten Seine Allerchristlichste Majestät wohl erfahren können, ob Ihre Verbündeten mit in dem Friedenstraktate begriffen seyn wollten, oder nicht. Demungeachtet seien sie von dem Vorhaben derselben noch bis diese Stunde nicht unterrichtet worden. Inzwischen wären sie willig und bereit, sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen, indem ihres Erachtens die Ehre des Königs von Spanien hiebey gar nicht ins Spiel komme, und da sie ausdrücklich in der Absicht sich eingefunden hätten, um hierüber die Gesinnungen des Allerchristlichsten Königs

nigs und seiner Verbündeten zu vernehmen. Nun beschwerte er sich, daß sie mit ihren Anträgen weder zu Gunsten des Herzogs von Savoyen, nach des Duc de Mercoeur etwas ausrichten könnten, und äußerte zuletzt, daß ihn dieses, seiner Meinung nach sehr sonderbare Benehmen, nicht wenig befremde. Als der Legat sah, daß man ziemlich laut zu sprechen anfieng, und daß man den Herrn von Bellievre nicht recht verstanden habe, der vielleicht mit allem Fleiß nicht besser verstanden seyn wollte, so schlug er sich ins Mittel, sagte, der ganze Streit beruhe bloß auf einem Mißverständniß, und fieng nun an, die Rede der Herrn von Bellievre wörtlich zu wiederholen. Im Wesentlichen sagte er, sey dieselbe des Inhalts: die Vollmachten der Deputirten seyen zwar in Rücksicht dessen, was die Verbündeten betreffe, auf der einen Seite ganz zureichend; da er aber befürchte, das worauf man angetragen habe, daß nemlich der Cardinal von Oesterreich sich hätte anheischig machen sollen den König von Spanien zur Ratification zu bewegen, möge vielleicht noch nicht hinlänglich seyn; so sey er auf den Gedanken gekommen, seinem Könige hiervon Nachricht zu geben. Es sey gar nicht zu läugnen, daß die Sache hierdurch eine ganz andere Wendung bekommen habe; denn der König von Frankreich habe von jeher darauf bestanden, daß gar keine Zusammenkunft veranstaltet werden solle, wofern die Deputirten nicht mit hinlänglicher Vollmacht, selbst in Ansehung der Verbündeten, versehen wären. Nachdem der Legat dies gesagt hatte, kehrte er sich gegen den General der Franziskaner, und foderte ihn auf, der Versammlung zu eröffnen, was ihm der König von Frankreich über diesen Umstand insbesondere gesagt habe. Der General bekräftigte alles, was der Legat zu erkennen gegeben hatte, und wiederholte umständlich, was den Chef der Verbündeten in dieser

Rück-

Rücksicht betraf. Hierdurch wurden die spanischen Deputirten wieder beruhigt, und sagten: was die Holländer angehe (denn so pflegen sie die Staaten gewöhnlich zu nennen) so hätten sie allerdings etwas in Händen, das zu deren Genugthuung zureichend seyn werde. In Ansehung Englands waren sie aber der Meinung, daß es bey dem wozu sie sich verstanden hätten, bleiben müsse, indem ihnen Seine katholische Majestät zu Abschließung des Friedens mit England aus dem Grunde keine Vollmacht hätten ertheilen können, weil der König von Spanien, zur nemlichen Zeit, wo er die Vollmacht zu Abschließung des Friedenstraktats mit Frankreich ausgestellt habe, von der Königin von England mit einer Armee angegriffen worden sey, und folglich es die Würde Seiner katholischen Majestät nicht gestatte, eine Vollmacht zu Friedensunterhandlungen mit einer Person auszustellen, die nicht nur von niedrigerm Rang sey, sondern ihn noch überdies bekriegt, und jenes Verlangen nicht einmal geäußert habe. Die Franzosen ließen es sich zwar nicht merken, ob sie mit diesen Ausflüchten zufrieden seyen oder nicht; doch sprachen sie nunmehr aus einem gemäßigtern Tone. Uebrigens schien dem Legaten gar nicht daran gelegen zu seyn, daß der Punkt, welcher die Absendung eines Eilboten nach Spanien betraf, von neuem berührt werden solle. Deswegen suchte er die Sache so zu vermitteln, daß die spanischen Deputirten nichts dagegen einzuwenden hatten, als er den Vorschlag that, deswegen an den König von Frankreich zu schreiben. Sie hoften nemlich, daß dies, wie es sich bisweilen in mehrern Fällen ereignet, bloß um mehrerer Sicherheit willen, und keineswegs in der durchdachten Absicht geschehe, die Sache auf diese Art durchsetzen zu wollen. Als er nun merkte, daß die Gemüther wieder ein wenig ruhiger geworden waren, traf er die Veranstaltung, daß der Friedenstraktat von

Cam-

Cambresis vom Oydor abgelesen wurde. Er war in französischer Sprache geschrieben, und ward auch in dieser nemlichen Sprache verlesen; der Legat aber hatte ihn vorher ins italiänische übersetzt, so daß er ihn ebenfalls durchaus verstand. Es brauchte eben nicht viel Kopfbrechens, um nach Verlesung dieses Traktats die Art und Weise zu beurtheilen, wie man bey der mehrerwähnten Zurückgabe verfahren müsse. Mit Bewilligung beyder Parteien (obgleich der Herr von Bellievre in Ansehung der Zeitfrist nicht ganz mit einstimmen wollte) ward demnach festgesetzt, daß, sobald der König von Frankreich die Ratification von sich stellen würde, zwey Monate nachher die Plätze Calais und Ardres wieder zurückgegeben werden sollten. Dieser Termin sollte an eben dem Tage seinen Anfang nehmen, an welchem Seine Allerchristlichste Majestät den Friedenstraktat beschwören würden. Die drey andern Plätze, nemlich Dourlens, le Cattelet und la Capelle, wollte man ihm nach Verlauf von ungefähr drey Monaten ebenfalls überliefern; doch ward diese Zeitfrist nicht pünktlich bestimmt. Gedachte fünf Oerter sollten dem Könige von Frankreich mit allen darin vorgenommenen Verbesserungen übergeben werden; zuvor aber sollte der König von Spanien die Sache der Soldaten, welche darin in Meuterey waren, ausmachen; auch sollten die Spanier ihre sämmtliche Artillerie zurücklassen, welche sie daselbst hätten. Ferner machten sie sich anheischig, die Festung Blavet zu schleifen, da dies jedoch so geschwind nicht geschehen könnte, so verlangten sie, man solle nicht zu sehr darauf drängen, sondern ihnen Zeit lassen, dießfalls die schriftliche Ratification aus Spanien einzuholen, indem sonst der Commandant dieses Platzes weder den Abmarsch der Besatzung, noch die Demolirung der Festungswerke gestatten könne. Die Franzosen bezeigten ihr Vergnügen über die-

se Bedingungen, machten über das Versprechen der Spanier nicht die geringste Bemerkung, sondern trugen bloß darauf an, daß bis nach erfolgter Zurückgabe besagter fünf Plätze, und Demolirung der Festung Blavet, von Seiner christlichsten Majestät Geissеln gegeben werden möchten, deren Wahl übrigens Denenselben gänzlich freygestellt bleibe. Dies ward nach einigen unerheblichen Einwendungen versprochen. Nun schien endlich Herr von Bellievre wieder völlig zufrieden, wiewohl der Punkt, welcher die Artillerie betraf noch nicht gänzlich berichtigt war. Weit wichtiger war jedoch dies, daß die Franzosen nun zutraulich wurden, und für bekannt annahmen, daß man aufrichtig mit ihnen zu Werke gehe. Zu guter Letzt ward noch beschlossen, daß Tags darauf keine Sitzung seyn solle; denn sie bedurften Zeit an ihren König zu schreiben, und einen Eilboten an ihn zu senden. Die Spanier begaben sich zuerst weg, und als der Legat merkte, daß sie noch einigen Anstand nahmen, sagte er zu ihnen, sie könnten ja des andern Tags eine Privatunterredung mit ihm haben, welches sie auch gleich zufrieden waren. Er unterhielt sich dann noch eine Zeitlang mit den Herrn von Bellievre und von Silleri, die unter andern zu ihm sagten, er könne gewiß versichert seyn, daß ihnen die Königin von England keinen Strich durch die Rechnung machen werde, nur möge er es ihnen nicht verübeln, daß sie vorher die Antwort des Königs erwarteten. Sie sprachen überhaupt sehr freymüthig von dieser Königin, und wiederholten von neuem, was sie bereits in der Versammlung gesagt hatten; daß nemlich der König von Frankreich ganz und gar nicht von der Königin von England abhänge, und daß die Angelegenheiten gewiß nicht nach ihrem Gutdünken gehen würden. Hierauf baten sie den Legaten, er möchte doch die Verfügung treffen, daß diese Negociation geheim gehal-

halten werde. Zu dem Ende ſolle er ſelbſt auf ſolche Perſonen achten, die nicht mit in der Verſammlung zugegen wären; denn ſie wüßten mehr als zu wohl, daß man oft nach Paris ſchreibe, und allerley wahre und falſche Dinge durch einander dahin berichte, die den Unterhandlungen zum größten Nachtheil gereichten. Der Legat, welcher überzeugt war, daß dieſer Rath eben ſo nützlich als nothwendig ſey, nahm gleich nach Entfernung der Franzoſen Gelegenheit, hierüber mit den Prälaten zu ſprechen, die ſich in ſeinem Gefolge befanden, und ihm als äußerſt neugierige Leute bekannt waren. Er gab ihnen daher zu verſtehen, ſie würden ſehr wohl thun, wenn ſie ſich des allzuhäufigen Schreibens enthielten, und zwar aus mehrern Gründen; hauptſächlich, weil ſie oft ſelbſt nicht wüßten, was ſie ſchreiben, mithin Wahres und Falſches durch einander mengten, und eben dadurch dem Gange der Geſchäfte die größten Hinderniſſe in den Weg legten. Er wiſſe mehr als zu gut, was für Unheil ſie während ihres Aufenthaltes zu Saint-Quentin durch ihre Klätſchereyen und Schreibereyen geſtiftet hätten; dies ſollten ſie bleiben laſſen, denn es ſey mehr als jemals von der äußerſten Wichtigkeit. Es werde ihm gar nicht ſchwer fallen, diejenige welche ſeinem Befehl zuwider handelten, zu entdecken, da er hierbey nur ſeine ehemaligen Erfahrungen zum Grunde legen dürfe, und er verſichere ſie hoch und theuer, daß er jeden, der ſich hierin nur das geringſte zu Schulden kommen ließe, ſehr ſchlecht bey dem Pabſte empfehlen würde, deſſen Dienſt ihm ſo wichtig ſey, daß er ohne die geringſte Schonung zu Werke gehen werde. Kein einziger von allen dieſen Leuten getraute ſich nur ein Wort zu erwiedern; aber jeder glaubte nur ſein Gewiſſen zum Zeugen zu haben, und ſuchte daher zu errathen, wen denn der Legat wohl eigentlich meynen möge; denn er hatte ganz im Allgemeinen geſprochen, und ohne ſich

an jemand ins besondere zu wenden. Sie nahmen es also sehr übel, und führten die bittersten Klagen darüber.

Des folgenden Tags begaben sich die Spanier wieder zum Legaten, und zwar in der größten Verlegenheit; denn sie glaubten nicht anders, als die Franzosen wollten keinen Frieden. Am nemlichen Morgen hatten sie sich gegen den Franziskanergeneral bitterlich hierüber beschwert, und es folglich nicht blos bey dem bewenden lassen, was sie bereits in der Versammlung zu erkennen gaben. Der General hatte den Legaten von dem ganzen Vorgange benachrichtigt. Dieser suchte sie daher, als sie zu ihm kamen, auf das bündigste zu überzeugen, daß die Franzosen den Frieden aufrichtig wünschten, und daß dieselben, wie sie selbst bemerkt haben würden, mit den vorgeschlagenen Bedingungen vollkommen zufrieden wären. Er fügte hinzu, daß es den Franzosen zu weit größerm Nachtheil als den Spaniern gereichen würde, wenn sie die Friedensvorschläge nicht annehmen wollten; denn die Zusammenkunft, welche sie veranstaltet hätten, habe bereits bey allen ihren Verbündeten Argwohn erregt. Nach seinem Dafürhalten habe der Herr von Bellievre blos deswegen gegen ihre Vollmacht in Betref Englands einige Einwendungen gemacht, damit die Ehre seines Herrn nicht auf das Spiel gesetzt werde. Dies lasse sich aus allen den Aeußerungen schließen, die er sowohl in offener Versammlung, als gegen ihn ins besondere von sich gegeben habe. Daß die Franzosen verabredetermaßen Willens seyen nach Hofe zu schreiben, müsse sie ganz und gar nicht befremden, indem die Angelegenheiten eine ganz unerwartete Wendung genommen hätten; denn ihre Vollmachten wären ja von der Art, daß sie dadurch gar nichts zum Behuf ihrer Verbündeten bewirken könnten, worauf sie doch angetragen hätten, und welches der König von Frankreich

reich ausdrücklich begehre. Sie könnten ja leicht erachten, daß man bloß deswegen auf allerley Mittel sinne, damit man nicht nöthig habe, Depeschen nach Spanien zu senden; denn die Franzosen selbst hätten ihn darum ersucht, und suchten nur hierdurch den Termin wegen Zurückgabe der Plätze zu verkürzen. Durch diese Vorstellungen des Legaten, wurden die spanischen Deputirten wieder völlig beruhigt. Sie fragten nunmehr, was er denn eigentlich von den Verhandlungen mit Savoyen halte. Der Legat versetzte, die Franzosen würden zwar zugeben, daß dieselben in Vortrag kämen, doch wollten sie den ehemaligen Traktat schlechterdings nicht zum Grunde gelegt wissen. Ganz unverholen hätten sie ihm gesagt, sie verlangten das Marquisat Saluzzo zurück und würden keineswegs gestatten, daß man das Interesse der beyden Kronen mit jenem des Herzogs von Savoyen zu gleicher Zeit in Erwägung ziehe. Die Deputirten statteten hierauf dem Legaten ihren Dank ab, und giengen von ihm, sehr zufrieden, wie man in der Folge vom General der Franziskaner vernahm.

Am dreyzehnten war keine Versammlung, weil Herr von Bellievre Arzney genommen hatte.

Des andern Morgens ward wieder Versammlung gehalten, mehr damit das Aussetzen derselben kein Aufsehen erregen solle, als wegen einer andern Ursache. In der That konnte man noch keinen bestimmten Entschluß fassen, weil man auf Antwort vom Könige wartete, der unlängst nach Fontainebleau gereist war. Inzwischen brachte man doch in Vorschlag, daß in dem Frieden, welchen die beyden Kronen mit einander schliessen würden, auch diejenigen mit begriffen seyn sollten, welche sich auf Antrieb der Könige den Unwillen dieser oder jener Partey zugezogen hätten; so auch der Cardi-

nal von Oesterreich, wofern ihm der katholische König etwa Flandern überlassen werde. Der Legat machte diesen Antrag auf Ersuchen der Spanier, und er ward von den Franzosen ohne Anstand genehmigt. Die Deputirten des besagten Cardinals giengen zuerst fort, die Franzosen aber blieben bis zuletzt da. Jetzt suchte der Legat von ihnen zu erfahren, was sie wohl von der Antwort des Allerchristlichsten Königs erwarteten. Ihre Antwort war: sie hoften daß sie gut ausfallen werde. Der Legat erwiederte: anders kann es auch nicht seyn; denn ihr habt ja nun alles, was ihr begehrt. Sie versetzten: dies sey wohl wahr, doch wünschten sie noch, daß der Termin wegen der Zurückgabe verkürzt werden möge. Der Legat antwortete: ihr begehrt, man soll ihn verkürzen, und dennoch macht ihr die Versammlung unschlüssig, weil ihr darauf besteht, daß man in Ansehung dessen, was England betrift, keinen Eilboten nach Spanien sende.. Darauf sagten sie: dies könne doch, ihrem Ermessen nach, weder die Unterhandlungen noch die Beschlüsse der Versammlung verzögern; doch wollten sie dies keineswegs mit Gewißheit behaupten, weil alles auf die Antwort Seiner Majestät ankomme, von welcher sie inmittelst das Beste hoften. Der Legat gab ihnen zur Antwort: sie möchten doch ja nicht länger befürchten, daß man in dieser Sache nicht aufrichtig mit ihnen verfahre. Sie entgegneten: davon wären sie vollkommen überzeugt, und eben deswegen bäten sie den Legaten, er möge es doch so einleiten, daß der Termin der Zurückgabe verkürzt würde; denn ihr König sey etwas argwöhnisch, und es werde nicht wohl gethan seyn, denselben in seinem Mißtrauen zu bestärken. Sie entfernten sich endlich, ohne daß man vorher ausgemacht hatte, ob des andern Tags Versammlung seyn solle, oder nicht. Da nun der Franziskaner General dem Legaten am folgenden Morgen weiter nichts gesagt hatte,

als daß er es ihm zu wissen thun werde, wann wieder Versammlung gehalten werden solle, und da der Legat noch überdies einen Anfall von Steinschmerzen bekam, so begab er sich zu Bett. Kaum hatte er sich hingelegt, als die französischen Deputirten ankamen. Der Legat glaubte, sie wollten sich bloß nach seinem Befinden erkundigen, und ließ sie vor sich. Bald darauf trat der Franziskaner-General herein, und meldete ihm, die Spanier wären ebenfalls da, um Versammlung zu halten. Jetzt bekla te es der Legat, daß man ihm dies nicht zu wissen gethan habe, und wollte sich sogleich ankleiden, weil die gewöhnliche Rangordnung schlechterdings nicht beobachtet werden konnte, wenn er, im Bette liegend, Audienz gab. Die Franzosen aber ließen ihn durchaus nicht aufstehen, denn sie freuten sich heimlich, daß keine Versammlung war. Der General erhielt demnach den Auftrag, die andern nicht ins Zimmer zu lassen, welches er auch ohne Mühe bewerkstelligte. Der Legat unterhielt sich sehr lange mit den Franzosen, und Tags darauf, als am funfzehnten dieses Monats, ertheilte er den Spaniern eine ähnliche Audienz. Er war nun völlig überzeugt die ganze Schwierigkeit, welche den Schluß der Friedensunterhandlungen verzögere, bestehe bloß darin, daß die Franzosen den Herzog von Savoyen nicht mit im Traktate begriffen wissen wollten, die Spanier aber darauf bestünden; ferner, daß die Franzosen das Marquisat Saluzzo verlangten, und daß solches der Herzog von Savoyen nicht herausgeben wolle; endlich, daß die Franzosen auf der Abkürzung des Termins wegen der Zurückgabe der erwähnten Plätze beharrten, und daß die Spanier dagegen einwendeten, dies stehe nicht in ihrer Gewalt. So war die Lage der Sachen in jenem Zeitpunkte, wo man die Antwort des französischen Hofs erwartete, die nun fast nicht länger ausbleiben konnte. Der Legat hatte von

Dom Pietro Urſino vernommen, der Herzog von Savoyen habe gegen ihn geäußert, er werde zwar keineswegs das Marquiſat Saluzzo abtreten, um dadurch den Frieden zu befördern; doch wolle er auf andere Mittel denken, um ſich mit Frankreich zu vergleichen; übrigens wiſſe er mehr als zu gut, daß der Legat für die Abtretung des beſagten Marquiſates geſtimmt habe. Dies war aber weiter nichts als eine bloße Einbildung, die ſich der Herzog in den Kopf geſetzt hatte; denn bis dahin, und während des ganzen Kriegs, hatte der Legat noch kein Wort davon erwähnt, wie er denn überhaupt gar nicht ſagte, der Herzog müſſe das Marquiſat herausgeben, ſondern nur, die Franzoſen verlangten daſſelbe zurück; und ſelbſt damals als er dies ſagte, konnte es der Herzog nicht einmal wiſſen. Demungeachtet fuhr dieſe Sage dem Legaten ſehr vor den Kopf; doch unterließ er deswegen nicht, alles Mögliche anzuwenden, um den Herzog ebenfalls zu einem Vergleich zu bewegen. Mittlerweile ward Herr von Bellievre krank, und da der Eilbote bis zum zwanzigſten ausblieb, ſo wurde bis dahin gar keine Verſammlung gehalten. Der Legat beſchäftigte ſich inzwiſchen damit, den Spaniern ihren Verdacht und Argwohn zu benehmen. Er bediente ſich hierzu des Franziskaner Generals, der, ob es ihm gleich vorkam, als wenn die Franzoſen nicht recht mit der Sprache heraus wollten, (welches ihm verdächtig war) doch dieſe Bemühung auf Zureden des Legaten übernahm. Wäre der Legat bey dieſem Geſchäft hitziger zu Werke gegangen, hätte er die Geduld verloren; ſo würde ſich daſſelbe nach aller Wahrſcheinlichkeit gänzlich zerſchlagen haben. Denn, entweder hätte er den Schein der Partheilichkeit gegen ſich erregt, oder er hätte ſich gefallen laſſen müſſen, daß die dabey intereſſirten Parteien alles durch ihr wechſelſeitiges Mißtrauen unter ſich ſelbſt verdarben, weil ſie immer in dem Wahn

ſtanden,

ſtanden, die eine ſuche die andere zu betrügen. Der Legat ſuchte ihnen aber dieſen Argwohn immer wieder zu benehmen, weil er für ſeine eigene Perſon überzeugt war, daß man aufrichtig verfahre, und wirklich die Abſicht habe, den Frieden wieder herzuſtellen. Deswegen gab er auch nie den Rathſchlägen derer Gehör, die, ohne dazu berufen zu ſeyn, ihm zumutheten, er ſolle ſich ſtellen, als ob er mit dem Verfahren des Allerchriſtlichſten Königs gar nicht zufrieden ſey, und was dergleichen mehr war. Er hielt nemlich immer, und zwar mit Recht, dafür, daß dieſes große Werk nur durch Geduld und Parteiloſigkeit zu einem glücklichen Ende gebracht werden könne.

Um den fernern Inhalt dieſer Geſchichte verſtändlich zu machen, muß hier die Bemerkung eingerückt werden, daß ſich die franzöſiſchen Deputirten des nemlichen Tags, an welchem der Eilbote zurück kam, in aller Frühe zum Legaten verfügten, und demſelben zu erkennen gaben, ihr König ſey zwar noch immer zum Frieden geneigt, und nehme zu dem Ende die vorgeſchlagenen Bedingungen ohne alle Einſchränkung an, doch ſey er zugleich der Meinung, daß man nicht wohl umhin könne, einen Eilboten nach Spanien zu ſenden, damit der katholiſche König eine hinlängliche Vollmacht verfertigen laſſe, um auch mit England Friede zu ſchließen. Dies ſey eine Sache, welche Ihro Majeſtät gleich von Anfange für unumgänglich nothwendig gehalten hätten, weil das Verſprechen des Cardinals von Oeſterreich, den Frieden vom Könige von Spanien ratificiren zu laſſen, keineswegs hinreiche. Indeſſen wolle der König, wie bereits geſagt, die Friedensunterhandlungen, welche mittlerweile zwiſchen den beyden Kronen fortgeſetzt werden möchten, keineswegs unterbrechen; es könnten vielmehr die Artikel; wel-

che dieſelben angiengen, einzeln in Ordnung gebracht, je nachdem die Parteien mit einander übereinkämen, unterzeichnet, und ſodann, bis nach erfolgter Antwort aus Spanien, in die Hände des Legaten deponirt werden, damit ſie von demſelben ſorgfältig aufbewahrt und geheim gehalten würden. Hierauf ertheilten ſie dem Pabſte ſehr große Lobſprüche, und dankten dem Legaten im Namen des Königs für ſeine Mühe und Geduld, mit dem Beyfügen, ſie wollten nun auch in Rückſicht der Staaten nicht das geringſte mehr verlangen, und zwar um ſo mehr; da, was man ihnen deswegen im Traktat zugeſtanden habe, ſchon hinlänglich ſey; übrigens müſſe jener Eilbote auf jeden Fall ſchlechterdings abgefandt werden, weil er zugleich die ſchriftliche Ratification deſſen mitbringen ſolle, was die Zurückgabe von Blavet betreffe, um ſodann den Beſchluß, welcher diesfalls gefaßt worden ſey, vollſtrecken zu können. Auch gaben ſie ihm zu erkennen, daß ſie es ſehr gern ſähen, wenn die ſpaniſchen Deputirten von dieſem allem gehörig unterrichtet würden, bevor man wieder zuſammen käme, damit ſie der Abſendung des Eilboten um ſo weniger einige Hinderniſſe in den Weg legen möchten, welches ſich jedoch gar nicht vermuthen laſſe, da ſie bereits in voller Verſammlung erklärt hätten, daß er abreiſen und in wenig Tagen wieder zurückkommen ſolle. Dieß alles ließ der Legat den ſpaniſchen Deputirten durch den General der Franziskaner hinterbringen; auch traf er zugleich die Verfügung, daß ſie des andern Tags ſich ſamt und ſonders in der Verſammlung einfinden ſollten. Wie ſie ſich eben dahin begeben wollten, ereignete ſich ein Umſtand, der die gewöhnliche Ordnung unterbrach. Die Franzoſen wollten nemlich nicht in das Zimmer, damit der Legat vor ihrem Eintritt erſt Zeit hätte, mit den andern zu ſprechen; denn ſie wußten noch nicht, daß er denſelben bereits alles Obige zu

wiſſen

wissen gethan hatte. Die Spanier hingegen warteten darauf, daß sich die Franzosen zuerst hinein begeben sollten. Als der Legat dies gewahr wurde, ließ er sie bitten hinein zu kommen, welches sie auch thaten. Die Staatsgrübler schlossen hieraus, es müsse sich ein Rangstreit erhoben haben, und machten dies auch öffentlich bekannt; es war aber gleichwohl nicht wahr. Nachdem nun die ganze Gesellschaft beysammen war, machte Herr von Bellievre, und zwar in einem viel sanftern als seinem gewöhnlichen Tone, die Antwort des Allerchristlichsten Königs auf eben die Art bekannt, wie er sie bereits dem Legaten vorgetragen hatte. Die Flamänder hörten ihm sehr aufmerksam zu, besprachen sich sodann mit einander, dankten sehr höflich, und nahmen die Antwort, welche man ihnen so eben bekannt gemacht hatte, an. Nur verlangten sie einen Tag Aufschub, um die Angelegenheit wegen des Eilboten in Ueberlegung zu nehmen. Auch erwähnten sie des Duc de Mercoeur, versuchten in seinem Namen zu negoziren, und erboten sich, ihm hiervon Nachricht zu geben. Die Franzosen lehnten dies geradezu ab, so daß nicht weiter von der Sache gesprochen wurde. Nun kam auch die Rede auf den Herzog von Savoyen. Und jetzt zeigten sich die Franzosen gar nicht mehr abgeneigt, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, so sehr sie ehedem sich dessen geweigert hatten. Die Ursache war; der Legat hatte sie hiezu bewogen, und sie waren so ziemlich von dessen Beweggründen überzeugt. Die Versammlung gieng hierauf auseinander, doch mit dem Vorbehalt, sich des andern Tags wieder einzustellen. An diesem Tage nahmen die Flamänder, welche sich Bedenkzeit ausgebeten hatten, die Antwort des Allerchristlichsten Königs ohne alle Einschränkung an, und gaben nicht nur ihre Einwilligung zur Abfassung und Unterschrift der Artikel, sondern auch zu Niederlegung derselben

ben in die Hände des Legaten. Sie hätten, sagten sie, Briefe vom Cardinal von Oesterreich in Händen, wollten demzufolge den Eilboten nach Spanien abfertigen, und er sey auch wirklich zur Abreise bereit; da man jedoch vermittelst jener Depesche die schriftliche Ratification aus Spanien herbeyschaffen solle, welche auf die Demolirung von Blavet Bezug habe, so müsse man vorerst noch anderweitige Briefe von dem besagten Cardinal begehren, welches so geschwind als möglich geschehen solle, und dann würden sie den Eilboten ohne den geringsten Verzug abgehen lassen, um sowohl jene Angelegenheit zu berichtigen, als auch die benöthigte Vollmacht in Betreff Englands beyzubringen. Dies waren die Franzosen zufrieden, und der Legat machte sich anheischig, die Friedensartikel in seine Verwahrung und Obsicht zu nehmen, sobald dieselben von den Parteien genehmigt und unterzeichnet seyn würden. Die Franzosen brachten nun die Zulassung des savoyischen Gesandten in Vorschlag, nach welcher sie bis dahin kein Verlangen gezeigt hatten. Noch ward beschlossen, die Friedensartikel aufzusetzen, weswegen Tags darauf, am 23ten, keine Versammlung seyn sollte, damit man die Zwischenzeit dazu anwenden könne, dieselben zu Papier zu bringen. Jetzt fiengen die Franzosen auf einmal an viel nachgiebiger zu werden, als sie bis dahin gewesen waren. Hieraus läßt sich schließen, daß sie mittlerweile weit unbeschränktere Aufträge erhalten haben mußten. Was den Duc de Mercoeur betrift, so machten die Spanier einen abermaligen Versuch, sich für ihn zu verwenden. Es ward aber beschlossen, daß die Unterhandlungen mit ihm noch eine Zeitlang ausgesetzt bleiben sollten, weil man allgemein glaubte, daß er sich dem Allerchristlichsten Könige unterwerfen werde, wofern er es nicht schon gethan habe.

Als der Aufschubstag vorüber war, versammelte man sich abermals am 24. des nemlichen Monats. In dieser Zusammenkunft recapitulirten die Franzosen alles, was bereits verhandelt worden war. Man solle nemlich, sagten sie, die Artikel so abfassen, daß man sich vermöge derselben einen erwünschten und dauerhaften Frieden versprechen könne; solle denselben so viel möglich verbürgen; vor allen Dingen aber dafür sorgen, daß einer so wichtigen Negoziation keinen Hindernisse in den Weg gelegt würden. Sie verlangten, daß man den Termin wegen Zurückgabe der Plätze wenigstens um einen Monat abkürze; sagten, der Allerchristlichste König wünsche, daß man ihm, wo nicht die ganze Artillerie, doch wenigstens die Hälfte derselben überlassen möchte, und daß man die Friedensartikel so geschwind als möglich unterzeichne, um sie alsdann, der Abrede gemäs, dem Legaten zu treuen Händen zu überliefern. Richardot antwortete, man könne den Termin der Zurückgabe aus dem Grunde nicht abkürzen, weil, seines Erachtens, die hierzu erforderlichen Befehle nicht früher ertheilt werden könnten; denn es befänden sich aufrührische Soldaten in jenen Plätzen, und es sey nicht mehr denn billig, daß dieselben, um die Achtung ihres Königs zu erhalten, auf eine oder die andere Art bestraft würden. Die spanischen Deputirten verlangten diesen Aufschub in keiner andern Rücksicht, als um allen und jeden Erfordernissen völlige Genüge zu leisten; denn da sie jene Plätze doch einmal zurückgeben müßten, so erheische es ihr selbsteigener Vortheil, dies je eher je lieber zu thun, theils um die Unterhaltungskosten los zu werden, theils auch in mancher andern Rücksicht, die man sich leicht denken könne, indem das Interesse des Cardinals von Oesterreich deutlich genug vor Augen liege. Die Franzosen waren hiermit gar nicht zufrieden, sondern machten vielmehr die Einwendung, vermöge des Frie-

dens von Cambrai hätten dergleichen Zurückgaben binnen Monatsfrist erfolgen müssen, und endlich verlangtn sie, man solle jenen Termin doch wenigstens um vierzehn Tage verkürzen. Die Spanier blieben unerbittlich; als aber der Legat und der General der Franziskaner sich ins Mittel schlugen, gelang es diesen, die Sache dahin zu vermitteln, daß, da vorher die Rede davon war, jene fünf Oerter auf zweymal, nemlich Calais und Ardres binnen zwey Monaten, die drey andern aber einen Monat später zurückzugeben, nunmehro festgesetzt wurde, daß alle fünf in den nächsten zwey Monaten abgetreten werden sollten, wodurch denn dem ganzen Hader ein Ende gemacht wurde.

Was Blavet betrift, so thaten sich auch hier in Ansehung der Frist allerley Schwierigkeiten hervor, binnen welcher die Besatzung herausgezogen, und die Festungswerke geschleift werden sollten. Die Franzosen dünkte der Termin von drey Monaten zu lang, und die andern wollten durchaus nichts davon nachlassen. Als der Legat wahrnahm, daß die Deputirten hierüber nicht einig werden konnten, sprach er mit einem nach dem andern, und suchte den Franzosen durch die bündigsten und wirksamsten Vorstellungen begreiflich zu machen daß sie in Rücksicht dessen, was Blavet betreffe, ganz ruhig seyn könnten; denn da man ihnen die erwähnten fünf Plätze in der Absicht abgetreten habe, um hierdurch die Wiederherstellung des Friedens zu bewirken, so sey es wider alle Wahrscheinlichkeit, daß man hintennach noch Schwierigkeiten machen werde, die Festungswerke von Blavet niederzureißen, indem ja die Spanier nicht den geringsten Vortheil davon hätten, wenn sie nach der Uebergabe jener Städte nur Blavet zurückbehalten wollten, ohne daß der Friede zu Stande käme.

Sämt-

Sämtliche Deputirte waren mit dieser Vorstellung zufrieden; übrigens blieb es dabey, daß Blavet in Zeit von drey Monaten geschleift werden solle; doch fügte man die Versicherung hinzu, diesen Termin nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht zu verkürzen, womit denn auch die Franzosen sich begnügten. Zugleich ward beschlossen, daß der zweymonatliche Termin von dem Tage an gerechnet werden solle, wo die Friedensartikel unterzeichnet würden. In dieser Zwischenzeit wollte man die Sache dergestalt einleiten, daß der zwischen beyden Kronen geschlossene Friede, sowohl von dem Könige von Frankreich, als auch vom Cardinal von Oesterreich feyerlich beschworen, und sodann die Ratification des Königs von Spanien ebenfalls beygebracht würde. Bey dieser Gelegenheit war abermals vom Herzoge von Savoyen die Rede, und die Franzosen trugen von neuem darauf an den Gesandten desselben kommen zu lassen. Der Legat bestimmte hierauf den Tag zur nächsten Versammlung; was aber den streitigen Punkt wegen der Artillerie betraf, so konnten es die Franzosen noch immer nicht dahin bringen, daß man ihnen, wenigstens aus Höflichkeit, einen Theil derselben überließ.

Dies alles ward ein für allemal protokollirt, ausgenommen die Friedensartikel.

Der 25ste Februar gieng vorüber, ohne daß Versammlung gehalten wurde, wiewohl er dazu bestimmt war. An diesem Tage kam nemlich der Eilbote von Brüssel mit den erwarteten Briefschaften und Unterschriften an. Die Spanier wollten dieselben den Franzosen gern vorzeigen, und verfügten sich daher zu ihnen; so daß der ganze Tag über dieser Beschäftigung verstrich. Man besorgte die erforderlichen Ausfertigungen, und

des

des andern Morgens ward der Eilbote nach Spanien abgesandt. Der Umschlag seiner Depesche war mit dem Petschaft des Legaten versiegelt, und die Adresse an den päbstlichen Nuntius gestellt, der sich am Hofe des Königs von Spanien aufhielt; denn die Franzosen wollten nicht zugeben, daß sie unter dem Namen des Königs von Spanien durch Frankreich passiren sollte, wiewohl übrigens das ganze Paket nicht das geringste von dem Legaten enthielt, als nur den Umschlag.

Den 26 war wieder Versammlung, und in derselben verlangten die Franzosen, Cambrai solle wieder für neutral erklärt werden, wie ehedem, als es die Franzosen noch nicht in den Händen hatten. Man stritt sich lange hierüber, ohne zu einem bestimmten Entschluß zu kommen, wiewohl es übrigens klar genug war, daß Karl der Fünfte diese Festung vor Zeiten besaß, und ob man gleich mit ziemlicher Gewißheit behauptete, die Bewachung der Thore habe lediglich von seiner Willkühr abgehangen. Unter andern war auch die Rede von denen Franzosen, welche sich feindselig gegen den König betragen hatten. Man that den Vorschlag, daß sie Vergebung erhalten, und wieder in ihre Güter eingesetzet werden sollten. Gegen diesen Antrag hatte Herr von Bellievre allerley einzuwenden. Er sagte nemlich: da sie Vasallen des Königs von Frankreich wären, so müßten sie ihre Begnadigung ganz allein von diesem, und keineswegs von der Vermittlung des Königs von Spanien erwarten, dem sie ohnehin nicht den geringsten Dienst geleistet hätten, indem sie weiter nichts als Ueberläufer seyen. Demungeachtet schien er nicht hartnäckig auf diesem Widerspruch zu beharren, weil die Anzahl dieser Leute nicht gar groß, und Herr von Aumale (dessen Güter man nicht einmal

mal eingezogen hatte) der einzige vornehme Mann unter ihnen war.

Der Legat war der Meinung, daß man von nun an die Zusammenkünfte so lang einstellen solle, bis der savoyische Gesandte ankäme, weil denn doch die Angelegenheiten der beyden Kronen nun einmal in Richtigkeit wären, und zu befürchten sey, daß sich abermalige Schwierigkeiten hervorthun möchten, wenn man diese Gegenstände von neuem berühre. Man fand daher am Ende dieser Sitzung für gut, die fernern Zusammenkünfte bis zur Ankunft des erwähnten Gesandten auszusetzen. Dieser langte Tags darauf an, und ward von den Spaniern mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Richardot und Taxis ritten ihm entgegen, und nahmen ihn in ihre Mitte. Dies machte den Gesandten mehr als zu dreust; denn als des andern Tags Versammlung seyn sollte, wollte er dem Oydor den Rang streitig machen und sich über ihn setzen. Der General der Franziskaner meldete diesen Vorfall dem Legaten, der sich aber nicht darein mischen wollte, sondern zur Antwort gab, sie möchten die Sache unter sich selbst ausmachen, denn sie wären ja alle von einer Parthie. Es gelang aber dem General, durch Beyhülfe eines seiner Mönche, den er mit nach Vervins gebracht hatte, und der ausdrücklich deswegen abgeschickt worden war, dem Herzoge von Savoyen seine Dienste zu widmen, diese Streitigkeit dergestalt zu vermitteln, daß dessen Gesandter sich endlich dazu verstand, seinen Platz am untersten Ende der Tafel einzunehmen, so daß er dem Legaten gerade gegenüber, und dem General der Franziskaner zur Linken saß.

Des andern Morgens vor der gewöhnlichen Versammlungsstunde machte er dem Legaten seinen Besuch,

ſuch, bekomplimentirte denſelben im Namen ſeines Herrn, des Herzogs, und äußerte viel Zutrauen gegen ihn. Am Ende ſeiner Rede, ſagte er, der Herzog von Savoyen ſehne ſich nach dem Frieden, ob er gleich noch zur Zeit in offener Fehde begriffen ſey. Der König habe ihn mit Brief und Siegel verſehen, und er hoffe, Seine Majeſtät würden ihm, der getroffenen Uebereinkunft zu folge, geſtatten, daß er ſich bey allen vorkommenden Streitigkeiten auf die Entſcheidung des Pabſtes berufen dürfe. Der Legat aber wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil er es bey dieſer erſten Conferenz nicht für rathſam hielt. Er erinnerte ſich nemlich, von den Franzoſen vernommen zu haben, daß dieſe gar nicht geſonnen wären, ſich an dasjenige zu binden, was man dem Herzoge von Savoyen in dem vorhergehenden Friedenstraktate zugeſtanden hatte. Deswegen erſuchte er den Geſandten, er möge den Gang der Unterhandlungen ſo viel möglich erleichtern, und ja nicht zu ſehr auf ſeinen Anträgen beſtehen, damit das Friedensgeſchäft nicht etwan ganz abgebrochen würde.

Des nemlichen Tags war eine Zuſammenkunft, in welcher es dem Legaten viel Mühe koſtete, den ſavoyiſchen Geſandten dahin zu vermögen, daß er ſeinen Antrag machte, und ſolchergeſtalt den Franzoſen entgegen kam, wozu er ſich aber doch endlich bereden ließ. Sein Antrag war genau in der nemlichen Form abgefaßt, die der Legat ihm vorgeſchrieben hatte. Herr von Bellievre beantwortete denſelben, und fieng ſeine Rede damit an, daß er alle die Verbindlichkeiten nach der Reihe herzählte, die das Haus Savoyen der Krone Frankreich von jeher und beſonders ſeit den Zeiten Königs Franz des Erſten ſchuldig ſey. Hiernächſt führte er alle die Wohlthaten, und ehrenvol-

len

len Verbindungen an, welche dies Haus den Allerchriſtlichſten Königen zu danken gehabt habe. Dann ſprach er von ihrem Recht auf das Marquiſat Saluzzo, von deſſen Beſitz, und von der Art, wie es an den Herzog von Savoyen gekommen ſey. Hierauf erwähnte er der mehrmaligen Einſtellung der Feindſeligkeiten, und der wiederholten Friedensvorſchläge, bewies, daß der Herzog von Savoyen dieſelben nicht habe annehmen wollen, und behauptete, ſein König ſey nun nicht mehr verbunden dasjenige zu erfüllen, worüber man damals einverſtanden geweſen ſey. Dies letztere ſagte er jedoch nicht frey heraus, ſondern gab es nur zu verſtehn. Endlich wandte er ſich diesfalls an Herrn von Silleri, und foderte denſelben auf, von jener Uebereinkunft Bericht zu erſtatten, da ſolche von ihm insbeſondere negocirt worden ſey. Herr von Silleri verſicherte, der Allerchriſtlichſte König habe darauf angetragen, daß der Pabſt die nach dem erſten Friedenstraktate in Betreff des Marquiſates Saluzzo noch obwaltenden Streitigkeiten entſcheiden ſolle; auch habe er die Rückgabe von Cental und Chauteau Dauphin, nebſt den andern neuerdings hinweggenommenen Ortſchaften verlangt; worauf von beyden Parteien Anſprüche gemacht wurden. Er ſagte ferner, der Herzog von Savoyen, oder vielmehr deſſen Geſandte, Namens Jacob, habe dieſen Vorſchlag nicht eingehen wollen; zween Briefe hier nicht einmal zu erwähnen, wovon den einen der Herzog von Savoyen, den andern aber der König von Frankreich geſchrieben hätte; und die alle beyde von großer Wichtigkeit wären. Vermöge des erſtern giebt der Herzog ſeine Einwilligung von ſich, dem Pabſte die Entſcheidung aller Streitigkeiten zu überlaſſen, und im zweyten äußert der König, er ſey dies ebenfalls zufrieden. Beyde wurden zu einer Zeit geſchrieben, wo man

öffent-

öffentlich mit einander in Krieg verwickelt war. Der savoyische Gesandte mochte wohl von diesen Briefen gehört haben, aber entweder war er nicht gehörig davon unterrichtet, oder er konnte sich ihrer nicht recht mehr erinnern; genug er übergieng dieselben als er dem Herrn von Silleri antwortete, mit Stillschweigen, und bekräftigte hingegen, daß alles, was die Herrn von Bellievre und von Silleri gesagt hätten, wirklich wahr sey. Die ganze Versammlung stimmte darin überein, er habe seinen Antrag sehr schlecht unterstützt, weil er bey dem Inhalte des vorhergehenden Friedenstraktates stehen geblieben sey. Der savoyische Gesandte entfernte sich zuerst, wie er denn überhaupt die Gewohnheit hatte, nie in Gesellschaft seiner Anhänger sich einzustellen oder hinwegzugehen; denn er traucte nicht recht. Da die Flamänder nach seiner Entfernung nichts mehr vorzubringen hatten, giengen sie ebenfalls ihres Weges, so daß die Franzosen mit dem Legaten allein blieben. Letztere freuten sich nicht wenig darüber, daß sie, ihrer Meinung nach, den savoyischen Gesandten in Verlegenheit gesetzt hatten.

Am nemlichen Abend und des andern Morgens in aller Frühe verfügten sich die Spanier nebst den savoyischen Gesandten zu dem Franziskanermönch, dessen wir bereits weiter oben gedachten. Er nannte sich Bruder François Martinengue, war ausdrücklich von Seiten des Herzogs von Savoyen nach Vervins geschickt worden, und lag jetzt daselbst krank. Dieser, welcher weit besser als die Deputirten unterrichtet war, übergab ihnen nicht nur die oberwähnten Briefe, sondern auch eine ziemlich lange Rede, woraus man ersah, daß die Herzoge von Savoyen, welche nicht nur damals, sondern auch noch lange nachher, nicht Herzoge, sondern nur Grafen von Savoyen genannt

nannt wurden, seit dem eilften Jahrhundert bis auf die Zeiten Franz des Ersten, von dem Marquis von Saluzzo jederzeit für ihre Oberherrn anerkannt worden waren und die Huldigung eingenommen hatten, und daß die Könige von Frankreich jenes Marquisat erst seit dem Zeitalter Franz des Ersten besaßen. Sie packten diese Urkunden zusammen, und der savoyische Gesandte, welcher sich auf diese Entdeckung nicht wenig zu gut that, trug sie sogleich zum Legaten. Dieser sah dieselbe durch, fand zwar keine Veranlassung dem Gesandten Muth einzusprechen, doch wollte er ihn auch nicht niederschlagen, weil er besorgte ihn mißtrauisch zu machen. Er rieth ihm daher, des andern Tags in der Versammlung davon zu sprechen. Der Gesandte machte aber allerley Einwendungen, und verlangte, die Franzosen sollten ihre Foderungen zuerst bekannt machen. Diese hingegen waren fest entschlossen, hierin schlechterdings nicht nachzugeben.

Nachdem sich der savoyische Gesandte entfernt hatte, wußte es der Legat durch Vermittelung des Franziskaner-Generals einzuleiten, daß er sich wieder ein wenig besänftigen ließ. Die Spanier kamen nebst dem savoyischen Gesandten zuerst in die Versammlung, und Richardot empfieng die erwähnten Papiere aus ihren Händen. Man kam überein, daß der Legat die Sitzung eröffnen, und sich hierzu der Worte bedienen mußte: der savoyische Gesandte habe noch allerley anzubringen. Hierauf nahm dieser das Wort, und trug vor, was in den besagten Papieren enthalten war. Die Franzosen machten nicht die geringste Einwendung gegen die Briefe; Herr von Silleri, welcher eine Abschrift davon in Händen hatte, erklärte dieselbe für ächt, und sagte, er selbst habe das Schreiben des Königs verfaßt; der Inhalt desselben sey aber nur bedingungs-

Bayerische Staatsbibliothek München

ungsweise zu verstehn. Als sich hierauf einige Schwierigkeiten äußerten, bat der savoyische Gesandte um Erlaubniß, sich in französischer Sprache ausdrücken zu dürfen; um hierdurch seinen Vortrag verständlicher zu machen. Nun fiengen sie samt und sonders an französisch zu reden, und einer nach dem andern untersuchte das Schreiben Seiner Allerchristlichsten Majestät von Wort zu Wort. Herr von Bellievre sagte, der König halte dafür, daß er weder an irgend einen Traktat, noch an den Inhalt seines Schreibens gebunden sey, weil man dasselbe nicht zu gehöriger Zeit benutzt habe, und alle Unterhandlungen durch den darauf erfolgten Krieg unterbrochen worden wären. Richardot versetzte hierauf, eben dieser Bruch, und zwar durch Waffengewalt, sey ein deutlicher Beweis von einer schlechten Prozedur. Hierüber ward Herr von Bellievre höchlich entrüstet, und sagte, Frankreich habe noch nie etwas unternommen, ohne seine Sachen sehr gut zu machen.

Da alle diese Reden in französischer Sprache vorgetragen wurden, so verstand der Legat nichts davon, und sagte kein Wort dazu. Eben so machten es die andern Parteien, welche geraume Zeit ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Da nun der Franziskaners General sah, daß ihnen die Galle stieg, und da er befürchtete, man möchte sich vielleicht noch derberer Ausdrücke bedienen, so sagte er zum Legaten, man könne es vor heute dabey bewenden lassen. Der Legat dachte dem, was ihm der General gesagt hatte, ein wenig nach, und ob er gleich aus dem ganzen Vorgange nicht recht klug werden konnte, so sagte er doch, dergleichen Zänkereyen pflegten gemeiniglich mit mehr Erbitterung als Billigkeit verbunden zu seyn, stand sodann auf und brach die Unterhandlungen ab. Herr von Bellievre hatte kaum noch so viel Zeit, dem savoyischen Gesandten zu

sagen;

sagen, er solle sich des folgenden Tages deutlicher über das erklären, was er eigentlich für seinen Herrn, den Herzog, verlange, damit man es dem Könige berichten könne. Nachdem er dies in einem sehr leidenschaftlichen Tone gesagt hatte, begab er sich nebst dem Herrn von Silleri hinweg; die Spanier aber und der savoyische Gesandte blieben noch. Der Legat ließ sich nun alles, was vorgefallen war, deutlich erklären, und verwies dem Richardot sein Betragen. Dieser ließ sich den Verweis gefallen, und gestand, es komme ihm selbst so vor, als wenn er gefehlt habe. Der Legat gab ihnen darauf zu erkennen, sie hätten sehr unrecht, wenn sie behaupten wollten, der König von Frankreich sey vermöge seiner Ehre und nach den Vorschriften der Gerechtigkeit verpflichtet, ihnen etwas zu bewilligen. Da sich hierauf der savoyische Gesandte entfernte, die Flamänder aber noch da blieben, so ward nunmehr die Sache genauer erwogen. Der Schluß fiel dahin aus: der König möge eine Verpflichtung auf sich haben, oder nicht, so müsse man sich doch dieses Ausdrucks gar nicht bedienen, und es solle in der Folge nie wieder die Rede davon seyn. Die Flamänder wollten nun den Legaten überreden die Bedingungen vorzutragen, er lehnte es aber ab, indem er ihnen zu verstehen gab, daß er unmöglich Bedingungen vorschlagen könne, für die er selbst keine Gewißheit habe, und daß er auch nicht gern das Ansehen haben wolle, als ob er Partey nähme. Seine Beweggründe kamen ihnen sehr einleuchtend vor; sie entfernten sich daher, nachdem vorher noch beschlossen worden war, daß man sich nie wieder des Ausdrucks Verbindlichkeit bedienen wolle. Der Franziskaner-General war äußerst verlegen; denn er befürchtete, jener Wortwechsel werde vielleicht Anlaß geben, die Friedensunterhandlungen ganz abzubrechen. Er beklagte sich daher bitterlich über Richardot, daß

dieser sich so sehr übereilt habe. Der Legat suchte ihn wieder zu beruhigen, und ertheilte ihm den Auftrag, des folgenden Tags zu den Franzosen zu gehen, und sie wegen jener Mißhelligkeit so gut als möglich wieder zu besänftigen. Er verfügte sich demnach zu ihnen. Ob sie nun gleich über das, was sich ereignet hatte, sehr aufgebracht waren, so bezeigten sie doch keine Lust gegen ihn, die Unterhandlungen abzubrechen, sondern beschlossen vielmehr, daß von diesem ganzen Vorfall nie wieder gesprochen werden solle. Herr von Silleri gab ihm sogar, als er ihn ohne Beyseyn des Herrn von Bellievre sprach, einiges Licht, daß man nicht abgeneigt sey, die Sache auf eine gütliche Art beyzulegen. Der General verschafte daher dem Legaten bey seiner Zurückkunft eine sehr große Erleichterung, denn die Erinnerung dessen, was begegnet war, hatte ihm eine schlaflose Nacht gemacht. Ueberhaupt brachte er die meisten Nächte während der Friedensunterhandlungen nicht viel besser zu; denn über die geringste Schwierigkeit gerieth er in Angst, und auf der Stelle gab er sich alle nur erdenkliche Mühe dieselbe zu beseitigen.

Am dritten März des Morgens, kamen die Spanier und der savoyische Gesandte mit einander überein, bey dem Könige von Frankreich, und zwar vermittelst einer Unterredung mit dessen Deputirten, darauf anzutragen, daß er aus Gunst und Geneigtheit gegen den König von Spanien, sich gefallen lassen möge, die Entscheidung der Mißhelligkeiten, welche vielleicht zwischen Seiner Majestät und dem Herzoge von Savoyen entstehen möchten, Seiner päbstlichen Heiligkeit anheimzustellen; und nachdem dieser Beschluß gefaßt war, ward wieder Versammlung gehalten. Die Franzosen waren jedoch von diesem allem unterrichtet.

Jetzt

Jetzt sagte der Legat ganz kurz, die französischen Deputirten hätten die letztern Briefe mitgebracht, um wegen derselbigen Rede und Antwort zu geben. Man hätte mit allem Bedacht einen ganzen Tag vorüber gehen lassen, um diejenigen Gegenstände, welche sich zwischen Frankreich und Savoyen hervorthun möchten, desto reiflicher zu überlegen. Er verlange demnach von den Franzosen zu wissen, was sie denn eigentlich von diesen Briefen hielten. Herr von Bellievre bewies nunmehr aus sehr starken Gründen, daß Seine Allerchristlichste Majestät weder nach der Strenge, noch nach der Billigkeit, noch vermöge Ihres Ehrenwortes verbunden wären zu erfüllen, was Ihr letztes Schreiben enthalte. Unter andern sagte er, es wären volle zehn Monate verstrichen, ohne daß der Herzog von Savoyen darauf geantwortet habe. Vor einigen Monaten habe er zwar seinen Gesandten an den Cardinal von Oesterreich geschickt, von rechtswegen hätte er aber denselben deshalb nicht nach Flandern, sondern geradezu an den König senden sollen; denn ob man gleich mit einander in Krieg verwickelt gewesen sey, so würde er dennoch einen Reisepaß erhalten haben, um sicher und ohne Gefahr zu Seiner Majestät zu gelangen. Auch hätte er gar wohl seine Einwilligung schriftlich von sich geben, und solche Verfügungen treffen können, daß man vermittelst der erforderlichen öffentlichen Instrumente im Stande gewesen wären dieser Sache wegen den Anfang zu einer gütlichen Uebereinkunft zu machen. Der savoyische Gesandte antwortete, er sähe zwar sehr wohl ein, daß der König keineswegs weder aus Vernunftgründen, noch vermöge seines Ehrenworts zu irgend etwas verbunden sey; er bitte aber gleichwohl Seine Allerchristlichste Majestät, im Namen seines Herrn, des Herzogs, um die Gnade, daß Sie geruhen möchten, die Bedingungen welche in Dero letzterm

Schreiben enthalten wären, zu genehmigen. Es bestünden dieselben darin, daß man die ganze Streitsache, besonders aber die Frage, ob der vorhergehende, vom Herrn von Silleri unterzeichnete Tractat zu befolgen sey, oder nicht, dem Urtheile des Pabstes zur Entscheidung vorlegen solle. Die Franzosen protestirten, und machten die Einwendung, die Sache sey nicht gehörig vorgetragen, denn aus dem Schreiben des Königs sey dieser Umstand nicht zu ersehen, indem solches gar nichts bestimmtes enthalte. Sie sähen sich folglich genöthigt, wegen dieser allgemeinen Foderung, sich nemlich dem Urtheile des Pabstes zu unterwerfen, nochmals an den König zu schreiben, indem sie hierüber ohne eine neue Vollmacht unmöglich etwas beschließen könnten, da dieses eine ganz neue Foderung sey. Sie glaubten indessen, Seine Majestät würden diese ganz besondere Foderung, so bald sie Denenselben hinterbracht würde, unfehlbar verwerfen, so wie sie hingegen hoften, daß Seine Majestät den Antrag, die gesammten Streitigkeiten durch eine gütliche Uebereinkunft abzuthun, genehmigen würden. Nach einigen Einwendungen begaben sich die spanischen Deputirten nebst dem savoyischen Gesandten bey Seite, und disputirten eine Weile mit einander. Als der Franziskaner-General wahrnahm, daß sie nicht übereinkommen konnten, gieng er auf sie zu, und gab ihnen seinen Unwillen darüber zu erkennen, daß sie von dem abwichen, was sie mit ihm verabredet hätten. Als sie insgesamt wieder zur Versammlung zurückgekommen waren, sagte der savoyische Gesandte, er sey es zufrieden, daß man bey dem Könige auf einen allgemeinen gütlichen Vergleich antrüge. Zugleich dankte er dem Legaten für seine Vermittelung, und bat ihn, dieselbe so lange fortzusetzen, bis man die Einwilligung Seiner Allerchristlichsten Majestät erhalten habe. Die Franzosen machten sich hierauf anheischig, an ihren König

nig zu schreiben, und dessen Antwort abzuwarten. Dies wurde so gedeutet, daß man für bekannt annahm, als wären sie bereits überzeugt, daß diese Sache gar keine Schwierigkeit haben werde. Da der Legat sah, daß die Unterhandlungen so gut von statten giengen, redete er die Versammlung folgendermaßen an:

„Hochzuehrende Herrn! Es hat Gott gefallen, dies heilige und ihm wohlgefällige Werk dergestalt zu fördern, daß man nun mit Wahrheit sagen kann; der Friede sey geschlossen, da die beyden Kronen nebst dem Herzoge von Savoyen mit einander einverstanden sind, und alle im Wege liegende Hindernisse glücklich überwunden haben. Da es nun im Werk ist, daß die Versammlung sich über die Beendigung und Abthuung aller Streitigkeiten berathschlagen soll, so bitte ich Sie inständig, meine Herrn, die Gefahren in Erwägung zu ziehen, welche nothwendig daraus entspringen würden, wenn man der gesammten Christenheit ein so unentbehrliches Gut noch länger vorenthalten wollte. Ich muß Ihnen demnach sagen, daß es sehr viele Personen giebt, die bey diesem Friedenstraktate mit interessirt sind, und bey deren Lebzeiten derselbe zu Stande gebracht werden muß, wenn er den gehörigen Grad von Vollkommenheit erreichen soll. Es sind dieses Prinzen, die zum Theil schon ein ziemlich hohes Alter erreicht haben, wie auch andere, die täglich mit den Gefahren des Krieges kämpfen. Ueberdies giebt es Aufrührer, Bö-

sewichte, Ketzer, und Leute, die ihres Nächsten Gut an sich gerissen haben, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, daß dieses gottgefällige Werk nicht zu Stande komme. Glauben Sie mir nur, meine Herren, daß der Teufel überall umher fliegt, und Unkraut unter den Waizen säet, weil dies der ärgste Streich ist, der ihm gespielt werden kann. Er versucht seine Anhänger, mit Feuer und Schwert, mit Gift und allen Werkzeugen der Grausamkeit, um diesen Friedensschluß zu hintertreiben, und statt desselben wieder Krieg zu erregen. Ich kann schlechterdings nicht umhin, diesen Gegenstand zu berühren, wiewohl es mir leid ist, daß ich mich nicht umständlicher darüber erklären kann. Ich will auch Ihnen weiter nichts rathen, als nur dies, daß diejenigen, welche die Feder führen, sich so bestimmt und deutlich ausdrücken als es nur möglich ist, damit man keiner weitläuftigen Erklärung bedürfe; und daß die andern, welche mit an diesem löblichen Werke arbeiten, es mit Muth und Entschlossenheit thun, damit dadurch allen Intriken vorgebeugt, und nicht der geringste Zweifel mehr übrig gelassen werde. Seyn Sie demnach darauf bedacht, Zeit und Ort zu bestimmen! Ueberlegen Sie die Art und Weise wie der neue Vergleich abgefaßt werden soll, und schreiben Sie diesfalls an den König, wie unserer seits bereits vorgeschlagen worden! Mein Eifer treibt mich an, zu reden; das Böse, welches ich

be-

befürchte, nöthigt mich, zu bitten; und das Gute, das ich hoffe, bewegt mich, Ihnen als Minister und Staatsdiener zu rathen. Uebrigens lege ich Ihnen diese Sache nochmals nach meinem besten Vermögen, und mit aller Ihnen schuldigen Zuneigung an das Herz." Die Franzosen antworteten zuerst: er könne versichert seyn', daß man in der Zwischenzeit, während welcher die Antwort des Königs erwartet wurde, gewiß nicht müssig bleiben werde. Man sey schon damit beschäftigt, die Friedensartikel zwischen Frankreich und Spanien zu Papier zu bringen, und sie würden dieselben bis auf die Unterschrift fertig machen. Sie verlangten sodann insgesammt, der Legat solle ihnen doch seine Meinung sagen, binnen welcher Zeit wohl die gütliche Entscheidung erfolgen werde, und ob vielleicht mittlerweile der Friede, oder wenigstens ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Savoyen zu Stande gebracht werden könne. Anfänglich machte er einige Schwierigkeit seine Gedanken hierüber zu eröffnen, als man aber nochmals mit wiederholten Bitten in ihn drang, sprach er: man müsse den Pabst bey dieser gütlichen Entscheidung so unbeschränkt schalten und walten lassen, als es nur immer geschehen könne. Vorläufig habe man hierzu einen Termin von einem halben Jahre bestimmt, der aber vielleicht vom Pabste auf ein ganzes ausgedehnt werden dürfte. Wäre es möglich, so solle man auf der Stelle lieber gleich Frieden machen, als einen Waffenstillstand schließen. Immittelst sollten die Sachen, während des zur gütlichen Entscheidung anberaumten Termins in eben dem Zustande bleiben wie zeither. Es

solle nemlich ein jeder, das was er besitze vorläufig behalten, sich aber zugleich verpflichten, dem Ausspruche des Pabstes die strächlichste Folge zu leisten, und denselben auf das allergenaueste zu vollziehn. Dies alles ward mit dem größten Vergnügen und ohne den geringsten Widerspruch angenommen. Nun ward in Anregung gebracht, ob man nicht die Kriegsleute sogleich verabschieden solle, und was man denn eigentlich in Ansehung der zurückbehaltenen Plätze zu beobachten habe. Die Franzosen erwiederten, was die Kriegsleute betreffe, so müsse man dieselben nicht insgesammt gleich anfänglich entlassen, und der Legat sagte, die erwähnten Plätze sollten ad arbitrium boni viri zurückbehalten werden. Hiermit gieng die Versammlung auseinander und alle Parteien waren mit dem Legaten und dem Franziskaner-General vollkommen zufrieden.

Bald hernach thaten sich große Hindernisse hervor, die Angelegenheiten des Herzogs von Savoyen durch Beyhülfe seines Gesandten zu berichtigen. Obgleich derselbe die Beylegung aller Streitigkeiten durch des Pabsts gütliche Entscheidung nicht nur bewilligt, sondern sogar begehrt hatte; so wußte er doch allerley dagegen einzuwenden, daß die Sachen in ihrem zeitherigen Zustande verbleiben sollten, ja er verlangte sogar, daß man während der Untersuchung seinem Herrn, dem Herzoge, Saint Jean de Morienne wieder zurückgeben möge. Die Franzosen ließen sich aber auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern zeigten vielmehr aus sehr vielen Gründen, daß dies unmöglich geschehen könne; um den Gesandten auf bessere Gedanken zu bringen, setzte man fest, daß den vierten März keine Versammlung seyn solle. Endlich gab er wieder nach, und

stellte

ſtellte alles ohne den geringſten Vorbehalt der Entſcheidung des Pabſtes anheim.

Tags darauf ſandte man einen Eilboten an den König, und wartete ſodann mehrere Tage lang auf Antwort, ohne daß mittlerweile Verſammlung gehalten, oder die Friedensartikel in Vorſchlag gebracht wurden. In dieſer Zwiſchenzeit kam ein Sekretair aus Flandern an, welcher den ſpaniſchen Deputirten Depeſchen überbrachte. Vermittelſt derſelben ward ihnen zu wiſſen gethan, der König von Frankreich ſuche ſie bloß mit leeren Worten hinzuhalten, um dadurch Zeit zu gewinnen und ſeine Kriegsrüſtungen zu verſtärken.

Der Legat ließ es ſich äußerſt angelegen ſeyn, ihnen dieſen Wahn zu benehmen, und endlich gelang es ihm auch, dieſelben durch wiederholte Vorſtellungen vom Gegentheil zu überzeugen. Auf der andern Seite fiengen die Franzoſen ebenfalls zu argwohnen an, man gehe mit ihnen trüglich und argliſtig um. Da ſie nun vollends erfuhren, daß nach Calais 4500 Spanier übergeſchifft wären, welche achtmal hundert tauſend Ducaten bey ſich hätten; ſo begaben ſie ſich zum Legaten, um von demſelben zu erforſchen, ob er wohl glaube, daß die Spanier aufs neue Händel anfangen wollten, oder wenigſtens zu entdecken, was ſie hierbey für Abſichten hätten. Der Legat ſuchte ihnen allen Argwohn zu benehmen, und ſagte, jene Landung ſey eine Folge von den Befehlen, die bereits vor mehrern Monaten ertheilt worden wären, ſo daß man dieſelbe keineswegs als eine Verletzung der Friedenstraktaten betrachten könne; denn zu der Zeit, als dieſe Truppen aus Spanien abgeſegelt wären, ſey daſelbſt die Nachricht, daß die Deputirten bereits die Unterhandlungen eröffnet hätten, zuverläſſig noch gar nicht bekannt geweſen. Ueberhaupt ſey er der Meinung, daß man wohl

ſchwer-

schwerlich etwas Feindseliges zu fürchten habe, weil die Leitung dieses ganzen Geschäfts der Hand des Cardinals von Oesterreich übergeben worden sey. Denn diesem liege ungemein viel daran den Frieden zu Stande zu bringen, weil er widrigenfalls Flandern gewiß nicht zur Mitgift erhalten, auch gar nicht daran denken dürfte, daß die Nachkommen welche er mit seiner Gemalin zeugen werde, vermittelst seiner Frau zur Erbfolge in so vielen Königreichen und Staaten gelangen würden. Demungeachtet müsse freylich jedermann auf seiner Hut seyn, weil noch zur Zeit weder Friede noch Waffenstillstand existire; mithin könne jede Partey diejenigen Veranstaltungen treffen, die ihr am zuträglichsten dünkten.

Auf diese Vorstellungen des Legaten gaben sich die Franzosen wieder zufrieden. Einige Tage nachher kamen Briefe vom Hofe, der sich damals zu Angers aufhielt. Da ersahen sie denn aus einem Schreiben des Herrn von Villeroi, der Duc de Mercoeur habe seine Gemalin abgeschickt um sich zu dem Könige zu begeben, und mit demselben einen Vergleich zu schließen. Man glaube, Ihro Allerchristlichste Majestät würden zu Nantes Ihre Ostern halten. Diese Nachricht ward von Paris aus durch mehrere Personen bekräftigt. Sie hatte die Folge, daß sich der Legat nun nicht mehr so gar sehr über das Außenbleiben des Eilboten verwunderte, der schon so lange Zeit fort war, daß er mittlerweile ganz bequem hätte zurückkommen können. Gleichwohl war er noch nicht ganz beruhigt, weil man von Paris meldete, es sey dort aus England ein Gesandter mit einem stattlichen Gefolge eingetroffen. Deswegen war er ziemlich muthlos, ob ihn gleich die Franzosen versicherten, dies werde nicht die geringste Veränderung in den Friedensunter-

terhandlungen bewirken, wenn auch die Nachricht, welche sie jedoch für unwahr hielten, gegründet seyn sollte, daß die Königin von England sehr große Anerbietungen gemacht habe. Denn ihr Gesandter habe schlechterdings mit niemanden negoziiren wollen, ob ihm gleich der König zu erkennen gegeben habe, er solle zu Paris bleiben, und mit dem Connetable sowohl als mit noch einigen andern Personen in Unterhandlung treten. Die Absicht des Königes sey hiebey bloß diese, daß der Gesandte nicht nach Bretagne reisen, und etwan den französischen Ketzern zu nahe kommen möge; weil man in diesem Fall einen Aufruhr befürchte.

Unter diesen Umständen, und da sich der König mit einer Armee in Bretagne befand, war dem Legaten, der langwierigen Verzögerung wegen, gar nicht wohl zu Muthe; und ob er sich gleich, gegen den Willen einiger Personen, entschlossen hatte, geduldig auszuharren, so konnte er gleichwohl seine Besorgniß nicht bergen. Zur nemlichen Zeit bekam er wieder einen Anfall von seinen Steinschmerzen. Noch mehr schlug ihn ein Schreiben aus Flandern darnieder, welches vom fünften datirt war, und die Nachricht enthielt, der Cardinal Aldobrandini sey plötzlich von Ferrara nach Rom gereiset, und dieses führe auf die Vermuthung, der Pabst möge vielleicht von einer schweren Krankheit befallen worden seyn: Nun war freylich dieser Brief, welchen der in Flandern residirende Nuntius von dort abgeschickt hatte, vom fünften März datirt; der Legat hatte aber auch noch einen andern, unterm zwanzigsten Februar, vom Cardinal Aldobrandini selbst erhalten, aus welchem sich ergab, daß er damals sich vorgenommen hatte, erst nach dem Feste von dort abzureisen; indessen ließ sich hieraus gleichwohl nicht folgern, daß er seinen Vorsatz nicht abge-

geändert haben könne; wenigstens war ihm gerade noch so viel Zeit übrig, dieß zu bewerkstelligen, so daß obige Nachricht, ob sie gleich mit derjenigen, welche er selbst von sich gestellt hatte, ganz und gar nicht übereinstimmte, allerdings gegründet seyn konnte.

Mittlerweile war dem Legaten sehr bang, daß der Friedenstraktat nicht zu Stande kommen werde, denn er sah wohl, daß das Mißtrauen von Tag zu Tag immer mehr überhand nahm. Seine Hofnung gründete sich nur noch darauf, daß wahrscheinlich die Antwort des Königs bloß deswegen so lange außenbleibe, weil der Vergleich mit dem Duc de Mercoeur noch nicht in Richtigkeit sey.

Gerade in dem Augenblick, wo man die Antwort Seiner Majestät am sehnlichsten erwartete, ward dieselbe von mehr erwähntem Eilboten am 19ten des Abends überbracht. Des nächstfolgenden Morgens erfuhr der Legat noch nichts spezielles, weil es eben Charfreytag war, und sowohl er selbst, als auch die Franzosen, sich mit Verrichtung ihrer Andacht beschäftigten; nachher aber ließen sie sich zur Audienz melden, die er ihnen auch nach dem Mittagsessen ertheilte. Als sie dort ankamen, referirten sie alles das in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, was im Namen des Königs verhandelt worden war, dankten dem Legaten für die außerordentliche Mühe, vermittelst deren er sich bestrebt habe den Frieden wieder herzustellen, und überreichten ihm zugleich das von Seiner Majestät erhaltene Beglaubigungsschreiben, kraft dessen ihnen von Seiten des Königs zu wissen gethan wurde, er habe dem Pabste in seiner Antwort für die ungemeine Theilnahme und Beharrlichkeit, womit die Friedensunterhandlungen betrieben worden wären, seinen Dank abstatten lassen. Hierauf giengen sie ins Detail, und bestätigten die ganze,

durch

durch Vermittelung des Cardinals von Oesterreich, zwischen Frankreich und Spanien gepflogene Negoziation. Indessen beschwerten sie sich aber doch, daß ihnen die Artillerie in den Plätzen, welche ihnen zurückgegeben werden sollten, verweigert würde; ingleichem darüber, daß man Anstand nähme die Stadt Cambrai für neutral zu erklären. Hiernächst sprachen sie in einem sehr heftigen Tone von dem Betragen des Herzogs von Savoyen, und brachten nicht nur alle Beleidigungen wieder in Erinnerung, welche der Krone Frankreich von Seiner Durchlaucht wiederfahren waren, sondern auch die niedrigen Kunstgriffe, deren er sich damals bediente, als er durch seinen Gesandten Jakob den Frieden negoziirte, und die der Graf von Auvergne dem Könige nach erfolgter Aussöhnung samt und sonders entdeckt hatte. Da er es, sagten sie, mit einem sehr mächtigen Könige zu thun habe, dem alle seine Staaten den schuldigen Gehorsam leisteten, so müsse er bey den Unterhandlungen auf seinen niedrigern Rang Rücksicht nehmen, und zwar um so mehr, da der Vergleich mit dem Duc de Mercoeur bereits zu Stande gekommen sey. Die Gemalin dieses letztern habe bereits die Friedensartikel unterzeichnet, und diese beständen darin, daß er die Stadthalterschaft von Bretagne niederlege, daß ihm der König dreymal hundert tausend Thaler, und einen jährlichen Gehalt von funfzig tausend Livres bewillige, und daß er seine einzige, nur erst sieben Jahr alte, Tochter dem Duc Cäsar de Vendome zur Ehe gäbe, welchem der König die Stadthalterschaft von Bretagne übertragen werde. Alle diese Artikel habe der König bereits genehmigt, mithin bedürfe man nur noch der Unterschrift des Duc de Mercoeur, die mit jedem Tage zu Angers erwartet werde, wo dermalen der König sich aufhalte.

Nach

Nach dieser Digression lenkten sie die Unterredung wieder auf den vorhergehenden Gegenstand, und sagten endlich, der König sey nicht gesonnen auf den gütlichen Ausspruch sich einzulassen, und zwar nicht etwa deswegen, weil er kein Zutrauen zu Clemens dem Achten habe, sondern vielmehr weil er dafür halte, es gereiche seiner Ehre zum Nachtheil, wenn er, nach einem so ehrenvollen Vergleich mit den Spaniern, sich von Savoyen die schmähliche Bedingung vorschreiben lasse, daß man ihm dasjenige worauf er das gegründetste Recht habe, durch gütlichen Ausspruch zueignen solle. Hiernächst wisse man ja nicht, wie lange der Pabst noch lebe, und wenn derselbe noch vor der Bekanntmachung seiner Entscheidung etwan aus der Welt gehen solle, so könne er vielleicht einen Nachfolger bekommen, zu welchem der König kein Zutrauen habe, und gegen dessen Ausspruch er gleichwohl nichts einwenden möge, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, und sich denselben gleich zu Anfange seines Pontifikats zum Feinde zu machen. Sie sagten auch sonst noch allerley, bey dessen Wiederholung wir uns aber darum nicht aufhalten wollen, weil es nicht wesentlich zur Sache gehört. Endlich baten sie den Legaten sehr demüthig, er solle deswegen gleichwohl seine Hand von dem vorliegenden Geschäfte nicht abziehen, sondern sich vielmehr noch ferner zr Gunsten des Königs verwenden. Wenn er nur die Hofnung nicht schwinden lasse, daß die Angelegenheiten einen glücklichen Ausgang gewinnen würden, so werde er zuverläßig auch Mittel ausfündig machen, einen Vergleich zu Stande zu bringen, zumal da es ihm nicht an Autorität fehle, die Parteien zu allem zu bewegen, was er für gut finden werde. Diese Antwort wollte dem Cardinal gar nicht gefallen, besonders in Ansehung dessen, was Savoyen betraf. Er beklagte sich darüber, und erwiederte, er wisse nun selbst nicht mehr, was er so

wohl

wohl den Spaniern als dem Savoyarden für Vorschläge thun solle. Letzterer sey durch die Art und Weise, wie ihn der Gesandte des Großherzogs empfangen habe, ganz abgeschreckt worden. Er, der Legat, werde nun (wenn solches nicht bereits geschehen sey,) den Verdacht gegen sich erregen, als wenn er sich allzu parteiisch für Frankreich verwende. Da die Sache eine solche Wendung nähme, so hätte man ihn mit dem Auftrage, nach Hof zu schreiben, lieber verschonen, als ihm mit der Hofnung schmeicheln sollen, daß der König die Unterhandlung genehmigen würde. Die Lage der Angelegenheiten sey nun ganz verändert, denn da der König noch immer vierzehn tausend Mann Fußvolk auf den Beinen habe, so wären die Spanier äußerst mißtrauisch, und argwohnten, er gehe blos darauf aus, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, seine Kriegsrüstungen zu verstärken, und sie indessen mit leeren Vertröstungen zu hintergehen. Auch der Herzog von Savoyen befinde sich dermalen in einer ganz andern Verfassung; denn sein Gesandter habe Nachricht, daß derselbe la Vallee de Morienne, wie auch die Stadt Saint Jean, zum größten Nachtheil der Truppen des Herrn von Lesdiguieres wieder erobert, sich eines von ihm in der dortigen Gegend errichteten Fort bemächtigt, und dessen Schwiegersohn, den Herrn von Crequi, nebst noch fünf andern Offizieren zu Gefangenen gemacht habe. Die Franzosen versetzten, sie hätten noch nirgends etwas von dieser Nachricht vernommen, als nur zu Vervins; gesetzt aber auch sie wäre gegründet, so ließen sich doch la Vallee de Morienne und Saint Jean gar nicht vertheidigen, sondern stünden vielmehr jedem offen, der Meister im Felde bliebe. Mithin werde dies alles keineswegs die Folgen haben, welche man sich davon verspreche; Herr von Lesdiguieres werde vielmehr alles wieder erobern,

und den Herzog von Savoyen in eine weit schlimmere als seine vormalige Lage versetzen. Dem Legaten wollten diese Gründe nicht einleuchten; als ihm demnach die Franzosen zumutheten, er solle einen Vergleich vorschlagen, fand er es gar nicht räthlich sich darauf einzulassen, sondern verlangte vielmehr, sie selbst sollten eine oder die andere Eröfnung machen. Als der Legat diesfalls in sie drang, sagten sie endlich, man könne das Marquisat einstweilen irgend einem Fürsten, und namentlich dem Pabste, zu treuen Händen übergeben, und zugleich den gütlichen Ausspruch seinem Ermessen anheimstellen. Dieser Vorschlag mißfiel dem Legaten in vielerley Rücksicht; er verwarf ihn zwar nicht, gab aber auch seine Einwilligung nicht dazu. Nach einigem Wortwechsel ließ man den General der Franziskaner kommen. Als dieser den Entschluß Seiner Majestät in Betreff Savoyens vernahm, wollte ihm dieser ganze Vorgang gar nicht gefallen. Die Franzosen gaben die besten Worte und sagten zuletzt, man müsse die Sache schlechterdings beschleunigen; wofern man binnen zwey Tagen nicht zu einem festen Entschluß komme, so sey alles vorbey, und es lasse sich dann gar nicht weiter darüber sprechen. Der General antwortete, man wisse ja nicht einmal, worüber man in Unterhandlung treten solle, weil sie nicht bestimmt angäben, wozu und in wiefern Seine Majestät Ihre Einwilligung ertheilen würden. Die Franzosen entgegneten, man werde wohl thun, dies zu beschlafen; des andern Morgens wolle man sich von neuem darüber unterreden, und da würde sich vielleicht eine Uebereinkunft treffen lassen. Als der Franziskaner-General mit dem Legaten wieder allein war, trafen beyde die Abrede, ersterer solle sich zu den einen wie zu den andern verfügen, die Spanier zur Nachgiebigkeit zu bereden, und von den Franzosen

noch

noch etwas mehr zu erhalten suchen. Letztere hatten sich nach ihrer Entfernung von dem Legaten geradeswegs zu den Spaniern begeben, und sich auf eine so höfliche Art mit ihnen unterhalten, daß diese aus ihrem Gespräch gar nicht errathen konnten, worauf eigentlich die Sache hinauslaufe. Der Franziskaner-General stattete ihnen allerseits seinen Besuch ab. Die Franzosen eröfneten ihm, man müsse vor allen Dingen den König wieder zu besänftigen suchen, denn dieser sey höchlich gegen den Herzog von Savoyen entrüstet. Das einzige Mittel zur Versöhnung bestehe darin, daß man ihm etwas zurückgäbe, das dem Herzoge zugehöre; alles übrige solle sodann der Entscheidung des Pabstes anheimgestellt bleiben. Der General fragte sie, ob sie bevollmächtigt wären, die Sache in Richtigkeit zu bringen; ohne diesfalls von neuem nach Hof zu schreiben, wenn er allenfalls den savoyischen Gesandten dazu bewegen könne noch etwas mehr zu bewilligen. Sie antworteten, auf jeden Fall müßten sie ihre Depeschen wieder dahin senden, denn sie wüßten ja nicht, ob der König annehmen werde, was man etwa vorschlagen möchte. Der General hinterbrachte dies alles dem Legaten, welcher sehr ungehalten darüber war. Er glaubte, es stecke eine List dahinter, man suche die Sache nur in die Länge zu ziehen, damit sie nicht zu Stande kommen solle, und der König gehe blos damit um, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit er hernach, wenn er sie lange genug bey der Nase herumgezogen habe, nach Gutbefinden die Unterhandlungen wieder abbrechen könne; und wirklich fehlte es ihm nicht an allerley Spuren, welche diese Vermuthung wahrscheinlich machten. Zur nemlichen Stunde wo er sich mit diesen ängstlichen Vorstellungen quälte, ließen sich die Spanier zur Audienz bey ihm melden, die er ihnen auch auf der Stelle ertheilte. Als sie zu ihm kamen, beklagten sie sich sehr, und sagten, es scheine

fast, als ob man sie zum Besten habe; sie wüßten fast nicht mehr, was sie dem Cardinal von Oesterreich schreiben, oder wie sie sich in Ansehung Savoyens verhalten sollten, weil sie in keiner einzigen Sache mit Sicherheit zu Werke gehen könnten. Sie hätten sich zwar in der Absicht eingefunden, den Frieden wieder herzustellen, aber nimmermehr hätten sie geglaubt, auf eine solche Art behandelt zu werden. Sie fänden sich bloß in der Absicht bey ihm ein, um eine Urkunde darüber auszufertigen, daß weder sie noch ihr Gebieter, sondern einzig und allein die Franzosen daran Schuld wären, wenn sich die Unterhandlungen zerschlügen, damit er sodann diese Versicherung bey dem Pabste bewahrheiten könne. Der Legat antwortete ihnen auf eine Art, die von vieler Klugheit zeugte. Da sie davon sprachen, die Unterhandlung abbrechen zu wollen, so suchte er das Gespräch auf etwas anderes zu lenken. Zu dem Ende wiederholte er alles, was sich während dieser Friedenstraktaten ereignet hatte. Besonders suchte er sie zu überzeugen, daß man auf allen Seiten ganz aufrichtig und ohne Trug zu Werke gegangen sey. Freylich, sagte er, hätten die Sachen mitunter eine andere Wendung genommen, demungeachtet habe man aber nie die Absicht gehabt, einander betrügen zu wollen. Er kenne diejenige sehr genau, mit welchen man in Unterhandlungen getreten sey. Insbesondere sey er sehr gut von der Denkart des Königs von Frankreich unterrichtet, vermöge deren Seine Majestät nicht nur auf Ihren Nutzen, sondern noch weit mehr auf Ihre Ehre Rücksicht nähmen. Wie sehr der König dieselbe vor jedem Nachtheil zu bewahren suche, erhelle unter andern daraus, daß er alles genehmige, was mit dem Könige von Spanien und dem Cardinal von Oesterreich verhandelt worden sey; hingegen könne er freylich nicht zugeben, daß Jemand von niedrigerm Rang ihm sein Eigenthum

vor-

vorenthalten, und mit Seiner Majestät auf eine so eigenmächtigte Art negociiren wolle. Er, der Legat, wisse zwar nicht, was die Franzosen eigentlich thun könnten, oder wollten; wenn es jedoch darauf ankomme, einen Eilboten abzusenden, so könne man ja bald wieder Antwort haben; wollten sie hingegen die Zeit unbenutzt lassen, so sähe er nicht ein, worauf sie noch warteten, denn jeder könne ja in diesem Fall behalten was er habe. Hierauf gab er ihnen zu erkennen, auf Flügeln könne der König von Frankreich doch keine Armee nach Flandern und gegen den König von Spanien senden; die Truppen, welche dermalen in Bretagne ständen, wären keineswegs dazu bestimmt, in die Picardie einzudringen; und überhaupt unterhielten Ihre Majestät den größten Theil Ihrer Armee mehr deswegen, um sich den Duc de Mercoeur vom Halse zu schaffen, als aus irgend einem andern Beweggrunde. Die Flamänder hatten zwar gegen alle diese Vorstellungen nichts einzuwenden, drangen aber doch in ihn, er solle seine Autorität anwenden. Ueberhaupt begegneten sie ihm mit der größten Achtung, äußerten ungemein viel Zutrauen gegen ihn, und beurlaubten sich sodann. Der Legat ließ hierauf die Franzosen rufen, und lag ihnen stärker als jemals an, sie sollten ihm doch sagen, was sie nunmehr thun könnten. Sie antworteten, der König habe ihnen nicht die geringste Vollmacht ertheilt, in irgend einer Angelegenheit des Herzogs von Savoyen einen Beschluß zu fassen, wofern er nicht vor allen Dingen das Marquisat zurück gäbe. Indessen vernähmen sie jedoch von einigen ihrer Freunde, die das Vertrauen des Königs besäßen, sie hofften mit der größten Zuversicht, daß sich derselbe zu einen Vergleich verstehen werde, wenn ihn der Herzog durch irgend eine Art von Zurückgabe zu besänftigen suche. Der Legat fragte, ob sie wohl hofften, daß diese Bedin-

gung eher zum Zweck führen werde, als die andere. Ihr Antwort war: Ja. Der Legat versicherte sie hoch und theuer, wofern die Sache eine andere Wendung nähme, so werde er öffentlich bekannt machen, man habe ihm nicht Wort gehalten. Nun ließen sie sich in eine sehr umständliche Erörterung ein, um ihn durch die stärksten Beweggründe zu überzeugen, daß sie jederzeit aufrichtig zu Werke gegangen seyen, immer gewünscht hätten den Frieden zu Stande zu bringen, und solches noch wünschten. Hierauf nahmen sie Abschied von dem Legaten, der nun in einer weit bessern Laune war, als vorher. Von dieser Zeit an sprach man wenig mehr mit den Flamändern, welche sich bitterlich darüber beklagten, daß die Franzosen, gegen ihre ausdrückliche Versicherung, die Friedenstraktaten angefangen hätten, ohne mit hinlänglicher Vollmacht versehen zu seyn. Demungeachtet brachte es endlich der Franziskaner-General dahin, daß sowohl sie als der savoyische Gesandte die Zurückgabe von Berre und die Schleifung eines gewissen Fort bewilligten, welches der Herzog von Savoyen in der Gegend von Grenoble besaß. Ferner sollte derselbe seinen Schutz einem gewissen la Fortune entziehen, welcher sich eines Orts in der Provence bemächtigt hatte. Dann wollte man einen Waffenstillstand schließen, die Entscheidung aller Streitigkeiten, besage des Traktates, dem Pabst überlassen, und so den Frieden schließen. Dies alles sollte in der größten Geschwindigkeit bewerkstelligt, und zu dem Ende so bald als es nur immer geschehen könne, ein Eilbote abgeschickt werden. Des Wohlstandes wegen statteten hierauf die Franzosen bey den Spaniern ihren Besuch ab, und unterhielten sich sehr lange mit ihnen über die Abfassung der Friedensartikel. Mittlerweile machte sich der Legat allerley traurige Vorstellungen, denn er hatte allerley Leute um sich, die ihn mißtrauisch

trauisch machten. Der König, sagten sie, habe sich nie nach dem Frieden gesehnt, und sey auch dermalen noch nicht willens ihn zu schließen. Er werde sich viel mehr sowohl mit der Königin von England als mit den Staaten von Holland vergleichen, und dann den Legaten auslachen, daß er ihn fünf ganze Monate lang, auf eine für ihn und den Pabst so entehrende Art von Paris entfernt habe. Es sey demnach die höchste Zeit, daß er die Augen aufthue, diesen ganzen Vorgang aus dem rechten Gesichtspunkte betrachte, und sich nicht länger mit leeren Worten abspeisen lasse. Diese Reden fuhren dem Legaten als eben so viele Dolchstiche durchs Herz. Sie schmerzten ihn um so mehr, da er sich nicht wohl befand, und nicht nur von Nierenschmerzen, sondern auch noch von einer Magenschwäche geplagt wurde. Er hatte niemanden, gegen dem er sein Herz ausschütten konnte, als nur den General der Franziskaner; auch war er für seine Person des ewigen Zauderns, und des unaufhörlichen Mißtrauens herzlich müde. Dessen allen ungeachtet, nahm der Legat sich fest vor, den Ausgang in Geduld abzuwarten. Er glaubte nemlich, daß dieses dem Pabste um so weniger zu einigem Nachtheil gereichen werde, da es ihm nicht allein so gieng, sondern da die beyden andern hierbey interessirten Parteien, sich in der Nothwendigkeit befanden das Nemliche zu thun. Da er überdies die Denkart des Königs kannte, so konnte er sich gar nicht vorstellen, daß man ihn zu betrügen suche. Was endlich den Pabst anbelangt, so setzte er dessen Interesse gar nicht aufs Spiel, denn er war sehr überzeugt, daß ihn der König nicht nur bey andern Gelegenheiten sehr nöthig habe, sondern ihm auch wirklich mit Achtung und Liebe zugethan sey, so daß er, nach aller Wahrscheinlichkeit, ganz und gar nicht darauf ausgehe denselben beleidigen zu wollen. Er nahm für bekannt an, der König müsse doch wohl nicht willens seyn

ſich den Friedensunterhandlungen zu entziehen, weil er gleich von Anfang an ſein Marquiſat wieder zurück verlangt, und nicht die geringſte Hofnung gemacht habe, ſich unter irgend einer andern Bedingung zu fügen. Der Legat faßte daher den unabänderlichen Entſchluß, die Unterhandlungen nicht abzubrechen, ſondern vielmehr ſich zu gedulden, ſeine Gegenerinnerungen zu machen, zu bitten, zu ermahnen und auszuharren, und ſich auf alle die Proteſtationen nicht einzulaſſen, deren er ſich auf Anrathen einiger Leute bedienen ſollte. Er befand ſich in einer ſehr kritiſchen Lage; doch ſetzte er ſeine Hofnung auf Gott, auf das Gebet des Pabſtes, auf die Redlichkeit des Königs, auf das allgemeine Bedürfniß des Friedens, und auf das Vertrauen welches beyde Parteien um deswillen in ihn ſetzten, weil ſie ſeine Unparteilichkeit kannten, und vollkommen überzeugt waren, daß er ganz neutral ſey, und weder aus Eigennutz noch Leidenſchaft handle.

Nachdem ſich die Deputirten verſchiedenemal mit einander beſprochen, alles Vorhergehende recapitulirt, und mit dem ſavoyiſchen Geſandten eine neue Uebereinkunft getroffen hatten, ward am 25ſten in Gegenwart des Legaten wieder Verſammlung gehalten. Herr von Bellievre erſtattete bey dieſer Gelegenheit von allem Bericht, was in der Angelegenheit des Herzogs von Savoyen vorgefallen war, und bezog ſich zugleich auf den erſten Vorſchlag, welchen man dem Könige von Frankreich gemeldet hatte; doch fügte er hinzu, da Seine Majeſtät denſelben verworfen hätten, und man keineswegs geſonnen ſey, die Unterhandlungen deswegen abzubrechen, ſo ſey man von neuem dahin übereingekommen, nochmals einen Eilboten mit anderweitigen Depeſchen an den König zu ſenden. Der Inhalt derſelben beziehe ſich darauf, daß der Herzog von Sa-

voyen Seiner Majestät zwey Monate nach Unterzeichnung der Friedensartikel den Ort Berre wieder abtreten, das Fort bey Grenoble der Erde gleich machen, dem Capitain la Fortune, welcher sich eines der Krone Frankreich zugehörigen Orts bey Grenoble bemächtigt habe, seinen Schutz entziehen, und alles übrige vermöge der vorhergehenden Uebereinkunft, der Entscheidung des Pabstes anheimstellen wolle. Als Herr von Bellievre seinen Vortrag geendigt hatte, fragte der Legat alle Anwesenden, ob sie damit einverstanden wären. Sie antworteten: Ja; und der savoyische Gesandte bat ihn so dringend als möglich, diesen Antrag durch seine gütige Verwendung zu unterstützen. Als dies geschehen war, entfernte sich der besagte Gesandte, die andern aber blieben noch zusammen, um verschiedene Punkte aufs sorgfältigste mit einander zu überlegen, an deren Berichtigung den beyden Kronen ungemein viel gelegen war. Die Franzosen veranlaßten den Beschluß, die Friedensartikel, sobald sie von allen Parteien unterzeichnet seyn würden, dem Legaten zu behändigen; der Friede selbst aber sollte geheim gehalten werden, und keiner von ihnen allen sollte sich eher von Vervins entfernen, als bis derselbe ganz abgeschlossen sey. Hiernächst verlangten sie von den Spaniern, die Festung Blavet solle gleich nach Unterzeichnung der Friedensartikel von der spanischen Besatzung geräumt werden, bis auf die Mannschaft, welche zu Bewachung derselben unumgänglich nöthig sey. Dies ward von den Spaniern bewilligt, doch unter der Bedingung, daß die Franzosen vorher die Schiffe und andere Erfordernisse herbey schaffen sollten, deren man hierzu bedürfe. Die Franzosen erwiederten, dies wären sie nicht schuldig. Jene versetzten, so möchten sie es wenigstens aus Gefälligkeit thun, und in diesem Fall erboten sie sich für die Zurücksendung der Schiffe Bürgschaft zu leisten. Die

Franzosen versprachen ihre thätigste Verwendung, um diesen Punkt zu berichtigen, doch konnte man leicht aus ihrem Benehmen schließen, die Sache werde keine sonderliche Schwierigkeit haben. Sämmtliche Deputirte entschuldigten sich nunmehr bey dem Legaten, daß sie ihm so viel Zeit erlust verursachten, und ihn in die Nothwendigkeit setzten, während seines hiesigen Aufenthalts so mannichfaltiges Ungemach zu ertragen. Er antwortete, es sey freylich nicht zu läugnen, daß es ihm sehr übel gehe, vorzüglich leide er mehr am Geist, als am Körper, und dies müsse man weiter nicht achten. Da es nun einmal darauf ankomme, dies gottgefällige Werk zu einem glücklichen Ende zu bringen, so könnten sie sich fest darauf verlassen, daß er diesen Ort nicht von freyen Stücken verlassen werde, und wenn solches noch zehn Jahre lang dauere. Hierauf dankte er ihnen allerseits, sowohl im Namen des Pabstes, als in seinem eigenen, weil er wohl einsähe, daß sie insgesamt einträchtig und ohne Rückhalt zu Werke giengen, damit diese Sache ihre Endschaft erreiche. Bey diesen Worten ward er so sehr gerührt, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen. Er drang sodann auf die Abfertigung des Eilboten, und schrieb einen sehr rührenden Brief an den König, worin er ihm alle möglichen Beweggründe an das Herz legte, und ihn bat die vorgeschlagenen Bedingungen zu genehmigen. Er zeigte diesen Brief den Franzosen, welche damit sehr zufrieden waren. Er sprach mit jedem derselben unter vier Augen. Beyde machten ihm die beste Hofnungen, und sagten, die Ursache warum der Friede geheim gehalten werden solle, sey blos diese, damit die Verbündeten dadurch Zeit gewönnen, demselben ebenfalls beyzutreten. Diese Genugthuung sey man ihnen schuldig; doch habe der König keineswegs die Absicht, sich selbst um ihrentwillen zum Nachtheil zu handeln. Kurz, alle ihre Reden und

Hand-

Handlungen führten auf die Vermuthung, daß sie die Vollmacht zu Abschließung des Friedens bereits in Händen hätten. Demungeachtet wollten sie dies nicht Wort haben, und ließen sich auch nie darauf ein, weder öffentlich noch in geheim das geringste zu versprechen.

Des andern Morgens, am 26sten März, gieng der Eilbote mit den Depeschen an den König ab. Nach seiner Abreise erhielten die Franzosen Briefe vom Staatssekretair, Herrn von Villeroi, worin er ihnen unter andern die Versicherung gab, der König sey fest entschlossen den Frieden wieder herzustellen, ob es gleich nicht an Leuten fehle, die dies sehr ungern sähen. Nachher kamen noch andere Briefe, worin man sich über die verspätete Ankunft des Eilboten beschwerte, und den König entschuldigte, daß noch keine Antwort erfolgt sey. Man versicherte zugleich, Seine Majestät hätten dieselbe blos um deswillen noch nicht ertheilt, weil Sie auf die Ankunft der Holländer gewartet hätten, um zugleich auch mit diesen in Unterhandlung zu treten. In Betreff Englands berichteten sie, daß man bereits mit dem Gesandten der Königin negocire, und dieser sey allerdings zum Frieden geneigt. Mittlerweile befand sich der Legat noch immer in einer sehr ängstlichen, unruhigen Lage, und schwebte zwischen Hofnung und Furcht, weil es ihm vorkam, als ob der Gang der Geschäfte eine ganze andere Wendung nehmen würde; denn der Herzog von Savoyen hatte Morienne weggenommen, sehr viele Gefangene gemacht, und unter andern auch den Schwiegersohn des Herrn von Lesdiguieres, Herrn von Crequi, nebst noch fünf andern Offizieren in seine Gewalt bekommen. Besagter von Lesdiguieres hatte nachmals das Fort Barout mit Sturm erobert, und der mehrerwähnte Capitaine la Fortune, hatte mit dem Marschall von Biron einen

nen Vergleich geschlossen. Demzufolge war nun dem neuen Traktate weiter nichts mehr einzuverleiben, als nur noch der einzige Punkt, welcher die Zurückgabe von Berre betraf. Die Franzosen sprachen jedoch dem Legaten Muth ein, und versicherten ihn, alle diese dazwischen gekommenen Ereignisse würden im Friedenstraktate keine wesentliche Veränderung bewirken. Auf der andern Seite beschwerten sie sich höchlich darüber, daß der Herzog von Savoyen gerade zu der Zeit, wo das Friedensgeschäft am weitesten gekommen war, von neuem zu Thätlichkeiten geschritten sey. Die Flamänder hingegen sagten, der König suche nur unter dem Friedensvorwande seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sobald er damit fertig sey, werde er wohl auch wieder Krieg anfangen; und da er zumal die Händel wegen Bretagne bereits mit dem Duc de Mercoeur auf die bekannte Art beygelegt habe, so habe es allerdings das Ansehen als warte er bloß auf einen schicklichen Zeitpunkt, um den Traktat nach Gutdünken wieder zu brechen.

Diese wie jene trugen ihre Klagen dem Legaten vor, und wiewohl dies ihm äußerst beschwerlich fiel, so gab er sich dennoch alle Mühe, sie durch gütliche Vorstellungen wieder zu beruhigen. Zu dem Ende führte er den Flamändern zu Gemüthe, der König habe sehr wichtige und dringende Angelegenheiten zu berichtigen, die er schlechterdings nicht eher in Ordnung bringen könne, bis er Friede gemacht habe. Ihm, dem Legaten, komme es bis auf den letzten Augenblick ganz unglaublich vor, daß man die Absicht habe ihn zu hintergehen. Auf jeden Fall erstrecke sich der Waffenstillstand nicht weiter als bis auf vier Lieues von dem Orte, wo sie gegenwärtig versammelt wären, und es sey ja einem jeden unbenommen, auf seine Sicherheit zu denken, und für

die

die Berichtigung seiner Angelegenheiten zu sorgen. Auf der andern Seite versicherte er die Franzosen, der Cardinal Albert werde gewiß nichts unternehmen, was dem Friedensschluß zum Nachtheil gereiche, indem dieser darauf abzwecke, ihm selbst die größten Vortheile zu verschaffen; denn eben dadurch solle er ja zum Besitz von Flandern gelangen, und die Infantin zur Gemalin bekommen. Diese nemliche Vermählung bahne ihm den Weg zum Thron von Spanien, und man sähe gar nicht, was ihn verhindern solle, denselben dereinst zu besteigen. Ueberhaupt gab sich der Legat in jener Zeitfrist, die mehrere Tage lang dauerte, ganz unbeschreibliche Mühe. Endlich kam der Eilbote wieder aus Spanien zurück, und überbrachte nicht nur die Vollmachten deren man bedurfte, um mit England in Unterhandlungen zu treten, und einen Vergleich zu schliessen, sondern auch die Ratification des Friedenspunktes, welcher die Schleifung der Festungswerke von Blavet betraf. Der König erfuhr es, und drang nicht nur darauf, daß man die Sachen zu Vervins geheim halten solle, sondern beklagte sich zugleich in seinem Schreiben, daß der Eilbote auf seiner Reise durch Frankreich allerley Dinge auf eine sehr unschickliche Art bekannt gemacht habe, als zum Exempel: der Friede sey geschlossen; und wenn sich der Herzog von Savoyen nicht mit dem Könige von Frankreich vergleichen wolle, so werde ihn der König von Spanien seinem Schicksal überlassen. Alle diese unangenehmen Nachrichten wurden dem Legaten hinterbracht. Zu seinem noch größern Mißvergnügen vernahm er, daß in seiner Behausung allerley schlimme Nachrichten von Paris verbreitet wurden, vermöge deren man ausstreute, der König suche den Pabst und den Legaten bloß bey der Nase herumzuführen. Dies machte ihn sehr

be-

bekümmert, doch blieb er noch immer sehr standhaft, und bestrebte sich, bald dieser bald jener Partey Muth einzusprechen. In der That verließen sie ihn nie, ohne sehr beruhigt und zufrieden zu seyn. Uebrigens hielt er alles was vorgenommen wurde, außerordentlich geheim, und ließ sich gegen niemand von seinen Leuten das geringste davon merken. Dieß diente jedoch nur zu Vermehrung seines Verdrusses; denn unaufhörlich belästigten sie ihn mit Klagen, die sie ihm entweder selbst vortrugen, oder durch andere hinterbringen ließen. Es war wirklich zum Verwundern, daß er während der unaufhörlichen Angst und Unruhe, die ihm diese wichtige Sache von allen Seiten zuzog, nicht in eine Krankheit verfiel.

Gerade zur Zeit, wo ihn diese Leiden am härtesten drückten, kam in der Nacht vom 14ten April der Eilbote zurück. Der Franziskaner-General erfuhr es eher als der Legat, und gab ihm des andern Morgens in aller Frühe davon Nachricht, ohne jedoch zu wissen was er für eine Antwort überbringe. Er fühlte zwar diesfalls dem Herrn von Silleri auf den Zahn, konnte aber schlechterdings nichts von ihm herauskriegen. Dies verursachte dem Legaten sehr viel Kummer, denn er befürchtete, der König werde wohl unabänderlich auf der Zurückgabe des Marquisates beharren. Seine Besorgnisse gründeten sich hauptsächlich darauf, daß die Franzosen so lange zauderten, ihm Nachricht zu geben, und daß sie dem General der Franziskaner gar nichts hatten entdecken wollen. Einige Zeit nachher machten die Franzosen dem Legaten ihren Besuch, und nun eröfnete ihm Herr von Bellievre, nach einer sehr weitschweifigen Einleitung, der König wolle Frieden, habe nicht das geringste in seinen Entschlüssen geändert, und sey gar nicht gesonnen, in dem, was zeither ver-

verhandelt worden wäre, auch nur die mindeste Neuerung vorzunehmen. Er genehmige daher die Bedingungen welche man ihm in Betref des Herzogs von Savoyen vorgeschlagen habe, daß ihm nemlich derselbe den Ort Berre wieder zurückgäbe, und daß er hingegen die Berichtigung seiner Ansprüche auf das Marquisat Saluzzo verabredetermaßen dem Urtheil des Pabstes überlasse. Hiernächst aber verlange er schlechterdings, der Cardinal Albert solle mit England und mit den Staaten von Holland einen viermonatlichen Waffenstillstand schließen, damit diese dadurch Zeit gewönnen, mit dem besagten Cardinal wegen des Friedens übereinzukommen. Er hoffe, daß man denselben zu Stande bringen werde, obgleich die Holländer sehr große Anstalten zu Fortsetzung des Kriegs machten. Uebrigens sey er es sehr wohl zufrieden, daß man, sobald dieser Cardinal den erwähnten Waffenstillstand angenommen habe, den Frieden zwischen Frankreich, Spanien und Savoyen vollends abschließe, die zu diesem Behuf verfaßten Artikel unterzeichne, und sie dem Legaten zu treuen Händen überliefere, damit sie nicht eher öffentlich bekannt gemacht würden, als bis man allenfalls sähe, was sich noch weiter ereignen möchte. Diese Antwort war dem Legaten sehr angenehm. Sie ward zugleich durch ein Schreiben des Allerchristlichsten Königs bekräftigt, welches in sehr höflichen und ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt war, die nicht nur den Pabst, sondern auch den Legaten in eigener Person betrafen. Ehe sich die Franzosen entfernten, ließ er den General der Franziskaner rufen und ersuchte Herrn von Bellievre, nochmals zu wiederholen, was er ihm so eben bekannt gemacht habe. Der General übernahm nun den Auftrag, solches den Deputirten des besagten Cardinals zu hinterbrin-

bringen, und that es auch wirklich. Eine Weile nachher verfügten sie sich zu den Franzosen, und kamen endlich nach vielem Disputiren mit ihnen dahin überein, der Präsident Richardot solle sich auf den Weg machen, dem Cardinal Albert von der Antwort des Königs Bericht erstatten, und dessen Entschließung in Betref des vorgeschlagenen Waffenstillstandes von dort mit zurückbringen. Demzufolge reisete der Präsident am 15ten April vor Tagesanbruch mit Extrapost ab. Von diesem allen ward dem savoyischen Gesandten nicht das geringste zu wissen gethan, weil man besorgte, daß er es ausplaudern möchte. Dieser beschwerte sich höchlich darüber, der Legat aber suchte ihn wieder zu besänftigen, und benahm sich hierbey auf eine so meisterhafte Art, daß sie alle mit dem zu frieden waren, was er ihnen vorstellte. Niemand widersprach, denn sie allerseits liebten und ehrten ihn unbeschreiblich.

Die Zurückkunft des Präsidenten, erfolgte den 18ten April Nachmittags. Unmittelbar darauf begab sich der General zu ihm, um zu vernehmen, was er für Neuigkeiten mitgebracht habe. Der Präsident eröfnete ihm, der Cardinal habe den Waffenstillstand mit den Holländern durchaus nicht eingehen wollen, indem seine eigene sowohl als auch des Königs von Spanien Ehre darauf beruhe, keinen Vertrag mit rebellischen Vasallen zu schließen, welche sich überall rühmten, sie würden weder Friede noch Waffenstillstand mit dem alten Könige von Spanien machen. Der Präsident entschuldigte sich sodann, daß er den Cardinal zu nichts weiter habe vermögen können, ersuchte ihn, dies dem Legaten zu melden, mit den Franzosen aber sobald noch nicht davon zu sprechen. Aeußerst unzufrieden gieng nun der General zum Legaten, wel-

welchem er alles haarklein erzählte. Dieser betrübte sich sehr, und fragte den General, wie man es nun wohl anstellen müsse, damit die Friedensunterhandlungen deswegen nicht etwa ganz abgebrochen werden möchten. Nachdem sie die Sache lange genug überlegt hatten, wurden sie endlich darüber einig, sie wollten die Franzosen kommen lassen, damit ihnen der Legat jene Antwort ganz in geheim hinterbringe, und sich ihren Rath in Betreff dessen erbitte, wie man sich nun zu Vermeidung des Friedensbruches zu verhalten habe. Anfänglich bezeigten sich die Herrn von Bellievre und von Silleri über diese Neuigkeit äußerst betroffen. Sie wären, sagten sie, nicht nur selbst betrogen worden, sondern hätten auch ihren König betrogen; denn auf die Aeußerungen der Deputirten des Cardinals, hätten sie dem Könige geschrieben, sie machten sich die gegründetste Hofnung, daß man den Waffenstillstand eingehen werde. Jetzt könnten sie nun nichts mehr vorschlagen, nichts rathen, sondern wären vielmehr entschlossen, die Unterhandlungen sogleich selbst abzubrechen, solches dem Könige zu melden und abzureisen. Vom Frieden solle man nur gar nicht mehr mit ihnen reden, denn diese Sache sey ihnen äußerst verhaßt; was sie in dieser Rücksicht gethan hätten werde sie in das größte Unglück stürzen; denn sie hätten ihren König betrogen, wiewohl sie hieran ganz unschuldig und selbst zuerst betrogen worden wären. Der Legat ließ sich durch die Ausbrüche ihres Zorns nicht irre machen, sondern suchte sie vielmehr mit der größten Sanftmuth wieder zu begütigen. Zu dem Ende sagte er, wenn sie die Unterhandlungen abbrechen wollten, so könne er dies freylich nicht hindern, aber seines Erachtens müsse man es zu vermeiden suchen. Hiernächst machte er ihnen verschiedene Eröfnungen, um sie von etwas anderm zu unterhalten, und ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen.

Mittlerweile schickte er nach dem General, welcher auch sogleich kam, und alles referirte, was er von Richardot vernommen, und dem Legaten erzählt hatte. Auch er sagte zu den Franzosen, es stehe ihnen allerdings frey, die Friedenstraktaten abzubrechen, aber damit habe es ja noch Zeit, und er sey der Meinung, sie müßten dies nicht eher thun, als bis sie jene Antwort aus Richardots eigenen Munde vernommen hätten. Herr von Bellievre ward wieder etwas ruhiger, und sagte: nicht ihnen, sondern dem Könige komme es zu das Friedensgeschäft abzubrechen. Es werde ihnen folglich sehr angenehm seyn, wenn sie sogleich eine bestimmte Antwort erhielten, um sonder Verzug einen Eilboten an Seine Majestät absenden zu können, indem dieselben Ihren Bundesgenossen versprochen hätten, daß sie auf jeden Fall sich mit ihnen vergleichen würden, wenn auch der Waffenstillstand nicht zu Stande kommen sollte. Ueberhaupt wären sie gar nicht gesonnen, sich noch länger bey der Nase herumführen zu lassen, um bey dem Könige in Ungnade zu fallen, als wohin es die Spanier nach aller Wahrscheinlichkeit zu bringen suchten. Sie verlangten demnach ein für allemal Antwort, und da sie hiermit darauf antrügen, so erfodere es die Höflichkeit, daß ihnen jene mit der Antwort entgegenkämen. Der Franziskaner-General erwiederte, dies bringe freylich die Höflichkeit mit sich, aber Richardot sey ein alter Mann, und noch überdies sehr ermüdet von seiner Reise. Er glaube daher, man könne die Sache bis auf den folgenden Tag verschieben, zumal da es jetzt bereits Nacht sey. Die Franzosen aber wollten dies durchaus nicht gestatten, sondern behaupteten vielmehr, man müsse sogleich einen Eilboten fortschicken. Als der Legat sah, daß sie hierauf bestanden, und da es ihm auf der andern Seite doch schien, als wenn Herr von Bellievre wieder ein wenig besänftigt sey; so that er den

Vor-

Vorschlag, der Franziskaner-General solle sich zu den Flamändern verfügen, denselben erzählen was bey dem Legaten vorgefallen sey, und ihnen sagen, sie möchten doch Antwort ertheilen, weil sich die Franzosen durchaus nicht länger gedulden wollten. Der General gieng demnach zu ihnen, versprach aber gleich wieder zu kommen, und von dem, was er bey ihnen ausgerichtet habe, Bericht zu erstatten; welches er auch that. Mittlerweile bestrebte sich der Legat, die Franzosen vollends zu begütigen, und sagte zu ihnen: der König habe keine Veranlassung sich zu beklagen; es sey hier nicht etwan um eine geringfügige Sache zu thun; man müsse demnach die Abbrechung der Friedenstraktaten so lange als möglich verschieben. Es komme ihm ganz undenkbar vor, daß sich nicht ein oder das andere Mittel finden solle, um das Hinderniß welches jetzt eingetreten sey, aus dem Wege zu räumen. Letzteres sey eben von keiner gar großen Bedeutung, wenn man nur die eigentliche Beschaffenheit und Wichtigkeit der Sache gehörig erwäge. Er wisse ganz zuverlässig, daß die Flamänder über diesen Vorfall sehr mißvergnügt seyen, und er halte diese ihre Aeußerung um so mehr für unverstellt, da sie ihrer Seits ebenfalls überzeugt seyn müßten, daß er jederzeit aufrichtig mit ihnen umgegangen sey; denn er habe ja dieser Sache wegen seit einem halben Jahre so viel erduldet, als ob er am Kreuze hienge. Wenn ja die Unterhandlungen ganz abgebrochen werden sollten, so erfodere es seiner Meinung nach, die Billigkeit, die Sache so ein-

zuleiten, daß der Pabst keine Ursache habe sich über sie insgesamt, sondern nur über diejenigen zu beschweren, die daran Schuld wären. Man streite sich jetzt bloß über einen ziemlich unerheblichen Ehrenpunkt, und werde sich wahrscheinlich noch in der Güte deswegen vergleichen. Wenn dieses aber auch nicht geschähe, so sey er doch jederzeit bey diesem Geschäfte so gerade und ehrlich zu Werke gegangen, daß alle diejenigen, welche solches sehr gut bezeugen könnten, die Verbindlichkeit auf sich hätten, die Welt, welche die Begebenheiten nur immer nach ihren Folgen zu beurtheilen pflege, von der Wahrheit zu überführen, indem er dem Könige und dem Königreiche mit dem reinsten Eifer gedient habe. Herr von Bellievre versetzte, der Legat habe Recht, und man werde nicht ermangeln, sein Verlangen zu erfüllen. Uebrigens sey es ihm sehr leid, daß er sich umsonst und um nichts so viele Mühe gegeben habe. Jetzt trat der General herein, und schien außerordentlich zufrieden zu seyn. Er bat sie, die Depeschen nicht eher als des andern Morgens abgehen zu lassen, weil Richardot wirklich krank sey, und weil man ihnen noch überdies vielleicht solche Gründe vortragen möchte, worüber sie eben keine Ursache haben würden, sich von neuem zu erzürnen. Nun gaben sich die Franzosen zwar zufrieden, aber dennoch machten sie sich nicht anheischig, den Eilboten nicht abzusenden.

Des andern Morgens machten die Spanier dem Legaten ihren Besuch, und baten ihn, er möge doch seine Einwilligung dazu ertheilen, daß der Franziskaner-Gene-

General nach Brüssel reisen dürfe, um das, was der Allerchristlichste König begehre, nemlich einen drey monatlichen Waffenstillstand, zu Stande zu bringen. Dies erlaubte der Legat; auch schrieb er zugleich an den Cardinal Albert, und bat ihn, die Friedensunterhandlungen erleichtern und beendigen zu helfen, ohne hierbey auf Nebendinge Rücksicht zu nehmen, die weder von großer Erheblichkeit wären, noch gebilligt zu werden verdienten.

Der Franziskaner-General machte sich demnach auf die Reise, und beschleunigte sie dergestalt, daß er schon am 25ten in Brüssel anlangte. Während dieser Zeit schrieb er einen Brief an den Legaten, worin er ihm auf eine höfliche Art zu wissen that, die Sache gehe gut. Als er zurück kam, berichtete er, besagter Cardinal habe für gut befunden, den Waffenstillstand nur auf zwey Monate und nicht länger zu bewilligen. Dies veranlaßte viel Laufens hin und her, und allerley Weitläuftigkeiten zwischen den Franzosen und Flamändern. Endlich kamen die Franzosen und alle übrigen mit einander überein, die Friedensartikel auf eben die Art zu unterschreiben, wie man es bereits verabredet hatte, ohne jedoch bey dieser Gelegenheit der Verbündeten zu erwähnen. Hierauf ließen sie sich sehr angelegen seyn, ihre Papiere in Ordnung zu bringen, und als sie über alle Hauptpunkte einig waren, gaben sie einander das Wort, einen Waffenstillstand mit den Verbündeten zu bewirken, der sich aber nur auf zwey Monate erstrecken, und von dem Tage anfangen sollte, an welchem die beyden Kronen nebst Savoyen den Traktat ratificiren würden.

Kaum war dies beschlossen, da säete der Teufel schon wieder Unkraut unter den Waizen. Als nemlich die Artikel zwischen den beyden Kronen ausgeführt wer-

den sollten, thaten sich neue Hindernisse hervor, die beynahe einen völligen Bruch nach sich gezogen hätten; denn die Franzosen wollten, in Betreff des Königreiches Navarra, ausdrücklich die Worte eingerückt wissen, daß die Präscription dem Allerchristlichsten Könige nicht zum Nachtheil gereichen solle. Dies wollten die andern nicht zugeben, weil es ihnen vorkam, daß hierdurch die dereinstige Anwartschaft des Königs von Spanien gekränkt und geschmälert würde. Nun lief man abermals so lange hin und her, bis endlich die Franzosen für gut fanden, es solle ganz und gar nicht mehr von dieser Sache gesprochen werden. Sie erweiterten hierauf die Artikel, und beschlossen, gegen den Rath und Willen des Legaten, einen Eilboten deswegen an den Cardinal Albert zu senden, indem sie vorgaben, da er ein so naher Nachbar sey, so werde es einen hohen Grad von Unhöflichkeit verrathen, wenn man ihm diese Nachricht nicht mittheilte. Man entließ sie demnach und erweiterte indeß die Artikel, welche den Herzog von Savoyen betrafen, und worüber es abermals zu Streitigkeiten kam.

Der Legat hoffte noch immer das Beste, zumal da er von allen Parteien die Versicherung erhalten hatte, daß nun keine ferneren Hindernisse mehr eintreten würden. Demungeachtet hatte er noch allerley Bedenklichkeiten, und war sogar Willens, in aller Stille nach Rom zu schreiben, wie ihm die Franzosen gerathen hatten. Dies alles ereignete sich zwischen dem 27sten und letzten des Aprilmonats. An letzterwähntem Tage gegen Mittag, kam der Eilbote, welchen man nach Brüssel gesandt hätte, mit Depeschen vom Cardinal Albert zurück, die an dessen Deputirte gerichtet waren. Vermittelst derselben billigte er alles was man negociirt hatte, ohne die geringste Veränderung, bis auf einige un-

be-

beträchtliche Kleinigkeiten. Mithin hatte man nunmehr nichts dringenders zu thun, als die Schriften in Ordnung zu bringen, und die Angelegenheiten wegen Savoyen zu berichtigen. Hier zeigte sich abermals ein neues Hinderniß, wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen; denn der savoyische Gesandte behauptete, da sein Herzog ihrer ungleich mehr hätte, als die Franzosen, so verstehe sich von selbst, daß sie ranzionirt werden müßten. Die Franzosen aber behaupteten das Gegentheil, und sagten, da man mit den Spaniern die Uebereinkunft getroffen habe, daß man alle, nur diejenigen ausgenommen, welche sich noch nicht dazu verstanden hätten Ranzion zu bezahlen, wieder auf freyen Fuß sezen wolle, ohne auf ihre größere oder geringere Anzahl Rücksicht zu nehmen; so müsse Savoyen das Nemliche zugestehn. Da man hierüber nicht einig werden konnte, so ward diese Sache bis auf den folgenden Tag, den ersten May, verschoben. Sie fand zwar viel Widerspruch, doch wurden endlich alle Hindernisse, aus Achtung für den Legaten, beseitigt, der hierbey vollauf zu thun hatte. Endlich, als man sich wieder in seinem Beysein versammelte, wurden die Friedensartikel zu Papier gebracht, und ihm zu treuen Händen übergeben, damit sie, wofern sich solches bewerkstelligen ließe, den laufenden Monat über geheim gehalten, und sodann den Parteien zugestellt werden sollten; doch mit dem Vorbehalt, daß er so geneigt seyn, und ihnen dieselben noch früher ausliefern möchte, wofern sie mit einander übereinkommen, sollten, sie zurückzufodern.

Nun sandte man einen Eilboten ab, um die beyden Könige hiervon zu benachrichtigen. Dies geschah des Nachmittags um vier Uhr, französischen Zeigers, weil man mit Ausfertigung der Depeschen am vorhergehenden Abend nicht fertig geworden war. Gott sey

für diesen glücklichen Ausgang gepriesen; denn er fügte es durch seine unendliche Macht, und durch seine große Barmherzigkeit, daß dieses wichtige Geschäft zum Wohl der ganzen Christenheit ein so gesegnetes Ende nahm.

Artikel

des

am zweyten May 1598 zu Vervins geschlossenen Friedens.

Im Namen Gottes des Vaters. Allen und jeden, welchen jetzt oder künftig daran gelegen, sey hiermit kund und zu wissen: Nachdem das Königreich Frankreich und die Provinzen der Niederlande, durch die, mehrere Jahre lang gedauerten, innern und auswärtigen Kriege, großen Verlust, Schaden und Nachtheil erlitten haben, hierdurch auch die Königreiche Spanien und England, benebst dem Lande Savoyen, sehr beeinträchtigt worden sind, und da zumal der gemeinsame Feind des christlichen Namens, während unserer Unglücksfälle seinen Vortheil ersehen, und unsere Uneinigkeit dazu benutzt hat, in den Ländern der Christenheit eben so große als höchst gefährliche Fortschritte zu machen, und einen Theil derselben gewaltsam an sich zu reißen; In dessen Erwägung hat unser heiligster Vater, Pabst Clemens, dieses Namens der Achte, voll Verlangen jenem Unwesen zu steuern und solches von grundaus zu heben, den Hochgebohrnen und Hochwürdigsten Cardinal von Florenz, Alexander von Medicis, Seinen und des heiligen apostolischen Stuhls Legaten, nach Frankreich delegirt, und ihn zu dem Erhabenen, Durchlauchtigen und

Groß-

Großmächtigen Fürſten, Heinrich den IV, von Gottes Gnaden Allerchriſtlichſtem Könige von Frankreich und Navarra, in der Abſicht geſandt, um denſelben dahin zu vermögen und zu bereden, daß zwiſchen ihm und dem Erhabenen Durchlauchtigen und Großmächtigen Fürſten, Philipp dem II, von Gottes Gnaden katholiſchem Könige, von Caſtilien, Leon, Arragon, beyden Sicilien, Jeruſalem, Portugall, Navarra, Indien u. ſ. w. als an welchen deshalb ſowohl von Seiner Heiligkeit ſelbſt, auch durch Dero Nuntius, die nemlichen Ermahnungen und Vorſtellungen ergangen ſeyen, ein guter dauerhafter Friede, wie auch Freundſchaft und Eintracht, wieder hergeſtellt würde. Und da hiernächſt der beſagte heilige Vater in Erfahrung gebracht hatte, daß der beſagte katholiſche König und Herr, das beſagte Friedensgeſchäft ſeinem Neffen, dem Erhabenen und Großmächtigen Fürſten, Albert, Cardinal-Erzherzoge von Oeſterreich, ſowohl wegen des in ihn geſetzten Vertrauens, als auch wegen ſeiner von jeher zum Frieden geneigten Geſinnungen, übertragen, und denſelben hierzu bevollmächtigt haben, ſo wären Seine Heiligkeit hierdurch bewogen worden, den Hochwürdigen Pater, Bruder Bonaventura Calatogirone, General vom Orden des heiligen Franziskus, an denſelben zu ſenden, damit er ihm Dero in dieſer Rückſicht geäußertes Verlangen, und zugleich auch das zu erkennen geben möge, was ihm von den Geſinnungen des beſagten Katholiſchen Königs und Herrn, in Betreff des beſagten Friedens bekannt worden ſey. Nachdem nun dem beſagten Allerchriſtlichſten Könige und Herrn, von dem beſagten Pater General, vermöge des von Seiner Heiligkeit ertheilten Auftrages, alles gehörig eröffnet und vorgeſtellt worden, ſo haben dieſe Könige und Herren, ſowohl aus wahrem Frömmigkeitseifer, als auch vermöge des Mitleids und der innigen Betrübniß, welche ſie in ihren Herzen über die langwierigen und ſchweren Bedrückungen, die ihre Königreiche, Länder und Unterthanen, während der beſagten Kriege erduldet hätten und noch derma-

len erduldeten, sich bewogen gefunden, nicht das geringste von dem zu unterlassen, was ihnen als guten, gottesfürchtigen, und ihre Unterthanen liebenden Fürsten obliege, um der gesamten Christenheit, besonders aber denen Ländern, deren Regierung ihnen von Gott anvertraut sey, wieder eine dauerhafte Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Da sie nun, wie denn solches ohnehin ihre Schuldigkeit mit sich bringe, den weisen und väterlichen Ermahnungen unsers heiligen Vaters gehörige Folge zu leisten pflegten, so haben sie in Gemäsheit derselben, alle ihre Freunde und Bundesgenossen ermahnt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich zu einem guten dauerhaften Frieden, wie auch zu Wiederherstellung der Eintracht und des guten Vernehmens zu verstehen, damit dadurch die Ehre Gottes, die Verherrlichung seines allerchristlichsten Namens, die Ruhe und Sicherheit aller christlichen Staaten, und das Heil und Wohl aller ihrer Völkerschaften und Unterthanen, befördert werden möge. Um demnach zu diesem Endzweck zu gelangen, und in der Absicht jenen Friedens- und Freundschaftstraktat zu verabreden, zu beschließen und festzusetzen, habe man hierzu folgende Personen deputiet und bevollmächtigt, nemlich: von Seiten des besagten Allerchristlichsten Königs und Herrn, den Herrn Ritter Pomponius von Bellievre, Herrn zu Grignon, königlichen Staatsrath; und den Heren Ritter Niklas Brulart Herrn von Sillery, ebenfalls königlichen Staatsrath und Präsidenten des Parlementshofes von Paris; und von Seiten des besagten Herrn Cardinal-Erzherzogs, im Namen des besagten Königs und Herrn, und vermöge der demselben von besagtem Könige und Herrn ertheilten Vollmacht: den Herrn Ritter Johann von Richardot, Chef und Präsidenten des königlichen geheimden Raths Collegiums, wie auch königlichen Staatsrath; den Herrn Ritter Johann Baptist von Taxis, Commandeur de Los Santos des militärischen Ordens von Sanct Jago, wie auch Staats- und Kriegsrath; und den Herrn

Ritter

Ritter Ludwig Verreiken, Oydor (Audiencier), Oberstaatssecretär und Archivbewahrer des besagten Staatsrathes; die samt und sonders mit hinlänglichen Vollmachten versehen waren, welche der gegenwärtigen Urkunde angehängt werden sollen, und vermöge deren sie, im Beyseyn des besagten Herrn Cardinal-Legaten, welcher lang und unverdrossen an der Beförderung dieses Friedens und Aussöhnungs-Geschäfts arbeitete, nachfolgende Artikel beschlossen, bewilligten und zu Stande brachten. Nemlich:

I.

Erstens verabredete und bewilligte man, daß der Friedenstraktat zwischen den besagten Königen und Herrn, Heinrich dem IV und Philipp dem II, in Gemäsheit und mit völliger Genehmigung derjenigen Artikel geschlossen und zu Stande gebracht werden solle, die in dem Friedenstraktate enthalten waren, welcher zu Chateau en Cambresis im Jahr 1559, zwischen dem weiland Durchlauchtigen Heinrich von Frankreich, glorwürdigsten Andenkens, und dem besagten katholischen Könige und Herrn, geschlossen wurde. Und dieser nemliche Traktat, ward von dem besagten und obbenannten Deputirten, in allen seinen Punkten also und dergestalt genehmigt und bekräftigt, als ob er Gegenwärtigem von Wort zu Wort einverleibt wäre, so daß weder in jenem noch in irgend einem der vorhergehenden die geringste Neuerung vorgenommen wurde, sondern sie vielmehr samt und sonders in ihrer vollen Kraft blieben, bis auf das, was etwan in gegenwärtigem Traktate ausdrücklich abgeändert werden möchte.

II.

Demzufolge soll hinführo, von dem Tage und Datum dieses gegenwärtigen Traktates an, zwischen den besagten Königen und Herrn, ihren bereits gebornen oder noch gebornen werdenden Kindern, Nachkommen, Erben und Erbnehmern, ein

ein guter, sicherer, fester und dauerhafter Friede, und immerwährender Conföderations- Allianz- und Freundschaftsbund, geschlossen werden; sie wollen sich als Brüder lieben, alle ihre Kräfte anwenden, einander bey ihrer Habe, Ehre und Reputation zu schützen, alles das treu und redlich vermeiden, was einem oder dem andern zum Schaden gereichen könnte, auch niemanden, wer es immer seyn möge, Schutz oder Hülfe gewähren, der etwas zum Nachtheil des andern unternehmen möchte; auch wollen sie von nun an alle Feindseligkeiten einstellen, alle vorhergehende Mißhelligkeiten, wie die immer Namen haben mögen, gänzlich vergessen und abgethan wissen, auch niemals deswegen die geringste Rache ausüben; weswegen sie vermittelst dieses gegenwärtigen Traktates allen Praktiken, Verbindungen und Einverständnissen, welche auf die Beeinträchtigung eines oder des andern abzwekken möchten, ein für allemal gänzlich entsagen, und zwar unter dem ausdrücklichen Versprechen, niemals nach etwas zu trachten, das einem oder dem andern zum Nachtheil gereichen könne, auch sorgfältig zu verhindern, daß solches von ihren Vasallen und Unterthanen weder mittelbarer noch unmittelbarer Weise geschähe. Und sollte jemand von ihnen, wes Standes und Würden er auch immer seyn möge, dieser Uebereinkunft in der Folge zuwider handeln, und sich, es sey nun zu Wasser oder zu Lande, oder auf irgend eine Art, dazu gebrauchen lassen, etwas zu unternehmen oder zu begünstigen, was einem der vorbesagten Könige zum Nachtheil gereichen könne, so soll der andere gehalten und verbunden seyn, sich demselben zu widersetzen, sein Vorhaben zu verhindern, und ihn nicht nur als einen Uebertreter des gegenwärtigen Traktates, sondern auch als einen offenbaren Friedensstörer zu bestrafen.

III.

Vermittelst dieses vorbesagten Friedens und Freundschaftstraktates, sollen die beyderseitigen Unterthanen, wer sie auch immer seyn mögen, wenn sie sonst nur den Gesetzen und Lan-

Landesgebräuchen gehörige Folge leisten, die Erlaubniß haben, in des einen wie in des andern Herrn Lande ab und zu reisen, wohnen, sich aufhalten, Umgang zu pflegen, und wieder zurückkehren zu dürfen, je nachdem sie es für gut befinden werden, und zwar in Handel und Wandel, zu Wasser und zu Lande, auf Strömen und Flüssen, so, daß sie mit einander allerley Geschäfte und Handthierung treiben können, in welchem Fall die Unterthanen des einen und des andern Landes auf eben die Art und Weise wie eigene Unterthanen geschützt und vertheidigt werden sollen, wenn sie nur, der Billigkeit gemäs, an gehörigem Orte, die Gebühren und Abgaben entrichten, welche von Ihren Majestäten und deren Nachfolgern verordnet und eingeführt sind.

IV.

Auch werden hiermit alle Kaper- und Repressalien-Briefe wieder aufgehoben, unter was für einem Vorwande dieselben immer gegeben seyn mögen; es sollen auch dergleichen hinführo von besagten Prinzen nicht mehr zum Nachtheil ihrer wechselseitigen Unterthanen ertheilt werden, ausgenommen nur gegen die vornehmsten Verbrecher, deren Güter und Helfershelfer; und auch dies nur erst alsdann, wenn eine offenbare Justizverweigerung eintritt, als von welcher, wie auch von den gerichtlichen Citationen und Vorladungen, diejenige, welche dergleichen Kaper- nnd Repressalien-Briefe begehren, die gehörige Form und Weise vor allen Dingen auf eine rechtsbeständige Art anzuzeigen hätten.

V.

Die Städte, Unterthanen, Handwerker und Einwohner in den beyden Grafschaften Flandern und Artois und andern niederländischen Provinzen, wie auch im Königreiche Spanien, sollen alle die Privilegien, Rechte und Freyheiten zu genießen haben, die ihnen von den Königen von Frankreich, als Vorfahren des besagten Allerchrist-

christlichsten Königs und Herrn, bewilligt wurden. Und auf gleiche Weise sollen die Städte, Handwerker, Einwohner und Unterthanen im Königreiche Frankreich, ebenfalls die Privilegien, Rechte und Freyheit in den besagten Niederlanden und im Königreiche Spanien genießen, welche jeder von ihnen ehedem daselbst zu genießen hatte, und zwar gerade auf die nemliche Art, wie sie dieselben vermöge des Traktats vom Jahr 1559, und anderer vorhergehenden Traktate, genießen sollen.

VI.

Auch ward beschlossen und festgesetzt, daß, im Fall der besagte katholische König und Herr, entweder vermöge eines Testaments, einer Schenkung, Resignation, oder wie und unter welchem Titel dies immer geschehen möge, seiner ältesten Tochter, der Durchlauchtigsten Infantin, Madame Isabelle, oder sonst jemanden, die sämmtlichen Provinzen der Niederlande, nebst den Grafschaften Burgund und Charrolois, übergeben und überlassen sollte, alle diese besagten Provinzen und Grafschaften, in gegenwärtigem Traktate auf eben die Art und Weise begriffen seyn sollen, wie sie in jenem vom Jahr 1559 begriffen waren. Auch solle zugleich die besagte Dame Infantin, oder derjenige, zu dessen Gunsten der besagte König und Herr, jene Verfügung treffen würde, ebenfalls mit darin begriffen seyn, ohne daß man nöthig habe, dieser Sache wegen einen neuen Traktat zu schließen.

VII.

Auch sollen die Unterthanen und Diener des einen wie des andern Theils, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, wenn sie auch gleich der Gegenparten gedient hätten, wieder in ihre Bedienungen und Benefizien auf eben die Art eingesetzt werden, wie sie dieselben vor Ausgang des Monats December 1588 besaßen, nur allein die Pfarreyen ausgenommen, welche vielleicht auf eine dem kanonischen Rechte gemäße

Art

Art, an andere vergeben seyn möchten; auch soll ihnen samt und sonders zugleich der Genuß ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter, so wie ihrer immerwährenden, lebenslänglichen, oder wiederkäuflichen Einkünfte, die ihnen bey Gelegenheit des zu Ende des Jahres 1558 ausgebrochenen Krieges, entrissen und eingezogen waren, wieder so gestattet seyn, daß sie dieselben von dem Tage an, wo der Friedensschluß öffentlich bekannt gemacht werden wird, wieder frey und ungestört genießen können; das Nemliche soll auch von denen gelten, die ihnen seitdem durch Erbfolge oder auf andere Art zugefallen und zu Theil geworden sind; doch sollen sie diesfalls keineswegs prozessiren, oder diejenigen Früchte zurückfodern, welche bis auf den Tag der öffentlichen Bekanntmachung des gegenwärtigen Traktates von jenen unbeweglichen Gütern erhoben worden sind; auch sollen sie nicht berechtigt seyn, die Schulden einzutreiben, welche vor dem besagten Tage confiszirt wurden, sondern es soll vielmehr die Vertheilung, die entweder der Fürst, dessen Statthalter, oder Bevollmächtigter, bis zu dessen Jurisdiction sich die Kraft des besagten Beschlusses rückwärts erstrecken soll, damit vorgenommen hat, oder noch vornehmen möchte, für gut und gültig erkannt werden; auch sollen die, welche dergleichen Schuldposten ausgeliehen haben, oder deren Stellvertreter, deshalb weder eine gerichtliche Klage, noch irgend eine Action, wie dieselbe immer Namen haben möge, gegen solche Personen anstellen können, welche dergleichen vorbesagte Geschenke erhalten, oder in Kraft solcher Schenkungen und Confiscationen, dergleichen Schulden bezahlt haben, sie mögen übrigens unter noch so gültigem Vorwande gemacht seyn; und wenn auch die besagten Gläubiger wirkliche Obligationen und Schuldbriefe darüber in Händen hätten, so sollen dieselben, kraft der besagten Confiscation und vermöge dieses Traktates, für null und nichtig erklärt, und auf immer cassirt seyn und bleiben.

VIII.

Auch sollen die besagten Unterthanen und Diener, des einen wie des andern Theils, in ihre unbeweglichen Güter und oberwähnten Einkünfte also und dergestalt wieder eingesetzt werden, daß hierbey weder Schenkung, Bewilligung, Verzichtleistung, Lehnverfall, oder Confiscation, noch irgend ein Rechtsspruch, der wegen boshaften Außenbleibens, oder in Abwesenheit der Parteien, oder ohne deren vorgängiges Verhör, bey Gelegenheit des besagten Kriegs erlassen worden, ganz und gar nicht in Betrachtung komme, es sollen vielmehr dergleichen Sentenzen und Urtheilsprüche, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, sowohl in civil als criminal Fällen, für null und nichtig, kraftlos und ungeschehen, geachtet werden, so daß jene Unterthanen in dieser Rücksicht wieder völlig in integrum restituirt werden, und alle Rechtshindernisse und Widersprüche, die ihnen zu Anfang des besagten Kriegs entgegen standen, gänzlich aufhören sollen, und folglich niemand befugt sey, einen oder den andern von ihnen, wegen eines während des besagten Krieges besorgten Auftrags oder öffentlichen Geschäfts, es betreffe nun Lebensmittel, Geldangelegenheiten, oder etwas anderes, wenn er seinen Vorgesetzten bereits Rede und Antwort gegeben hat, zur Verantwortung zu ziehen, wofern nur den besagten Unterthanen und Dienern kein anderes Vergehen oder Verbrechen zur Last fällt, als daß sie der Gegenpartey dienten.

IX.

Auch sollen sie, diesem unbeschadet, in die Staaten, Länder und Herrschaften der besagten Könige wieder zurückkehren dürfen, ohne vorher deswegen um Erlaubniß zu bitten, und ohne die gewöhnlichen, mit dem großen Insiegel Ihrer Majestäten besiegelten Freybriefe nöthig zu haben, weswegen sie hiermit von der Obliegenheit losgesprochen werden, dieselben von den Beamten ihrer Majestäten gerichtlich bestätigen zu lassen.

X. Die-

X.

Diejenigen, welche von besagten Königen und Herrn, oder andern weltlichen Personen, geistliche Aemter und Präbenden, oder doch wenigstens das Präsentations-Recht und anderweitige Anwartschaft darauf erhalten haben, sie mögen nun zu diesem oder jenem Theile gehören, sollen im Besitz und Genuß der besagten geistlichen Aemter und Präbenden bleiben, als Leute, die damit auf eine vollgültige und rechtsbeständige Art versehen worden.

XI.

Zum Behuf und in Erwägung dieses Friedens, wie auch aus der Absicht, daß die besagten Könige und Herrn einander vollkommen zufrieden stellen wollen, hat man die Übereinkunft und Abrede getroffen, daß einer dem andern alles das wirklich, treu und ohne Gefährde wieder abtrete und zurückgebe, was nach Befinden der Sache, in des einen wie in des andern Lande, entweder von ihnen selbst, oder doch in ihrem Namen und durch die, welche hierzu den Auftrag von ihnen erhalten hatten, erobert, hinweggenommen, oder auf andere Art in fremde Hände gekommen ist. Der Allerchristlichste König und Herr überläßt nemlich dem Katholischen Könige und Herrn, den Genuß und Besitz der Grafschaft Charolais, nebst allem was dazu gehört und davon abhängig ist, damit sowohl er als seine Nachfolger im vollständigen und ungestörten Besitze derselben, unter der Oberherrschaft des Königs von Frankreich, verbleiben mögen. Und sollte es sich ergeben, daß außerdem noch andere Plätze seit dem besagten Frieden vom Jahr 1559 von dem Allerchristlichsten Könige und Herrn, oder dessen Leuten in Besitz genommen wären, so sollten dieselben ebenfalls wieder zurückgegeben werden, und dies alles in Zeit von zwey Monaten, die von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Friedenstraktats anfangen sollen.

XII.

Auf gleiche Weise wird auch der Katholische König und Herr dem Allerchristlichsten Könige und Herrn diejenigen Plätze wieder zurückgeben und abtreten, welche nach Beschaffenheit der Sache entweder von ihm selbst, oder von denen die den Auftrag hierzu von ihm erhalten hatten, oder doch wenigstens in seinem Namen, seit dem besagten Friedenstraktate von Chateau en Cambresis, erobert, hinweggenommen, oder auf andere Art in fremde Hände gerathen sind.

XIII.

Nemlich Calais, Ardres, Monthulin, Dourlans, la Capelle, und le Castelet in der Picardie, Blavet in Bretagne, nebst allen andern Plätzen, welche der besagte Katholische König und Herr, entweder dort, oder sonstwo in dem Königreiche Frankreich, seit dem besagten Traktate besetzt hat, und die entweder von ihm oder doch von seinen Leuten bisher zurückbehalten wurden.

XIV.

Was Calais, Ardres, Monthulin, Dourlans, la Capelle und le Castelet anbelangt, so sollen diese Plätze von dem besagten Katholischen Könige und Herrn, oder dessen Ministern, wirklich und wahrhaft, ohne Verzug und Anstand, auf was Art derselbe immer gemacht werden könne, an den oder diejenigen zurückgegeben und wieder abgetreten werden, welchen oder welche der besagte Allerchristlichste König und Herr hierzu deputiren wird, und zwar genau binnen zwey Monaten, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an zu rechnen, in dem nemlichen Zustande, worin sie sich dermalen befinden, ohne das geringste darin niederzureißen, zu beschädigen, oder zu schwächen, und ohne daß man den mindesten Ersatz der auf die Festungswerke der besagten Plätze verwendeten Kosten, oder zu Bezahlung dessen, was man den darin befindlichen Soldaten

ten und Kriegsleuten etwa schuldig seyn möchte, verlangen oder begehren könne. Und diese Zurückgabe soll so geschehen, daß vorerst die Plätze Calais und Ardres, und hernach auch die andern abgetreten werden, daß also die völlige Zurückgabe der besagten Plätze, in der besagten Zeitfrist von zwey Monaten zu Stande komme.

XV.

Was Blavet betrift, so soll die Zurückgabe desselben ebenfalls wirklich und treulich, ohne die geringste Verzögerung und Schwierigkeit, unter welchem Vorwand oder auf welche Veranlassung sie gemacht werden möchte, an den oder die erfolgen, welchen oder welche der Allerchristlichste König und Herr hierzu bevollmächtigen wird, und zwar in Zeit von drey Monaten, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an gerechnet; auch soll es dem Katholischen Könige und Herrn frey stehen, die von ihm oder den Seinigen angelegten Festungswerke nieder reißen zu lassen, sowohl zu besagtem Blavet, als auch an andern von ihm zurückbehaltenen Orten in Bretagne, wenn es anders dergleichen daselbst geben sollte.

XVI.

Bey der Zurückgabe der besagten Plätze, soll es dem Katholischen Könige und Herrn unbenommen bleiben, die sämmtliche Artillerie, Pulver und Blei, Waffen, Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse, welche sich zur Zeit der Uebergabe in den besagten Plätzen vorfinden möchten, hinwegschaffen zu lassen. Auch soll es den Soldaten, Kriegsleuten und andern, welche die besagten Plätze räumen werden, vergönnt seyn, alle ihnen zugehörigen beweglichen Güter mitzunehmen, doch soll ihnen keineswegs gestattet werden, von den Bewohnern der besagten Plätze und des platten Landes, das geringste zu erpressen, noch weniger ihre Wohnungen zu beschädigen,

oder irgend etwas mit fortzuschleppen, was jenen Einwohnern gehört.

XVII.

Damit jene Kriegsleute, die sich in besagtem Blavet befinden, desto geschwinder wieder nach Spanien zurückkommen können, so wird ihnen der Allerchristlichste König und Herr, zu mehrerer Bequemlichkeit, Schiffe und Schiffleute zukommen lassen, damit sie in diesen Schiffen ihre Artillerie, Lebensmittel, Kriegsmunition und Gepäck, sowohl aus Blavet, als auch aus andern in Bretagne befindlichen Orten, welche wieder zurückgegeben werden sollen, fortschaffen können; doch sollen sie vorher Gewähr dafür leisten, daß sie, in einer gewissen annoch zu bestimmenden Zeitfrist, die Schiffe wieder herausgeben und die Schiffleute zurückschicken wollen.

XVIII.

Ueberdies versprechen die besagten Deputirten, zur Gewährleistung für die Zurückgabe der besagten Plätze, gleich nach der von Seiten des besagten Allerchristlichsten Königs erfolgten und gehörig beygebrachten Ratification des gegenwärtigen Traktats, vier Geisseln zu stellen und auszuliefern, welche sie zwar selbst wählen können, die aber Unterthanen des Katholischen Königs und Herrn seyn müssen, und so gut und ehrlich gehalten werden sollen, als es ihrem Stande und Charakter gemäs ist. Sobald jedoch jene Zurückgabe wirklich erfolgt und geschehen seyn wird, sollen die besagten Geisseln, treulich und ohne den geringsten Verzug, wieder auf freyen Fuß gestellt werden, und zwar so, daß man unmittelbar nach erfolgter Zurückgabe der besagten Plätze in der Pikardie, zween von diesen Geisseln in Freyheit setze, die andern beyden aber bis nach der Abtretung von Blavet zurückbehalte.

XIX.

XIX.

Was jene in dem besagten Friedenstraktat vom Jahr 1559 enthaltenen Gegenstände betrift, die zu Folge der gegenwärtigen Artikel noch nicht vollstreckt worden sind, so soll deren Vollstreckung nunmehr vorgenommen, und das Rückständige wirklich vollstreckt werden, und zwar in Betreff der Lehnverbindlichkeit der Grafschaft Saint Paul, der Gränzberichtigung beyder Reiche, der Interimsbesitzung von Ländereien, der Befreyung von Zollen und auswärtigen Abgaben, worauf die Grafschaft Burgund, das Bisthum Terouenne, die Abtey Saint Jean au Mont, und das Herzogthum Bouillon, Anspruch machen. Auch wird man die Zurückgabe einiger Ortschaften, worauf beyde Theile gleiches Recht zu haben vermeinen, vermöge des besagten Traktats bewerkstelligen, und überhaupt alle noch obwaltenden Streitigkeiten, der Uebereinkunft gemäs, abthun und schlichten. Zu dem Ende wird man, wie solches in dem besagten Traktate festgesetzt worden, von beyden Theilen Deputirte und Bevollmächtigte ernennen, welche sich binnen hier und einem halben Jahre an den hierzu bestimmten Orten versammeln sollen, wofern anders die Parteien solches zufrieden sind, und nicht etwan einen andern Versammlungsort anberaumen.

XX.

Und da bey Gelegenheit der in den Diözesen von Arras, Amiens, Saint-Omer und Boulogne, vorgenommenen Vertheilung der Ländereien, den Bisthümern Arras und Saint-Omer verschiedene französische Dorfschaften zugeeignet worden, sich auch die Bistümer Amiens und Boulogne im Besitz einiger solchen Dorfschaften befinden, die in der Provinz Artois und in Flandren liegen, woraus denn zum öftern allerley Händel und Irrungen entstehen; so hat man deswegen die Uebereinkunft getroffen, nach vorgängiger Erlaubniß und Bewilligung unsers heiligen Vaters des Pabstes, von beyden Theilen bevollmächtigte Deputirte

tirte zu ernennen, welche sich binnen hier und einem halben Jahre an einem zu bestimmenden Orte versammeln sollen, um mit einander zu berathschlagen, wie und auf was Art die besagten Dorfschaften zum Behuf des einen wie des andern Theils etwa vertauscht werden könnten.

XXI.

Alle Kriegsgefangene, welche sich noch in der Gewalt des einen und des andern Theils befinden, sollen wieder in Freyheit gesetzt werden, wenn sie zuvor die verursachten Kosten ersetzen, und das bezahlen, was man rechtmäßiger Weise an sie zu fodern haben möchte; doch sollen sie nicht gehalten seyn, sich auf irgend eine Art zu ranzioniren, wofern sie dies nicht ausdrücklich bewilligt haben, und hätten sie sich zu beklagen, daß sie hierin übernommen würden, so soll deswegen von dem Fürsten, in dessen Lande sie sich als Kriegsgefangene befinden, gehörige Verfügung getroffen werden.

XXII.

Alle andern Gefangenen, welche als Unterthanen unter der Botmäßigkeit der beyden Könige und Herrn stehen, und vielleicht während des Krieges das Unglück gehabt haben möchten, auf die Galleren Ihrer Majestäten geschickt zu werden, sollen sogleich wieder auf freyen Fuß gesetzt und ausgeliefert werden, und dies ohne den geringsten Verzug, unter welchem Vorwand derselbe je gemacht werden könnte, auch ohne das geringste unter dem Namen einer Ranzion oder für verursachte Kosten von ihnen zu begehren.

XXIII.

Auch sollen dem Allerchristlichsten Könige von Frankreich und Navarra, wie auch dessen Nachkommen und Stellvertretern, alle Rechte, Rechtstitel und Ansprüche, welche er auf die besagten Königreiche, Länder und Herrschaften, oder auf irgend etwas anderes, aus irgend einem

nem Grunde zu haben vermeint, und wofern entweder er oder seine Nachkommen nicht ausdrücklich darauf Verzicht gethan haben, so vorbehalten bleiben, daß er dieselbe jederzeit durch gütlichen Vergleich, oder im Wege Rechtens, doch keineswegs durch Gewalt der Waffen, wieder geltend machen könne.

XXIV.

Auf gleiche Weise sollen auch dem Katholischen Könige von Spanien und der Durchlauchtigsten Infantin, seiner ältesten Tochter, so wie ihren Nachfolgern und Stellvertretern, alle Rechte, Rechtstitel und Ansprüche, welche sie auf die besagten Königreiche, Länder und Herrschaften, oder auf irgend etwas anderes, aus irgend einem Grunde zu haben vermeinen, wofern entweder sie oder ihre Nachkommen nicht ausdrücklich Verzicht darauf gethan haben, so vorbehalten bleiben, daß sie dieselben jederzeit durch gütlichen Vergleich, oder im Wege Rechtens, doch keineswegs durch Gewalt der Waffen, wieder geltend machen konnen.

Und da hiernächst von den Deputirten des Katholischen Königs und Herrn vorgestellt worden, welchergestalt es, um zu einem guten dauerhaften Frieden zu gelangen, höchst nöthig seyn würde, daß der Erlauchte Fürst und Herr, der Herzog von Savoyen, mit in diesen Traktat eingeschlossen werde, indem besagtem Katholischen Könige und Herrn die Erhaltung und Wohlfahrt des Herrn Herrn Herzogs eben so sehr wie seine eigene am Herzen liege, da er mit demselben durch die Bande der Verwandschaft und Blutsfreundschaft verbunden sey; und da sie erklärten, daß ihnen von Seiten des erwähnten Herrn Cardinal-Erzherzogs ausdrücklich aufgetragen worden sey, dies in Vorschlag zu bringen; da auch Messire Caspar von Geneve Marquis von Lullin, des erwähnten Herrn Herzogs Staatsrath, Kämmerer und Garde-Obrist, wie auch Statthalter

und Gouverneur des Herzogthums Aoſte und der Stadt Yvree, welcher ſich vermöge der weiter unten eingeſchalteten Vollmacht und Procuration, als Deputirter und Bevollmächtigter legitimirt hatte, zugleich erklärte, daß dieſer Herzog, ſein Gebieter, die Ehre habe, vom Bruder der Aeltermutter des Allerchriſtlichſten Königs und Herrn, und von der leiblichen Tante der Königin, ſeiner Mutter, abzuſtammen; und daß er hierbey die Abſicht habe, den beſagten König und Herrn als deſſen unterthäniger Anverwandter vollkommen zufrieden zu ſtellen, ihm auch mit allen möglichen Ehren, Dienſten und Freundſchafterweiſungen zugethan zu bleiben, damit er hinführo Veranlaſſung haben möge, mit ihm und ſeinem Betragen vergnügter zu ſeyn, als er die zeitherigen Zeitumſtände und Ereigniſſe geſtattet hätten; und da er ſich hingegen von dem beſagten Könige und Herrn verſpreche, es werde derſelbe ſeine gute Abſicht und Zuneigung erkennen, und ihm die nemliche Güte und Freundſchaftsbezeigung wiederfahren laſſen, welche die vier letztern Könige, als deſſen Vorfahren, weiland ſeinem Herrn Vater, dem verſtorbenen Herzoge, rühmlichen Andenkens, erzeigt hätten; ſo ward hierauf beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß beſagter Herr Herzog in gegenwärtigem Friedenstraktate ebenfalls mit eingeſchloſſen und begriffen ſeyn ſolle. Zum Beweis, daß er wirklich die Abſicht habe, den Allerchriſtlichſten König und Herrn zufrieden zu ſtellen, wird er ihm die Stadt und das Schloß Berre binnen hier und zwey Monaten wieder abtreten und zurückgeben, welche Zeitfriſt von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats gewiß und wahrhaft anfangen ſoll, ohne daß hierin die geringſte Verzögerung und Schwierigkeit, unter welchem Vorwande dieſelbe gemacht werden könnte, ſtatt finden ſolle. Auch ſoll dieſer Platz von beſagtem Herrn Herzoge an den oder die, welchen oder welche der beſagte König und Herr zu dem Ende deputiren wird, genau binnen der beſagten Zeitfriſt, und zwar in dem nemlichen Zuſtande wieder übergeben werden, worin er ſich dermalen befindet,

ohne

ohne darin das geringste niederzureißen, zu schwächen oder auf andere Art zu beschädigen, und ohne das allermindeste weder zum Ersatz für die in der besagten Stadt und dem dazu gehörigen Schlosse angelegten Festungswerke, noch zur Vergütung dessen, was man den darin liegenden Kriegsleuten etwa schuldig seyn möchte, weder zu verlangen noch zu begehren; auch soll man die sämmtliche Artillerie, welche sich bey der Eroberung dieses Platzes darin vorfand, nebst den dazu gehörigen Kugeln von gleichem Kaliber, daselbst zurücklassen, diejenigen aber, welche man vielleicht nach dieser Zeit hineingebracht haben möchte, kann wieder herausgeschaft und mitgenommen werden, wofern es anders dergleichen darin giebt.

Auch ward beschlossen und festgesetzt, daß besagter Herr Herzog, dem Capitaine la Fortune, welcher sich dermalen in der Stadt Seurre, in der Provinz Burgund, befindet, wirklich und wahrhaft seinen Schutz entziehen, und denselben seinem Schicksal überlassen solle, ohne weder ihm noch jemand anderm, welcher besagte Stadt unrechtmäßiger Weise, und gegen den Willen des Allerchristlichsten Königs und Herrn, besitzen möchte, weder mittelbarer noch unmittelbarer Weise die geringste Beyhülfe, Unterstützung oder Gunst zu gewähren.

Was übrigens die andern, zwischen dem Allerchristlichsten Könige und Herrn, und dem besagten Herrn Herzoge, annoch obwaltenden Streitigkeiten anbetrift, so genehmigen und bewilligen die obbenannten Deputirten, des lieben Friedens wegen, daß dieselben der Entscheidung unsers heiligen Vaters, Clemens des Achten, anheimgestellt werden sollen, um sie binnen hier und Jahresfrist zu schlichten und abzuthun, welcher Termin von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Friedenstraktats anfangen soll, wie es der von besagtem Könige und Herrn unterm vierten Junius ertheilten, und weiter unten eingeschalteten Ant-

wort gemäs ist. Das, was sodann von Seiner Heiligkeit verfügt werden möchte, soll von einem wie von dem andern Theile treulich und ohne alle Gefährde vollzogen und vollstreckt werden, ohne diesfalls die geringste Verzögerung und Schwierigkeit zu machen, weswegen und unter welcherley Vorwand solches auch immer geschehen könne. Mittlerweile, und bis zur anderweitigen Entscheidung unsers vorbesagten heiligen Vaters des Pabstes, sollen die Sachen in eben demselben Zustande verbleiben, worin sie sich dermalen befinden, ohne hierin die geringste Aenderung oder Neuerung vorzunehmen, sondern völlig so, wie es der jetzige Besitzstand des einen wie des andern Theils mit sich bringt, ohne denselben erweitern, oder außerhalb des Territorium derjenigen Plätze, welche der eine oder andere Theil dermalen inne hat, neue Contributionen zu veranstalten und eintreiben zu dürfen.

Demzufolge ist beschlossen und festgesetzt worden, daß von nun an zwischen den besagten Herren, nemlich dem Könige und Herzoge, ihren bereits gebornen und noch geboren werdenden Kindern, Nachkommen, Erben und Erbnehmern, ihren Königreichen, Ländern und Unterthanen, dauerhafter Friede, unverbrüchliche Freundschaft, und gute Nachbarschaft seyn solle, damit keiner von beyden Theilen das geringste gegen die Länder und Unterthanen des andern unternähme, unter welchem Vorwand und bey welcher Gelegenheit solches geschehen könne. Auch sollen die Unterthanen und Diener des einen wie des andern Theils, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, wenn sie auch gleich der Gegenpartey gedient hätten, samt und sonders wieder in den vollen Genuß ihrer Bedienungen und geistlichen Aemter eingesetzt werden, und zwar gerade auf eben die Art und Weise, wie solches bereits weiter oben, in Ansehung der Unterthanen und Diener beyder Könige, festgesetzt worden, und ohne sich diesfalls bey ihren Gouvernements zu melden.

Was die Kriegsgefangenen anbelangt, so soll in Rücksicht derselben das Nemliche beobachtet werden, was über diesen Punkt zwischen beyden Königen verabredet, und weiter oben bestimmt worden ist. Auch hat man die Traktaten, welche ehedem zwischen weiland den Allerchristlichsten Königen Heinrich dem Zweyten im Jahr 1559 zu Chateau en Cambresis, Karln dem Neunten und Heinrich dem Zweyten, und dem verstorbenen Herrn Herzoge von Savoyen geschlossen wurden, in allen Punkten und Artikeln von neuem bestätigt, nur das ausgenommen, was vermittelst des gegenwärtigen oder eines anderweitigen Traktats aufgehoben und abgeschaft worden. Demzufolge verhält sich hinführo der Herr Herzog von Savoyen als ein guter neutraler Fürst, und gemeinschaftlicher Freund der besagten beyden Könige und Herren; und von dem Tage an, wo gegenwärtiger Traktat publicirt werden wird, soll wieder freyer und ungehinderter Handel und Wandel zwischen ihren Ländern und Unterthanen statt finden, die in vorbesagten Traktaten mit eingeschlossen sind; auch wird man vermöge derselben, wie solches bereits geschehen ist, alle darin enthaltene Vorschriften sogar in Rücksicht derjenigen Offiziere beobachten, welche den besagten Königen und Herren gedient haben; es müßte denn seyn, daß dergleichen Verfügungen durch anderweitige Traktaten aufgehoben worden wären.

In diesen Friedens- Allianz- und Freundschafts-Traktat, sollen zugleich, wenn sie anders mit eingeschlossen seyn wollen, unter gemeinschaftlicher Uebereinkunft und Bewilligung beyder Könige und Herren, mit eingeschlossen seyn, erstlich, von Seiten des Allerchristlichsten Königs und Herrn: unser heiliger Vater der Pabst, und der heilige apostolische Stuhl, der Kaiser, die geistlichen und weltlichen Herrn Kurfürsten, die Städte, Gemeinheiten und Staaten des heiligen römischen Reichs, besonders aber nachbenannte Herrn, als, der Pfalzgraf bey Rhein, der Kurfürst und Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf

graf von Hessen, der Markgraf von Anspach, die Grafen von Ostfriesland, die Seestädte nach ihren alten Allianztraktaten, das Konigreich Schottland und dessen König nach den alten Traktaten, Allianzen und Verbindungen, die zwischen den Königen von Frankreich und Schottland bestehen, die Könige von Polen, Dännemark und Schweden, der Doge und die Regierung zu Venedig, die dreyzehn verbündeten Schweitzercantons, die zu dem dreyfachen Bunde gehörigen Herrn Graubündter, der Bischof und die Herrn vom Wadtlande, der Abt von Sanct Gallen, nebst der Stadt gleiches Namens, Toutrembourg, Mühlhausen, die Grafschaft Neufchatel, nebst andern Alliirten und Bundesgenossen der besagten verbündeten Herrn, der Herr Herzog von Lothringen, der Herr Großherzog von Toscana, der Herzog von Mantua, die Republik Lucca, die Bischöfe und Kapitel von Metz, Toul und Verdun, der Abt von Görz, die Regierung von Sedan, und der Graf von Miranda; wobey jedoch wohl zu bemerken, da die Einwilligung, welche der Katholische König und Herr zur Einverleibung der Grafen von Ostfriesland ertheilt, ohne Präjudiz derjenigen Rechte, welche Seine Katholische Majestät auf die Länder derselben zu haben vermeinen, so wie hingegen den besagten Grafen ihre Verwahrungsmittel, Rechte und Ausflüchte ebenfalls unbenommen bleiben, und alles dies unter der ausdrücklichen Erklärung, daß der besagte König und Herr, niemanden von denen, welche weiter oben von Seiten des besagten Allerchristlichsten Königs und Herrn mit eingeschlossen worden, weder mittel- noch unmittelbarer Weise, weder selbst noch durch andere, im geringsten beeinträchtigen könne. Und hätte der Katholische König und Herr vielleicht eines und das andere an ihnen zu fodern, was diesem zuwider seyn möchte, so soll er sie blos im Wege Rechtens und vor kompetenten Richtern belangen, aber keinesweges die geringste Gewaltthätigkeit gegen sie verüben. Von Seiten des Katholischen Königs und Herrn aber sollen, wenn sie anders mit eingeschlossen seyn wollen,

in

in gegenwärtigem Traktate mit eingeschlossen seyn, erstlich, unser heiliger Vater der Pabst, der heilige apostolische Stuhl, der römische Kayser, die Herrn Erzherzoge, deren Brüder und Vettern, nebst ihren Ländern und Reichen, die Kurfürsten, Fürsten, Städte und Staaten des heiligen römischen Reichs, die unter dessen Botmäßigkeit stehen, der Herzog von Bayern, der Herzog von Cleve, der Bischof zu Lüttich, nebst dem Lande gleiches Namens, die Stestädte, und die Grafen von Ostfriesland. Und entsagen die erwähnten Fürsten allen Präktiken, mit dem Versprechen, sich derselben hinfuhro weder innerhalb noch außerhalb der Christenheit, oder sonst auf irgend eine Weise zu bedienen, die dem besagten Herrn Kayser, oder den besagten Mitgliedern und Ständen des besagten heiligen Reiches zum Nachtheil gereichen konne. So wie sie im Gegentheil sich bestreben werden, die Wohlfahrt und Ruhe desselben aus allen ihren Kräften zu befördern, vorausgesetzt, daß der besagte Herr Kayser und die besagten Reichsstände hinwiederum gegen die beyden Könige und Herrn, nemlich den Allerchristlichsten und Katholischen, sich ebenfalls freundschaftlich betragen und nichts zum Nachtheil derselben unternehmen. Auf gleiche Weise sollen auch hier mit eingeschlossen seyn, die zu den verbündeten Cantons in Oberdeutschland gehörigen Herrn, nebst den Graubündtern, und ihren Alliirten, der König von Polen und Schweden, der König von Schottland, der König von Dännemark, der Doge und die Regierung von Venedig, der Herzog von Lothringen, der Großherzog von Toscana, die Republiken Genua und Lucca, der Herzog von Parma und Piacenza, der Cardinal Farnese, sein Bruder, der Herzog von Mantua, der Herzog von Urbino, die Oberhäupter der Häuser Colonna und Ursino, der Herzog von Sennonete, der Herr von Monaco, der Marchese von Finale, der Marchese von Mossa, der Herr von Piombino, der Herr von Sala, und der Graf von Colorno, um ebenfalls die aus gegenwärtigem Friedenstraktate entspringenden Vortheile zu genießen, und zwar unter der ausdrücklichen Erklärung, daß

der

der Allerchristlichste König und Herr, niemand von ihnen, weder mittel- noch unmittelbarer Weise, weder selbst, noch durch andere, im geringsten beeinträchtigen könne. Und hätte derselbe vielleicht eines und das andere an sie zu fodern, was diesem zuwider seyn möchte, so soll er sie bloß im Wege Rechtens und vor kompetenten Richtern belangen, aber keineswegs die geringste Gewaltthätigkeit gegen sie verüben.

Auch sollen im gegenwärtigen Friedenstraktate alle diejenigen mit eingeschlossen seyn, deren Namen mit gemeinschaftlicher Bewilligung der besagten beyden Könige und Herrn noch angeführt werden mögen, vorausgesetzt, daß sie binnen einem halben Jahre nach erfolgter Publication des gegenwärtigen Traktates, ihre Erklärungen und Verpflichtungen schriftlich von sich stellen, wie solches in dergleichen Fällen von beyden Seiten erfoderlich ist.

Und damit dieser Friedenstraktat, nebst allen darin enthaltenen Punkten und Artikeln, eine noch größere Gültigkeit erlangen möge, so soll dieser Traktat dem Parlementshofe zu Paris, wie auch allen übrigen im Königreiche Frankreich befindlichen Parlementern, und besonders der Oberrechnungskammer zu Paris öffentlich bekannt gemacht, auch daselbst collationirt und registrirt werden.

Wie er denn auch auf gleiche Weise dem großen Rathe wie auch den übrigen Rathscollegien und Rechnungskammern in den Niederlanden des besagten Katholischen Königs und Herrn, öffentlich bekannt gemacht, auch daselbst collationirt und registrirt werden soll, und zwar dies alles auf eben die Art und in der nemlichen Form, wie solches in dem Traktate vom Jahr 1559 enthalten ist, als worüber die erfoderlichen Ausfertigungen sowohl von dem einen als anderm Theile binnen einem Vierteljahre nach erfolgter Publication des gegenwärtigen Traktats zu besorgen sind.

Sol-

Solchergestalt sind demnach alle obbemeldeten Punkte und Artikel, sowohl überhaupt, als auch nach eines jeden Inhalt insbesondere, von besagten Deputirten, deren Namen weiter oben vorgezeichnet stehen, verhandelt, bewilligt, beglaubigt und festgesetzt worden.

Welche Deputirten in Kraft ihrer Vollmachten und unter Verbürgung aller und jeden, sowohl gegenwärtigen als zukünftigen Güter ihrer besagten Herren, versprochen haben, und hiermit nochmals versprechen:

Daß dieselben dies alles unverbrüchlich erfüllen und beobachten würden, auch dafür zu sorgen, daß sie solches ratificiren, und einander authentische, unterzeichnete, und besiegelte Briefe zufertigen und einhändigen sollen, in welchen dieser gegenwärtige Traktat von Wort zu Wort eingerückt wäre, und solle dies von Seiten mehrbesagter Herren, nemlich, des Allerchristlichsten Königs, des Cardinalerzherzogs, und des Herzogs von Savoyen, binnen hier und einem Monate geschehen, von dem Tage und Datum des gegenwärtigen Traktats an zu rechnen; wobey sich zugleich der besagte Herr Cardinal anheischig machte, drey Monate nachher eben solche Ratificationsbriefe, von dem Katholischen Könige und Herrn beyzubringen. Ferner haben die besagten Deputirten, deren Namen weiter oben verzeichnet stehen, versprochen, und versprechen dieselben hiermit nochmals, daß die besagten Herren, nemlich, der Allerchristlichste König, der Cardinal-Erzherzog und der Herzog von Savoyen, vermittelst eines feyerlichen, auf das Cruzifix, das heilige Evangelium, den Meßcanon, und auf ihre Ehre, abgelegten Eides, besagte Ratificationsschreiben, im Beyseyn selbst zu wählender Deputirten beschwören, und sich verpflichten wollen, den Inhalt der besagten Artikel vollkommen, treulich und sonder aller Gefährde zu befolgen und zu erfüllen, worauf sodann der Katholische König und Herr, drey Monate nachher, wann und zu welcher Zeit man solches sonst von ihm verlangen würde, einen

ähn-

ähnlichen Eid ablegen werde. Zu Urkund deſſen, haben die benannten Deputirten gegenwärtigen Friedenstraktat mit ihren eigenen Namen unterzeichnet. So geſchehen zu Vervins, den zweyten May 1598.

Separatartikel

des

am zweyten May 1598 zu Vervins geſchloſſenen Friedens.

Im Namen Gottes des Vaters: Sey hiermit männiglich kund und zu wiſſen, daß heute, als am zweyten May 1598 nachſtehender Friedenstraktat zwiſchen dem Erhabenen, Durchlauchtigen und Großmächtigen Fürſten, Heinrich dem IV. von Gottes Gnaden Allerchriſtlichſtem Könige von Frankreich und Navarra, und dem Erhabenen, Durchlauchtigen und Großmächtigen Fürſten, Philipp dem II. ebenfalls von Gottes Gnaden Katholiſchem Könige von Caſtilien, Arragon, Leon, beyden Sicilien, Jeruſalem, Portugall, Navarra, Grenada ꝛc. geſchloſſen worden; vermöge deſſen Meſſire Pomponius von Bellievre, Herr zu Grignon, Mitglied des Staatsraths Seiner beſagten Allerchriſtlichſten Majeſtät, und Niklas Brulart, Herr von Sillery, Mitglied des beſagten Staatsrathes, auch Präſident des Pariſer Parlements; ingleichen Meſſire Johann Richardot, Ritter, Oberpräſident des geheimen Raths Seiner beſagten Katholiſchen Majeſtät, wie auch Dero Staatsraths; ferner, Johann Baptiſt von Taxis, Ritter und Commandeur de los Santos des militäriſchen Ordens von Sant Ja-

go de la Spada, Mitglied des besagten Staatsraths, auch Kriegsrath Seiner besagten Katholischen Majestät; und Ludwig Verreiken, ebenfalls Ritter, auch Oydor (Audiencier), Obersekretär und Archivbewahrer des besagten Staatsrathes; als Bevollmächtigte und Deputirte, kraft ihrer Vollmachten, außer demjenigen was bereits in dem besagten Friedenstrakta te enthalten ist, noch über folgende Artikel mit einander einig geworden sind, deren jeder von besagten Königen und Herrn, wie auch ihren Nachfolgern und Stellvertretern unverbrüchlich gehalten und beobachtet werden soll, und zwar in der nemlichen Kraft, Wirkung und Prärogative, als wenn dieselben dem besagten Friedenstraktate ausdrücklich einverleibt wären.

Erstens soll demnach der Wittwe und den Kindern des verstorbenen Messire Peter von Melun, in Betreff ihrer vermeintlichen Rechte und Ansprüche auf die weiland dem verstorbenen Herrn Fürsten von Espinoi zugehörigen, und in den Staaten des besagten Katholischen Königs und Herrn liegenden Güter, kurz und gut Recht und Gerechtigkeit wiederfahren.

Auf gleiche Weise soll auch der Herzogin von Arscot, in Rücksicht ihrer Foderungen und Ansprüche kurz und gut Recht und Gerechtigkeit wiederfahren. Das Nemliche soll auch der Wittwe des verstorbenen Prinzen von Oranien angedeien, da sich dieselbe nach Frankreich begeben hat; und zwar sowohl in Betreff der Ansprüche, welche sie ihres Wittwenthums wegen auf die Güter des verstorbenen Prinzen von Oranien macht, als auch in Ansehung des Genusses, welcher ihr vermöge des Traktats von Coligni zugesichert worden; in sofern nemlich die Güter, worauf es hier ankömmt, in den Staaten des Katholischen Königs und Herrn liegen.

Der Prinz von Oranien, soll wieder in Besitz der Herrschaft und des Fürstenthums Oranien, wie auch aller andern

Ländereyen gesetzt werden, die er und die seinigen im Königreiche Frankreich vor dem Kriege besaßen, und die ihnen während desselben entrissen wurden. Auch soll er wieder zum Besitz aller derjenigen Rechte, Gerechtigkeiten, Ansprüche und Foderungen gelangen, deren er sich vor dem Kriege zu erfreuen hatte, und weswegen ihm strackliche Justiz angedeien soll.

Der Herzog von Arscot soll wieder in Besitz und Genuß alles dessen gesetzet werden, was sowohl er selbst, als der verstorbene Herzog, sein Vater, vor dem besagten Kriege im Königreiche Frankreich besaß, weswegen man ihm alles und jedes gewähren wird, was in den vorhergehenden Traktaten zu Gunsten seines verstorbenen Vaters, des Herzogs, und seiner Vorfahren, festgesetzt worden ist, so daß er diesfallsige strackliche Justiz zu fodern und zu gewärtigen haben soll. Und gesetzt auch, es wäre vielleicht irgend eine Sentenz oder sonstiger Rechtsspruch ergangen, der den vorhergehenden Traktaten zuwider liefe, so soll dies demungeachtet dem Rechte des besagten Herrn Herzogs nicht im geringsten zum Nachtheil gereichen.

Ferner wird der Allerchristlichste König und Herr baldmöglichst dem Grafen von Champlite und den übrigen Erben des Hauses von Vergi, Recht und Gerechtigkeit in Ansehung dessen angedeien lassen, was ihre vermeintlichen Ansprüche auf Saint-Disier, Vitri en Partois, die Heerschaft Vergi und andere Güter und Gerechtsame betrift, die ihnen, ihrem Vorgeben nach, zugehörig sind, und deren in einigen vorhergehenden Traktaten gedacht wird.

Ein Gleiches soll auch dem Herrn von Glajon in Rücksicht der Rechte wiederfahren, die er in Frankreich, von wegen der Foderung des Grafen von Solre, von Seiten seiner Frau Gemalin, auf einen Strich Landes an der Seeküste zu haben vermeint, und der, seinem Vorgeben nach, zu den Brüchen von Andrum und Bredenarde gehört,

wes-

weswegen ihm ebenfalls Recht und Gerechtigkeit wiederfahren soll. Das Nemliche soll auch in Betreff der Ansprüche geschehen, welche die Frau Maria von Renti, die Gemalin des Dom Gaston Spinola auf die Freyherrschaft Andres zu haben vermeint.

Auch soll dem Grafen von Pontdeveaux strackliche Justiz in Ansehung der Güter wiederfahren, die ihm, wie er vorgiebt, durch Absterben seiner Großmutter, weiland Gräfin von Pontdeveaux und von Cerni, zugefallen seyn sollen, wie auch wegen Auslieferung derjenigen Möbeln, welche er, seinem Vorgeben zu Folge, zu Rheims auf Befehl der Obrigkeit deponirt haben will, so wie überhaupt wegen alles dessen, was ihm von irgend jemanden vorenthalten wird, es sey übrigens wer es wolle.

Und da er wegen seiner Verhaftung und Ranzionirung eine Klage angestellt, auch diesfalls dem Allerchristlichsten Könige und Herrn eine Bittschrift übergeben hat; so soll hierin eine solche Verfügung getroffen werden, daß er allerdings Ursache haben wird, mit der Gerechtigkeit welche man ihm wiederfahren läßt, zufrieden zu seyn.

Auch soll dem Herrn von Beaurepaire, welcher vorgiebt, daß ihm das Gut Aix in Boulonnois zugehöre, strackliche Justiz angedeien.

Der Abbé Dammartin soll hinführo die Güter, welche demselben im Königreiche Frankreich zugehören, auf eben die Art und Weise wieder zu genießen haben, wie er und seine Vorfahren dieselben vor dem Könige genossen.

Und damit auch die Streitigkeiten, welche zwischen den Abteyen Vaucelles und Jesmi obwalten, ein für allemal geschlichtet und abgethan werden, so wird man hierzu bevollmächtigte Deputirte ernennen, welche binnen hier und einem halben Jahre an einem noch zu bestimmenden Orte zusammenkommen sollen.

Und überhaupt sollen die sämmtlichen Unterthanen, des einen wie des andern Theils, in integrum restituirt, und nicht nur in alle ihre Güter, sondern auch in ihre immerwährenden, lebenslänglichen oder wiederkäuflichen Einkünfte, wieder eingesetzt werden, die ihnen während der besagten Kriege entzogen wurden; und zwar soll dieses selbst dann geschehen, wenn sie auch gleich der Gegenpartey gedient hätten, so wie solches in dem unter heutigem Datum zwischen den besagten Königen und Herrn geschlossenen Friedenstraktate ausdrücklich enthalten ist.

Und wofern etwa noch eines und das andere, vermöge des vorhergehenden und zu Chateau en Cambresis im Jahr 1559 geschlossenen Traktates, in Betreff einiger Privatpersonen zu vollstrecken seyn möchte; so soll dasselbe von dem einem wie von dem andern Theile, vollkommen, treulich und sonder alle Gefährde vollstreckt und vollzogen werden. Sind demnach obige Punkte und Artikel, nebst allem was dieselben enthalten, von den besagten Deputirten der besagten Könige und Herrn, vermöge ihrer Vollmachten, solchergestalt verabredet, beschlossen und festgesetzt worden, mit dem Versprechen, daß dieselben oberwähntermaßen ratifizirt, auch treulich und sonder Gefährde befolgt werden sollten. Zu Urkund dessen haben sie Gegenwärtiges unterzeichnet, zu Vervins, an eben dem Tage und in dem nemlichen Jahre, wie oben. Unterzeichnet: Pomponius von Bellievre; Niklas Brulart; Johann Richardot; Johann Baptist von Taxis; Ludwig Verreiken.

III. Ueber

III.

Ueber die letzten Kriegsrüstungen und den Tod des Allerchristlichsten und unüberwindlichsten Königs

Heinrichs des Vierten

Königs von Frankreich und Navarra.

Vier Bücher

von

Peter Hieronymus Gentile Riccio,
einem Edelmann aus Savona

treugehorsamst dargebracht

meinem Hochwohlgebornen Herrn und Gönner

Herrn Johann Thaddäus Bianchi,

Grafen von Piano.

Vicenza,
bey Jacomo Violati 1614.

III.

Ueber die letzten Kriegsrüstungen und den Tod Heinrichs des Vierten.

Erstes Buch.

Wenn der Friede die Staaten wirklich beglückt, so kann Frankreich, welches sich dessen bereits seit zwölf Jahren, im Schatten der Palmen, und unter den Lorbeern seines Königs zu erfreuen hat, mit Wahrheit sagen, daß ihm der Himmel zu seiner vollkommenen Glückseligkeit nichts mehr vorenthalten habe, als nur noch die Befriedigung des Wunsches, daß dieselbe bey den dermaligen Welthändeln von fester und ununterbrochener Dauer seyn möge. Der Same zur Zwietracht ist ausgerottet; die Gemüther werden nicht mehr durch Mißtrauen in Gährung gesetzt; es findet keine Verwirrung, keine Verwechselung der Dinge mehr statt; und das Mißgeschick einzelner Privatpersonen verliert sich bey der Betrachtung des allgemeinen Wohls ganz aus dem Auge. Nie wußte sich ein Fürst mehr Gehorsam und Liebe in seinem Reiche, nie mehr Bewunderung und Furcht im Auslande zu verschaffen. Alle christliche Potentaten wünschen seine Freundschaft, und bewerben sich eifrigst darum. Er lenkt die Willensmeinung der Großen und der Kleinen, wie es ihm beliebt. Alle seine Angelegenheiten gehen glück-

lich von ſtatten, ohne je in Verwirrung zu gerathen, oder aus Noth eine Abänderung zu leiden. Er ſah die Verſchwörung gegen ſeinen Staat in eben dem Nu wieder vernichtet, wo er davon benachrichtigt ward. Jene furchtbaren Ströme, welche das Land zu verheeren drohten, verkrochen ſich ſchnell wieder unter die Erde. Er erlangt alles was er begehrt; denn keiner von ſeinen Nachbarn getraut ſich, ihm etwas zu verweigern. Wen ſollte er fürchten? Und wer fürchtet ſich im Gegentheil nicht vor ihm? Mitten im Genuß dieſer Glückſeligkeit, geht er mit dem Vorhaben um, eine furchtbare Armee ins Feld zu ſtellen; eine Armee, die gleich vom erſten Tag an Sieg verſpricht, und Stoff zu Triumphgeſängen erwarten läßt. Jedermann wünſcht zu erfahren, wohin ſie ihren Marſch richten werde. Die Gutgeſinnten ſind voll Erwartung, und die Feinde voll Furcht. Man ſieht zwar das entblößte Schwert, im Begriff, ſich Genugthuung von denen zu verſchaffen, welche dieſelbe verſagen; noch weiß man aber nicht, wem es eigentlich droht. Macht und Muth ſind zwar zum Dreinſchlagen bereit, aber noch zur Zeit nimmt man keinen Feind wahr, hört man von keinem Friedensbruche, von keiner Kriegserklärung. Die Rückgabe von Jülich, die Freyheit des deutſchen Reichs, die neue Allianz mit dem Herzoge von Savoyen, konnten zwar allenfalls zu einem ſcheinbaren Vorwande dieſer Zurüſtungen dienen; nur wenige Perſonen waren aber im Stande, die wahre Abſicht derſelben zu durchſchauen. Wenn ſich jedoch die Wichtigkeit eines Vorhabens nach der Größe der Anſtalten beurtheilen läßt, ſo war Frankreich allerdings berechtigt, den glorreichſten und merkwürdigſten Ereigniſſen entgegen zu ſehen; denn ſeit langer Zeit hatte man ſich nicht mit einer ſo außerordentlichen Thätigkeit und Anſtrengung auf den Krieg vorbereitet. Während eines Zeitraums von vier und zwanzig Jahren,

ſah

ſah man zwar in dem Zeughauſe zu Paris vier groſſe Kriegsrüſtungen veranſtalten; aber dieſe letztere war weit furchtbarer und ſtärker als alle vorhergehenden. Der Düc de Sülly ſagte ganz unverholen, daß die erſten Wggen bereits zu Chalons eintreffen würden, wenn die letzten noch nicht zum Thore der Vorſtadt Saint-Martin hinausgefahren wären. Von allen Orten eilten die tapferſten Männer hieher, wie nach einer Academie, wo Helden gebildet, und in der Kunſt unterrichtet werden, ſich durch ihre Thaten einen unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Der Prinz von Wallis wünſchte ſeine kriegeriſche Laufbahn unter einem ſo erhabenen Feldherrn zu eröffnen. Die Fürſten Deutſchlands ſetzten ihr Vertrauen auf uns, und zeigten ſich bereitwillig, uns mit ihren Schwertern behülflich zu ſeyn. Graf Moritz, welcher bis dahin immer die Rolle des Befehlshabers geſpielt hätte, erbot ſich jetzt bey uns zu dienen. Alle Welt ſtimmte darin überein, daß dem Könige, welcher ſich bereits den erlauchten Titel des Wiederherſtellers von Frankreich erworben hatte, nun auch noch jener als Ruhſtifter in den chriſtlichen Staaten, und als Reichsſchiedsrichter gebühre.

Die Armee verſammelte ſich in Champagne. An ihrer Spitze ſtand der Düc de Nevers, welcher in dieſer Provinz Statthalter war, und zugleich bey der franzöſiſchen leichten Reuterey die Stelle als Obriſt bekleidete. Sie ward von ſechs tauſend gut disciplinirten und wohl bewaffneten Schweizern, unter dem Commando ihres Obriſten, des Düc de Rohan, verſtärkt. So bald der König ankommen würde, ſollten noch vier tauſend Gensdarmes und ſeine Garderegimenter dazu ſtoſſen. Schon verbreitete ſie eine ſolche Furcht und Beſtürzung, daß man in Cöln öffentlich ſagte, es

würde wahre Verwegenheit seyn, sich einem Monarchen widersetzen zu wollen, welchem der Beynahme des Mächtigen, Tapfern und Glücklichen, gehühre. Man äußerte die Besorgniß, er werde die Ruhe der Christenheit stören, und war der Meinung, es sey der katholischen Religion zuwider, daß er einem protestantischen Fürsten Beystand leiste. Deswegen sagte der König zum päbstlichen Nuntius, er solle sich nur erkundigen, ob diejenigen, welche ihn um Beystand ersuchten, wahre Freunde von ihm wären, und gerechte Sache hätten, oder nicht; denn was die Religion anbelange, so werde dieselbe hierdurch ganz und gar nicht beeinträchtigt werden. Die Zeitfolge und der Vergleich wegen Jülich haben die Wahrheit dieser Versicherung sattsam bestätigt. Es war bloß unzeitiger und übertriebener Religionseifer, der den Leuten dergleichen trübsinnige Besorgnisse in den Kopf setzte. Der König beklagte sich gegen eine gewisse Person über die boshaften Ränke, wodurch seine Feinde die Lauterkeit seiner religiösen Gesinnungen abzuschwärzen, und die Unterthanen von seinem Dienst abzuhalten suchten. Die Ausdrücke, deren er sich bey dieser Gelegenheit bediente, würden seine Geschichte wie eben so viele Perlen schmücken, wenn er nicht ausdrücklich verboten hätte, sie öffentlich bekannt zu machen. Er schloß endlich die Unterredung mit folgenden Worten: „das erste und wesentlichste Stück, worauf ich vor allen andern Bedacht nahm, war die Sicherstellung der katholischen Religion im Herzogthum Cleve. Ich werde nie gestatten, daß dieselbe Veranlassung habe, sich über meine Kriegsvölker oder meine Absichten zu beklagen.“ Tags darauf sagte er zum Herrn de Sully: „wenn gleich alle deutsche Fürsten die Uebereinkunft mit einander getroffen hätten, einen Protestanten zum Kaiser zu wählen, so würde ich es dennoch zu verhindern suchen.“ Es verlangte ihn sehr,

seine

seine Armee in Augenschein zu nehmen, und nichts hielt ihn davon ab, als die bevorstehende Krönung der Königin; die einzige Handlung, woran es noch fehlte, das Glück des Friedens vollständig zu machen, und Frankreichs Wünsche ganz zu befriedigen. Diese Ehrenbezeugung war sowohl von derjenigen, welcher sie erwiesen werden sollte, als auch von Seiten derer, welche dieselbe zu veranstalten verpflichtet waren, zehn ganze Jahre lang verschoben worden. Frankreich war der Meinung, daß es schlechterdings nicht im Stande sey, dieser Prinzessin seine Verehrung auf eine solche Art zu erkennen zu geben, die mit ihren Verdiensten in gehörigem Verhältniß stehe, und gestand daher freymüthig, es werde durch sein Unvermögen zum Undank gezwungen. Die Königin hingegen war mittlerweile in ganz andere Gedanken vertieft, welche ihr weit mehr Vergnügen gewährten; ihre Frömmigkeit unterhielt sie dergestalt mit der süßen Hoffnung, dereinst die himmlische Krone zu ererben, daß sie darüber der irdischen fast gänzlich vergaß, so sehr es auch übrigens ihrem Verdienst zum Nachtheil gereichte, eine Ehre entbehren zu müssen, die alle vorhergehenden Königinnen von Frankreich genossen hatten. Was andere Könige ihren Gemahlinnen bloß des Ceremoniels wegen bewilligten, das war der jetztregierende König Ihr aus Pflicht schuldig, die allen den Gnadengeschenken, welche ihm der Himmel verliehen hatte, die Krone aufsetzte, und die Lilien seines königlichen Hauses in fortdaurendem Flor erhielt. Er gestand es ihr auch wirklich weit früher zu, als sie darnach zu streben schien, und gebot zu gleicher Zeit der Stadt Paris, auf die Ehrenbezeugungen bey seinem Einzuge zu denken, so bald die Krönung vorüber seyn würde. Die Stadt setzte hierauf acht hundert Künstler in Arbeit, welche die erforderlichen Anstalten zu dieser Feyerlichkeit machen sollten, und ertheilte verschie-

schiedenen Schöngeistern den Auftrag, die Inschriften zu verfertigen, welche man auf die Statüen und Marmorsäulen zu setzen gedachte. Wäre dieser Prachtaufzug wirklich zu Stande gekommen, so würde er alles übertroffen haben, was Europa bis dahin von der Art gesehen hatte. Damit man nur von einem kleinen Theilchen auf das Ganze schließe, dürfen wir hier nur anführen, daß blos der Gold- und Silber-Stoff, welcher bey dieser Gelegenheit verbraucht wurde, über hundert und funfzig tausend Scudi betrug. Es war nicht anders, als ob hier alle Perlen Indiens und alle Kostbarkeiten aus ganz Asien zur Schau gestellt würden. Allein es gieng auch bey dieser Gelegenheit, wie es immer zu gehen pflegt, wenn sich verschiedene Entwürfe in der Seele durchkreuzen, und heftige einander ganz entgegengesetzte Leidenschaften dieselbe bestürmen. Der König, welcher sich zu seiner Armee wünschte, und dennoch auch gern bey der Krönung der Königin zugegen seyn wollte, wußte am Ende selbst nicht recht, wozu er sich entschließen sollte. Man trug darauf an, diese Feyerlichkeit bis gegen Ausgang des Monats September zu verschieben. Allein der Parlementsrath und Prevot der Kaufleute, Sanguin, machte die Bemerkung, daß während dieses Aufschubs alles was bereits unter freyem Himmel veranstaltet worden, und der Witterung ausgesetzt sey, zu Grunde gehen, und folglich der gemachte Aufwand vergebens seyn würde. Der König sagte hierauf zum Düc de Guise, es sey ihm leid, für und wider Nichts so viel Zeit zu verlieren. Man könne doch nie so schleunig bedient werden, als man es wünsche. Der Düc de Guise, welcher sich das Ansehen geben wollte, als ob er nicht gern der letzte beym Tanze seyn möchte, versetzte: „es schmerzte ihn sehr, daß er sich nicht zur Armee begeben könne. Dorthin schicke er sich besser, als auf die Krönung der Königin. Unter den

Feld-

Feldherrn des Königs sey er zwar der geringste, aber unter dessen Soldaten der beste."

Montags darauf belustigte sich der König zu Saint Germain mit der Jagd, und machte sodann seine Einrichtung in Rücksicht der Zeit, welche er zu Paris zuzubringen gedachte. Des andern Tags sprach er: Mittwochs Nachts schlafe ich zu Saint Denis; auf den Donnerstag komme ich von dort zurück; auf den Freytag bringe ich meine Angelegenheiten in Ordnung; auf den Sonnabend ruhe ich aus: den Sonntag nachher hält meine Gemalin ihren Einzug; den Montag wird meine Tochter mit Vendome vermählt; den Dienstag ist die Krönung, und den nächstfolgenden Mittwochen setze ich mich zu Pferd. Da ihn sowohl seine Vernunft als sein Gewissen überzeugte, daß die vergangene Zeit auf immer für ihn verloren, und die gegenwärtige nur auf einen Augenblick in seiner Gewalt sey, so richtete er seine Gedanken blos auf die Zukunft, und sagte, er gehe mit dem Vorhaben um, Materialien zu seiner dereinstigen Geschichte zu liefern. Als er am Dienstage in der Messe war, und ihm der Dauphin den geweihten Schild zum Kuß darreichte, bediente er sich gegen den Marschall de Fervaches, und den Gouverneur von Bourbonnois, Namens Saint Geran, folgender Ausdrücke: „Jetzt träget mein Sohn nur den Schild, ich hoffe aber, binnen hier und sechs Jahren soll er auch den Degen tragen können."

Er gab sich sehr viel Mühe, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche während der Krönung in Rücksicht des Vorrangs und anderer Ehrenbezeugungen entstehen möchten. Der Cäremonienmeister Rodes legte ihm wiederholt das Ritual vor, wel-

welches man bey Krönung der Königin Eleonora, Gemahlin Franz des Ersten, der Katharina, Gemahlin Heinrichs des Zweyten, und der Elisabeth, Gemahlin Karls des Neunten, beobachtet hatte. Allein man mußte sich in allem und jedem nach seinen selbstbeliebigen Vorschriften richten. Ueber die Verzierung der Mäntel gab es allerley Händel. Sie betrafen, wie gewöhnlich, die Familienwappen, wodurch sich die Prinzen von Geblüt in Rücksicht der Primogenitur von den Appanagirten zu unterscheiden pflegen, wenn sie bey feyerlichen Vermählungen und Begräbnissen in vollem Ornat erscheinen. Der Mantel der Königin war mit einer unbestimmten Anzahl Lilien besäet, weil er bloß auf die königliche Würde Beziehung hatte, und niemanden nichts angieng, als nur allein Se. königliche Majestät. Madame und die Königin Margaretha, hatten jede vier gleichförmige Lilien am äußersten Ende ihrer Mäntel. Die Prinzessinnen von Geblüt, verlangten deren drey, zum Unterscheidungszeichen ihrer Familienwappen, und damit man nicht nur einen Unterschied zwischen dem Mantel der Madame und dem ihrigen, sondern auch zwischen dem ihrigen und jenem der andern Prinzessinnen wahrnehmen möchte. Der Graf von Soissons sagte, die Lilien wären das Wappen ihres Hauses; man habe sich derselben bey ihren Vermählungen und Leichenbegängnissen zu Zierrathen bedient; die Prinzessinnen von Geblüt hätten dieselben jederzeit als ein besonderes Unterscheidungszeichen getragen, wodurch ihre Verwandtschaft und Abkunft bezeichnet würde; dies sey unter andern von der Prinzessin von Condé bey dem Einzuge der Königin Elisabeth geschehen, von Madame de Douairiére, der Mutter des Prinzen von Condé, bey ihrer Vermählung, ingleichen von seiner Frau Mutter, und dem Düc de Montpensier; auch habe man ihnen dies

Ehren-

Ehrenzeichen bey ihren Beerdigungen als ein besonderes Vorzugsrecht zugestanden, das mit ihrer Geburt unzertrennbar verbunden sey, und ohne welches zwischen den Prinzessinnen von Geblüt, und den andern Prinzessinnen, nicht der geringste Unterschied statt finden würde. Als er sah, daß diese Bemerkung dem König vor den Kopf fuhr, begab er sich auf sein Schloß Montigny, und die Gräfin von Soissons fand sich nicht bey der Krönung ein.

Die Abreise des Grafen war dem Könige sehr unangenehm; dies sah man ihm Mittwochs, den eilften May, an jeder Miene an, und merkte es an allem was er mit seinen vornehmsten Dienern sprach. Als er eben bey Tafel saß, erhielt er die Nachricht, daß einige Reuterhaufen bey der Armee auf Discretion zehrten, und dem Befehl des Düc de Nevers nicht mehr gehorchen wollten. Da entrüstete er sich sehr gegen die Befehlshaber, und sagte, sie sollten sich auf ihre Posten begeben. Hierauf richtete er seine Rede an den Connetable nebst noch einigen andern vornehmen Herren, und sprach: „Wer soll mich denn ernähren, wenn man mei„nem Volke das Brod nimmt? Die Leute, welche in mei„nen Diensten stehn, müssen mit dem zufrieden seyn, „was ich ihnen gebe. Ich habe die Verfügung getrof„fen, daß man mir das an der Steuer wieder abziehen „soll, was mein Volk den Kriegsleuten giebt, und daß „man diesen hingegen als Löhnung anrechne, was sie „von dem Volke bekommen. Wenn man diese Gleich„heit gehörig beobachtet, so wird die Kriegsdisciplin, „mit welcher so große Schwierigkeiten verbunden seyn „sollen, selbst von den widerspenstigsten und ausschwei„fendsten Soldaten beobachtet werden. Wenn die Be„fehlshaber bey der Armee wären, so würde jenem Un„wesen bald Einhalt geschehen; aber statt dessen wollen

„sie

„sie erst die Krönung und die Feyerlichkeiten unsers Ein„zugs mit ansehen. Allein der Neugierde wegen muß „niemand seine Pflichten vernachlässigen. Einer „Schlacht wegen wollte ich gern hundert Meilen weit „reisen, aber mit Wahrheit kann ich euch versichern, „daß ich dieser Lustbarkeit wegen, keinen Fuß von der „Stelle setzen würde; und müßte ich nicht unumgäng„lich zugegen seyn, so sollte mich gewiß kein Mensch „dabey sehen."

Die Krönungsceremonien veranlaßten so große Unannehmlichkeiten und Zänkereyen, daß sich die Königin auf die ganze Sache nicht eingelassen haben würde, wäre sie nicht schon zu weit gediehen gewesen. Als endlich alles in Ordnung war, verfügten Sich Ihre Majestäten des Mittwochs nach Saint Denis, wo sie am zwölften May gegen Abend ankamen. Jetzt erinnerte sich der König, daß er seit seinem Uebergange zur katholischen Religion nicht wieder in die dortige Abtey gekommen sey, und dieser Umstand bewog ihn, folgendes zu sagen: „Als ich das letztemal hier war, hatte ich noch keinen „Erben, und glaubte auch nicht, daß ich einen bekom„men würde; jetzt aber danke ich Gott, daß er mein „Gebet erhört, und mir einen verliehen hat." Die Königin war einzig und allein mit dem Gedanken beschäftigt, sich auf den Empfang des Gnadengeschenks vorzubereiten, welches ihr des andern Tags zu Theil werden sollte. Als der König sah, daß sie gern ihre Andacht verrichten und zur Beichte gehen wolle, entfernte er sich, küßte sie und sprach: „Meine Freundin, beichten Sie nicht nur für sich, sondern zugleich auch für mich!"

Herr von Vitri, welcher in diesem Bezirk sein Amt als Commandant der Leibgarde verwaltete, hatte

an

an der Kirche zu Saint Denis alle Thüren zumauern lassen, bis auf Eine, durch welche man nur bekannte Personen einließ, die noch überdies ein Billet aufzeigen mußten, das von ihm eigenhändig unterschrieben war. Sie wurde schon gegen Mitternacht geöffnet, damit sich jedermann einen schicklichen Ort aussuchen konnte, um sowohl selbst alles zu sehen, als auch gesehen zu werden; denn die Balcons waren so bequem eingerichtet, daß die vordersten Zuschauer den hintersten gar nicht im Wege waren, ob sich gleich ihre Anzahl auf sieben bis acht tausend belief. Ganz ungehindert konnte man alles bemerken, was die Personen vornahmen, welche die Hauptverrichtungen bey dieser Feyerlichkeit zu besorgen hatten. Der Betstuhl des Königs, welcher seitwärts vom Altar, und zwar dem Grabmal Dagoberts, des Stifters dieser Kirche, gerade gegenüber angebracht war, hatte zwo Oeffnungen, eine nach dem Altar zu, die andere gegen das Schaugerüste der Königin, so daß er alles übersehen konnte, was innerhalb und außerhalb des Chors vorgieng. Er stellte sich gleich nach aufgehobener Tafel ein, schien für diesen Tag seiner Majestät sich ganz entäußert, und die Königin hauptsächlich deswegen verlassen zu haben, damit ihm weiter nichts als ein Rest von den für sie bestimmten Ehrenbezeugungen zu Theil werden möchte. Da er eine Zeitlang auf Sie warten mußte, bis man sie völlig angekleidet hatte, so spazierte er mittlerweile ein wenig in der Kirche herum, und ertheilte überall, wo es nöthig war, die erforderlichen Befehle. Seiner Weisheit war es unter andern zuzuschreiben, daß die Rangstreitigkeiten zwischen den beyden Befehlshabern der hundert Gensdarmes glücklich beygelegt wurden. Er rieth ihnen, sie sollten sich hübsch ordentlich aufführen; denn er habe noch immer bemerkt, daß einer den andern bey dergleichen Feyerlichkeiten zu verdrängen suche. Alles was

zum Pomp und zur Pracht dieser feyerlichen Handlung gehörte, zog vor der Königin her. Sie wurde gegen zwey Uhr in die Kirche geführt, und verfügte sich sogleich auf das große Prunkgerüste, welches für sie bestimmt war. Der Dauphin, der Herzog von Anjou (wegen Unpäßlichkeit des Herzogs von Orleans) und ihre Oberhofmeister, die Herren von Soucai und von Bethunes, als deren substituirte Stellvertreter, trugen die Schleppe ihres Mantels. Die Cardinäle Gondy und Sourdis nahmen sie in die Mitte. Prinz Conti trug die Krone, der Duc de Vendome das Scepter, und der Hofcavalier de Vendome den Gerechtigkeitsstab. Madame und die Königin Margaretha giengen hinter der Königin her. Die Prinzessin von Condé, die Prinzessin von Conti und die Düchesse von Montpensier, trugen den Schweif des königlichen Mantels, der Hofcavalier Chateauvieux war ihnen, auf Sr. Majestät ausdrücklichen Befehl, zum Gehülfen zugeordnet.

Dieser prachtvolle Aufzug ward allgemein bewundert. Vorzüglich verherrlichte ihn die Gegenwart der Königin Margaretha, deren Mutter einst in diesem nemlichen Tempel gekrönt worden war. Die französischen Margaritae, oder Perlen, passen sehr gut zu den florentinischen Lilien. Margaretha von Valois bediente einst die Katharina von Medicis bey einer ähnlichen Gelegenheit. Andere Königinnen zogen sich in die Einsamkeit zurück, um dort den Schmerz und Kummer zu verbergen, welchen sie über die Veränderung ihres Zustands empfanden. Diese hingegen begab sich nach Hof, um daselbst öffentlich ihr Vergnügen darüber zu bezeugen, daß man ihren Bitten, ihren Wünschen zuvorkömmt, und überall folgt ihr die Ruhe. Sie begegnet dieser Königin mit der

größ-

größten Achtung und Ehrfurcht; denn sie nimmt so viele Verdienste, so große Vollkommenheiten an ihr wahr, daß sie sehr überzeugt ist, eine Krone sey für alle diese Tugenden eine viel zu schwache Belohnung.

Man muß gestehn, daß man noch nie etwas sah, und schwerlich auch etwas sehen wird, was mit der Ordnung, der Schönheit und der Majestät dieser Feyerlichkeit in Vergleichung kömmt. Bewundernswürdig war die feyerliche Stille, welche unter einer so zahlreichen Volksmenge herrschte; die vorzügliche Ehrfurcht, welche man gegen die heiligen Gebräuche beobachtete, da doch Leute von allerley Religionen zugegen waren, das anständige Betragen und die Geduld, unter einer Gattung von Menschen, welche dieselbe sonst sehr leicht zu verlieren pflegen, nie lange bey dergleichen Ceremonien ausdauern können, und gleichwohl bereits seit dem vorhergehenden Abend in der Kirche waren, oder sich wenigstens mit dem ersten Morgenroth darin eingefunden hatten.

Als der König die Königin ansichtig wurde, sagte er, sie sey ihm noch nie so schön vorgekommen. Er habe geglaubt, das frühzeitige Aufstehn und das beschwerliche Ceremoniel eines so lästigen Tages, werde ihr zum Nachtheil gereichen; statt dessen aber habe er noch nie eine so schöne, frische und lebhafte Gesichtsfarbe an ihr wahrgenommen. Alle diese Reden des Königs wurden eben so sorgfältig bemerkt, wie die Gewandheit und Lebhaftigkeit seines Geistes, welcher noch weit behender als seine Augen war, und Dinge durchschaute, die mancher andere wohl schwerlich errathen haben würde. Im nemlichen Nu, wo er die eine Person ansah, beurtheilte er zugleich die Handlungen einer andern, welche sich weit von ihm befand. Dies bemerk-

te man unter andern, als der Duc d'Espernon zu ihm sagte: Sire! Sehen Sie einmal den Herrn Nuntius dort! Wie er über die Grimassen seines Nachbars lacht? Mit nichten! versetzte der König, er lächelt vielmehr darüber, daß Monsieur de la Force und Pater Cotton mit einander sprechen. Und so war es auch wirklich. Er besaß die Gabe, jemands Gedanken und Reden aus seinen Geberden und Blicken zu errathen. In einem und eben demselben Nu faßte er hier eine Dame, dort einen Herrn, ins Auge, während er denen, welche am weitesten von ihm entfernt waren, zu verstehen gab, daß er sie kenne. Jede seiner Bewegungen war voll Ausdruck und Leben. Er unterhielt sich mit den Herrn, welche ihm zunächst waren, nemlich: mit dem Erzbischof von Rheims, den Ducs D'Espernon, Montpazon, und Retz, mit seinem Oberstallmeister von Bellegarde, und den Herren von Praslin, de la Force, von Ballai und von Vic. Dem Marquis von Verneuil machte er den Auftrag, daß er nachsehen solle, was hier und da vorfalle; auch sprach er mit andern, welche weiter unten waren. Er bedauerte den Cardinal von Joyeuse, daß er so lange fasten müsse, und die Königin Margaretha, daß sie zu früh aufgestanden sey. Alle Streitigkeiten, welche des Rangs wegen vorfielen, wußte er in der größten Geschwindigkeit zu entscheiden. Sein Geist war allenthalben, und doch immer sich selbst gegenwärtig. Es stand zwar ein Sessel für ihn in Bereitschaft, allein vor Freuden bediente er sich dessen nicht, sondern legte seinen Mantel und Hut ab, veränderte jeden Augenblick seinen Platz, und sprach bald mit diesem, bald mit jenem, entweder von etwas, das er gern haben wollte, oder von dem, was wirklich geschah. Es lag ihm sehr viel daran, daß sich die Zuschauer ehrerbietig und ruhig verhalten sollten,

da-

damit der Königin nichts Unangenehmes wiederfahren möchte. Deswegen war es ihm sehr ärgerlich, als der Duc de Montbazon, um desto besser sich umsehen zu können, die Fenster in seinem Betstuhl entzwey schlug, und die Glasscherben den Prälaten, welche unterhalb desselben nach dem Altar zu saßen, auf die Köpfe fielen. Ich führe diesen Umstand deswegen hier an, damit allen denen der Mund gestopft werde, welche behaupten wollen, er habe solches auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan.

Als die Krönung vor sich gehen sollte, führte man die Königin vor den Altar. Ehrenhalber ist es nun einmal so eingeführt, daß der Niedere vom Höhern gekrönt werden muß. So wand August dem Herodes, Tiberius dem Könige von Armenien Tigranes, Nero dem Tiridates, Domitian dem Decebalus, und Trajan dem Partama das Diadem um das Haupt. Fürsten, welche keinen Höhern über sich erkennen, empfangen ihre Krone aus der Hand Gottes, und lassen sich dieselbe von ihren Dienern aufsetzen; Königinnen aber, welche keinen andern Glanz von sich strahlen, als den, welchen sie von ihren Königen erhalten, müssen auch ganz allein von Königen gekrönt werden. Esther ward vom Ahasverus gekrönt, und Ptolomäus vollzog diese Handlung an seiner Schwester, mit welcher er sich vermählte, vor der Fronte seiner Armee. Mitridates krönte die Milesia, Heraklius die Eudoxia, Constantin der jüngere die Theodora, Phokas die Leontia, und noch in unsern Tagen ward Christina von Lothringen von Ferdinand dem Großherzoge Toscana's gekrönt. Da es jedoch dem gottseligen Hause Frankreich darum zu thun ist, die Wahrheit öffentlich zu bestätigen, daß die Könige und

Königinnen, welche von demselben abstammen, keine andere Majestät besitzen als die, welche sie Gott zu verdanken haben, so lassen sie sich die Krone von dessen Dienern, und zwar vor dem Altar, aufsetzen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß diese höchste Ehrenbezeugung lediglich von dessen Gnade abhänge. Gewöhnlich fanden sich die Könige bey den Krönungen der Königinnen ein, wie zum Beyspiel Ludwig der jüngere bey jener der Isabella von Hennegau, und Philipp August bey jener der Alix von Blois. Dies geschah nicht sowohl in der Absicht diese Handlung zu sanctioniren, als vielmehr ihre Feyerlichkeit zu erhöhen; denn es ist schon genug, daß dieselbe in Gegenwart Gottes, und von dessen Dienern vollbracht wird. Die Kronen sind einander völlig gleich, und es findet hierin nicht der geringste Unterschied statt. Jupiter hat keinen einzigen Strahl mehr aufzuzeigen, als seine Juno. Die Krone welche der Königin aufgesetzt wird, ist die nemliche, deren man sich bey der Krönung des Königs bedient. Da beyder Herzen zusammen nur ein einziges ausmachen, da ihre Schicksale so innig mit einander verwebt sind, daß ihnen die Dornen und Rosen, womit ihre Lebensbahn bestreut ist, in gleichem Maaße zu Theil werden, so würde es sehr unschicklich seyn, wenn man sich bey dergleichen Krönungen, wie bey jenen der griechischen Kaiserinnen zu Constantinopel, verschiedener Kronen bedienen, oder von dem Ceremoniel Gebrauch machen wollte, vermöge dessen der Kaiser die Krone aus den Händen des Patriarchen empfängt, und sie sodann seiner Gemahlin aufs Haupt setzt.

Da nun die Königin mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte vor dem Altar kniete, betete man zu Gott, er wolle sich die feyerliche Handlung, welche seine Diener in aller Demuth vollziehen würden, gnädig gefallen lassen, und sein Gedeihen dazu geben. Der Bischof

von

von Paris reichte das heilige Oel dar, womit die Königin auf Kopf und Brust gesalbt wurde. Der Bischof von Beziers, Großalmosenpfleger der Königin, welcher die Stelle des unpäßlichen Cardinals von Perron, Großalmosenpflegers von Frankreich, vertrat, präsentirte die Krone, und der Cardinal von Joyeuse setzte sie der Königin auf. Die Prälaten überreichten ihr die Insignien, das Scepter, den Gerechtigkeitsstab, und den Ring. Anstatt des Kusses, wovon die Damen dispensirt sind, machte das Homagium den Beschluß dieser gottesdienstlichen Handlung, und die außerordentliche Stille, welche man während derselben beobachtete, trug nicht wenig dazu bey, das Majestätische und Feyerliche derselben zu erhöhen. Als die Königin vom Altar zurück kam, und sich wieder auf ihren Thron begeben wollte, wäre ihr beynahe die kleine diamantene Krone, deren sie sich statt der großen bediente, vom Haupte gefallen; allein sie selbst fuhr eiligst mit der Hand hinzu, und setzte sie wieder fest. Fürwahr eine sehr günstige Vorbedeutung von jener Glückseligkeit, welche sie dereinst zur Zeit der Noth durch ihre Weisheit und kluge Regierung über ihre Staaten verbreiten würde! Man merkte es ihr an, daß alle Freuden, alle Ehrenbezeugungen, welche ihr an diesem festlichen Tage zu Theil wurden, ihrem Herzen keine wahre Zufriedenheit gewährten; denn sie sah so nachdenklich und kummervoll aus, als ob ihr ein unglücklicher Zufall ahne. In dieser Betrübniß entfielen ihr folgende Worte: „Ich bedenke, daß mir in dieser Kirche nur zwo Ehrenbezeugungen zu Theil werden können. Dies ist die eine; die andere wird mir, so Gott will, nach meinem Tode wiederfahren.“ Diese große Königin machte es wie die Kaiser zu Constantinopel, welche sich an ihrem Krönungstage den Marmor und Porphyr zu ihren Grabmälern auserfahn; zu einem Beweis, daß sie sich von

den nemlichen Gesinnungen durchdrungen fühlten, welche jenes große Licht der morgenländischen Kirche belebten, das seinen Vertrauten die Lehre an das Herz legte, sich in ihren größten Vergnügungen des Todes zu erinnern. Sie gedachte an die, deren Namen sie führt, die bey dem Tode ihres eingebohrnen Sohnes die Freude, welche sie über dessen Geburt empfunden hatte, sehr theuer bezahlte, und deren Wonne, als sie in ihrer Glorie über alle himmlische Heerscharen erhöht wurde, gewiß nicht so groß war, als der Schmerz und die Todesangst, von welcher damals ihr Herz zerrissen ward, als sie ihn zwischen den beyden Uebelthätern am Stamme des Kreuzes hängen sah.

Der König wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf jene Ceremonien, und sagte nachher: die Vortrefflichkeit der katholischen Kirche leuchte einem doch auf eine sehr deutliche und überzeugende Art in die Augen, wenn man so, wie bey dieser Gelegenheit wahrnähme, daß sie ihre ganz eigenen Gebräuche und Ritualien habe, welche recht eigentlich darauf abzweckten, der königlichen Majestät ihre gebührende Ehre zu erweisen. Alle andere Religionen hätten nichts Aehnliches aufzuzeigen, sowohl was die Salbung der Könige, als die zu einer solchen Handlung verordneten Diener betreffe. Hierauf erwiederte jemand: unter der Hülle dieser Ceremonien lägen sehr wichtige Geheimnisse verborgen; selbst der geringfügigste und unbedeutendste Umstand, habe seine sehr guten Ursachen. Sogar der Dampf, welcher aus dem Rauchfaß emporsteige, habe seine eigene Bedeutung, denn er stelle das Gebet und die frommen Wünsche vor, welche die Gläubigen gen Himmel schicken. Dies erinnerte ihn an die vortreffliche Rede, welche der Cardinal von Perron über diesen Gegenstand gehalten hatte, und worin er jene Gebräuche auf eben

die

die Art erklärt, wie sich dieselben der ganze Orient nach Maaßgabe der Schriften des Gregor von Nazianz erklärte, deren Autorität von solchem Gewicht ist, daß es bis auf den heutigen Tag noch niemand wagte, sie tadeln oder widerlegen zu wollen. Auch gereichte ihm das Gespräch zu großer Beruhigung, welches der Pater Cotton mit dem Marquis de la Force über die Erklärung der Meßgebräuche und Krönungsceremonien geführt hatte. Als dies vorbey war, hörte er den übrigen Theil der Messe sehr aufmerksam an, und nachdem er sich wieder gesetzt hatte, gab er wiederholt sein Befremden darüber zu erkennen, daß der spanische Botschafter seinen Hut nicht abgenommen habe. Hierauf erzählte ihm Cicogne, der vorige König von Spanien habe den Hut allemal nur während der Emporhebung der Hostie gezogen, und sich gleich wieder bedeckt, gerade als ob er jemanden ein Compliment mache, der ungefähr fünf hundert Livres Einkünfte habe. Der König erwiederte: „Dächten wir alle in Ansehung der Religion, wie wir denken sollten; so würden wir für jene Geheimnisse weit mehr Ehrfurcht bezeugen, als es wirklich geschieht. Denn wir müssen ja glauben, daß Jesus Christus, von den Einsetzungsworten an, bis zur Communion jederzeit auf dem Altar wirklich zugegen sey." Dies sind die eigenen Worte des Königs, die aber freylich von einer Anmuth, von einem Eifer belebt waren, welchen wir denselben nicht mittheilen können. Sie wurden von einem aufmerksamen Zuhörer aufbewahrt, welcher die Absicht hatte, seine Geschichte damit zu schmücken, und seiner Frömmigkeit ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. In Rücksicht der Religion, ist Demuth eben sowohl eine Pflicht der Fürsten, als ihrer Unterthanen. Frömmigkeit kann der Majestät eines Regenten nie zum Nachtheil gereichen. Manches was dem Wohlstande entgegen zu seyn

ſcheint, verträgt ſich ſehr gut mit der Religion. David tanzt eben ſo wie die andern vor der Bundeslade einher, und hält es nicht unter ſeiner Würde, vor den Augen ſeiner ſämmtlichen Unterthanen die Oberherrſchaft deſſen anzuerkennen, welcher ihn über ſie alle erhoben hatte. Demuth iſt die allerheilſamſte und nützlichſte Lection für die Könige. Ihre Geburt und ihr Rang flößen ihnen ohnehin nichts anderes ein, als nur Hoffart und Stolz. Demuth iſt das wahre Kennzeichen, daß ſie bey Gott in Gnaden ſtehn. An großen Fürſten iſt zwar jede Tugend zu loben, die Demuth aber iſt ihnen weit unentbehrlicher als die andern alle zuſammen. Dieſer Demuth zu Folge, nahm die Königin das Evangelienbuch, küßte daſſelbe, erkannte es für die Vorſchrift des Heils, für den Compaß ihres Glaubens, für die Lehre der ewigen Weisheit, durch welche die Könige herrſchen. Was daſſelbe lehrt, iſt untrügliche Wahrheit; was es befiehlt, iſt unverfängliche Güte; was es verſpricht, iſt gränzenloſe Glückſeligkeit. Als ſich die Königin von ihrem Thron erhob, und dem Altar ſich näherte, um dort ihr Opfer darzubringen, da ſchien die Demuth vollends ihr ganzes Herz zum Wohnſitz erkohren zu haben, und aus ihren Blicken ſtrahlte nichts als Sanftmuth und Milde. Ueber ihr ganzes Weſen war eine ſolche Majeſtät verbreitet, daß ſie im Hinzutreten mehr einer Göttin als einer Königin ähnlich ſchien. Der König ward hierdurch zu ſagen veranlaßt, „dies ſey die wahre Haltung einer Königin!“ Alles übrige ſtimmte damit vollkommen überein. Der Zug gieng in eben der Ordnung vorüber, wie er ſie zur Krönung begleitet hatte. Die Opfer wurden auf koſtbaren Kiſſen getragen, worüber man Decken von weißem Damaſt gebreitet hatte, welche mit goldenen Treſſen beſetzt waren. Die Königin empfieng ſie aus den Händen der Prinzeſſinnen von Conti, von Montpenſier und von Guiſe, und

legte

legte sie sodann mit eigener Hand auf den Altar. Nemlich den Wein, welcher in zwey kleinen silbernen und vergoldeten Fäßchen enthalten war, das goldene Brod, das silberne Brod, und den Beutel mit dreyzehn Goldstücken, deren jedes dreyzehn Scudi an Werth hatte. Als der Cardinal de Joyeuse, welcher das Hochamt hielt, die Präfation sang, stimmte der König mit ein; denn es ist ein uralter gottseliger Gebrauch, daß die Könige von Frankreich ihr Gebet und ihren Gesang zugleich mit jenem der Diener Gottes ertönen lassen. Karl der Große, Robert, Ludwig der Heilige, ließen ihre Stimmen ebenfalls im Tempel erschallen, und Karl der Neunte sang die Psalmen buchstäblich nach. Der König gab so aufmerksam und ehrerbietig auf den Gottesdienst Acht, daß man ihm die Andacht in den Augen las. Als der päbstliche Nuntius diese Inbrunst, diese lautere und ungekünstelten Herzensergießungen mit ansah, äußerte er gegen die Prälaten sein Vergnügen darüber, und sagte: der Pabst werde sich darüber ausnehmend freuen.

Da dieser merkwürdige Tag so viele und große Ehrenbezeugungen mit einander vereinte, als die Welt nur immer zu gewähren vermag, so war es nicht mehr denn billig, daß denselben auch noch die größte aller Gnaden welche nur der Himmel ertheilen kann, die Hauptsumme aller Wohlthaten, der Inbegriff aller Wunder, und das ewige Unterpfand der Liebe Gottes, beygefügt wurde. Demzufolge ward die Königin zum drittenmal vor den Altar geführt, wo ihr der Due D'Elbœuf ein Kissen präsentirte, auf welches sie niederkniete und das heilige Abendmahl empfieng, nachdem sie vorher, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, die Krone vom Haupte gethan hatte. Ein deutlicher Beweis, daß unsere Fürsten ihre Krone gegen die Dornenkrone unsers

Hei-

Heilands für nichts achten, und ihre Gewalt einzig und allein seiner Allmacht verdanken. Ihre Größe hat nur in sofern Glanz, als sie denselben von seinem Licht entlehnt, und gleicht dem Farbenschmelz am Halse der Tauben, welchen man nicht eher wahrnimmt, bis die Sonne drauf scheint.

Gegen vier Uhr, da die Feyerlichkeit zu Ende war, warfen die Herolde eine große Menge Gold- und Silber-Münzen unter das Volk, und die ganze Kirche ertönte von Freudengeschrey und immer wiederholten Glückwünschen. Ich habe bey weitem nicht alles so genau und umständlich beschrieben, als man es vielleicht wünschen möchte. Ich gebe eine Geschichte, und kein Ritualbuch. Sollten vielleicht einige Herren, welche bey dieser Feyerlichkeit ebenfalls eine oder die andere Function besorgten, sich für beleidigt halten, daß man ihrer in dieser Abhandlung nicht erwähnt hat, so müssen sie bedenken, daß ihre Namen anderswo aufgezeichnet sind, und daß der Schauplatz der Ehre nicht sowohl bey dergleichen Festivitäten, als vielmehr auf dem Schlachtfeld zu suchen sey.

Der Duc de Guise, und sein Bruder der Hofcavalier de Guise, begleiteten die Königin wieder auf ihre Zimmer. In der Antischambre empfieng sie der König, welcher das Herz so voll hatte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen flossen. Er war so gerührt, daß es nicht anders schien, als umarme er die Königin zum letztenmal. Sie solle Gott danken, sprach er, daß alles so gut abgelaufen sey, denn noch nie habe man bey dergleichen Gelegenheiten so viel Anstand und Ordnung bemerkt. Da er wahrnahm, daß sie nicht sowohl Lust hatte zu speisen, als vielmehr auszuruhen, gab er Befehl, daß sich jedermann aus ihrem Zimmer entfernen müßte. Der königliche Mantel, welchen die

Kö-

Königin abgelegt hatte, gefiel ihm so außerordentlich wohl, daß er dem Obersilberkämmerer und Garderobbemeister der Königin, Namens Sanserre, auf der Stelle eröffnete, er solle ihm einen Reutrock von dieser nemlichen Arbeit, und außerdem noch drey andere von verschiedener Farbe bestellen, worauf einige verschlungene Namenszüge gestickt werden sollten, damit er sodann diese Kleider über seine Rüstung anlegen könne. Da seine Abreise zu nahe war, als daß er sie noch vor derselben bekommen konnte, so befahl er dem Sanserre, daß er so bald sie fertig seyn würden, Postpferde nehmen, und sie ihm nachbringen solle; zugleich trug er auch der Königin auf, ihn daran zu erinnern.

Er soupirte zu Saint Denis. Als er bey Tafel saß, ward ihm die Nachricht hinterbracht, der spanische und venetianische Botschafter hätten Händel mit einander. Der König hatte dies vorhergesehen, denn er wußte wohl, daß sie wegen einer Titulatur, welche der eine dem andern nicht zugestehn wollte, sehr aufgebracht waren. Da er nun leicht erachten konnte, daß der Beleidigte bey der nächsten Gelegenheit Genugthuung nehmen würde, so suchte er sie wieder auszusöhnen, und bewirkte dies auf eine so geschickte Art, daß die Feyerlichkeit nicht im geringsten dadurch gestört wurde. Der venetianische Bothschafter wollte jene Ehrertitel einigemal erzwingen. Allein der spanische, welcher sein Wort gegeben hatte, daß er ihn nicht beleidigen wolle, wenn er nicht dazu genöthigt würde, und gleichwohl vorhersah, daß der Lerm wieder von neuem angehen werde, wenn er ihm den Titel Vosignioria statt Eccellenza gäbe, beharrte standhaft bey seinem Stillschweigen, doch konnte man ihm leicht seinen innern Kampf und Verdruß an den Mienen ansehen. Als die Krönung vorbey war, gaben sie dem Nuntius das Geleite, und warteten sehnlich

lich darauf, daß er sich in seinen Wagen setzen, und nach Paris zurückfahren solle. Kaum war er fort, da fiengen sie an sich zu zanken, und von Worten kam es endlich zu Schlägen. Der König ließ ihren Hauswirth nebst seiner Frau rufen, und erkundigte sich auf das genaueste nach den nähern Umständen dieser Balgerey. Nach dem Abendessen schickte er den Herrn von Chateauvieux zur Königin und ließ ihr sagen: wenn ihr gefällig sey nach Paris zu fahren, so erwarte er sie. Ihre Antwort war, sie sey zur Abreise bereit. Sie setzten sich also zusammen in ihren Wagen, und der König erzählte ihr jene Schlägerey auf eine ganz possierliche Art und mit allerley übertriebenen Zusätzen; denn er war Meister darin, eine Erzählung nach seiner ganz eigenen Manier einzukleiden. Da er ungemein aufgeräumt war, so hörte es sich ihm jetzt besonders gut zu. Zween Hofnarren, welche vor dem Wagen her ritten, und ihn gern bey dieser guten Laune erhalten wollten, fiengen hierauf an, sich zu zanken und zu balgen. Als der Fahnenträger von der Leibgarde gewahr wurde, daß diese Leute mit entblößten Degen auf einander losgiengen, und mit ihren Pferden dem Wagen zu nahe kamen, wollte er sie fortjagen; der König aber rief ihm zu, er solle sie nicht stören, denn dies mache ihm Spaß. Den ganzen Abend sprach er von nichts anderm, als von dem, was er den Tag über gesehn und bemerkt hatte, und konnte gar nicht damit fertig werden, das majestätische, anmuthsvolle und wahrhaft königliche Verhalten der Königin zu rühmen. In diesem Puncte —

La Brosse, ein geschickter Arzt und Mathematiker, hatte dem Duc de Vendome während einer weitläuftigen Unterredung unter andern gesagt, wenn der König einem Zufall, von welchem er bedroht werde, glücklich entgehe, so könne er wohl noch dreyßig

Jah-

Jahre leben. Unangenehme Dinge pflegt man den Königen nicht gern ins Gesicht zu sagen. Der Duc de Vendome glaubte daher, es sey am besten daß der Mathematiker dasjenige Sr. Majestät selbst hinterbringe, was er ihm zu eröffnen habe, und bat also den König, ihm eine Audienz zu ertheilen. Der König fragte, was er denn eigentlich wolle. Hier schwieg der Duc. Sein Stillschweigen machte die Neugier nur noch mehr rege. Der König fieng an ernstlicher in ihn zu dringen. Jener entschuldigte sich. Endlich gieng er denn auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät frey mit der Sprache heraus, und erzählte, was er vom La Brosse vernommen hatte. Sind Sie närrisch geworden, sagte der König, daß Sie solch Zeug glauben? Sire, erwiederte Vendome, wenn man auch dergleichen Dinge nicht glauben darf, so erschrickt man doch wenigstens davor. Die Wohlfahrt Ew. Majestät setzt jedermann, besonders aber mich, in die Nothwendigkeit, solche Sachen nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Ich bitte daher unterthänigst, meinen Vorschlag zu genehmigen. Der König wollte aber durchaus nicht dran, sondern gebot ihm vielmehr, nie wieder davon zu reden. Ich kann wenigstens nicht umhin, antwortete der Duc, die Königin davon zu benachrichtigen. Hierauf sagte der König, wenn er nur Wort gegen sie erwähne, werde er ihm nimmermehr wieder gut werden. Diese Drohung wiederholte er zweymal. La Brosse fand also kein Gehör. Dies alles hat mir der Duc de Vendome selbst von Wort zu Wort wieder erzählt.

Zur nemlichen Zeit kam der Königin eine andere Prophezeihung sehr lächerlich vor, zu Folge welcher ihr angekündigt wurde, ehe noch diese Freudentage und der feyerliche Einzug beendigt wären, werde sie in große

Be-

Betrübniß versetzt werden. Nach ihrer Zurückkunft von Saint-Denis bekam sie den, welcher dies zu ihr gesagt hatte, wieder zu Gesicht, und äußerte gegen ihn, da alles bey ihrer Krönung so glücklich von statten gegangen sey, so habe man weit mehr Ursache das Beste zu hoffen, als etwas Böses zu fürchten. Madame, antwortete jener, noch ist der Einzug nicht vorüber! Werde ich zum Lügner, so will ich alle meine Bücher ins Feuer werfen." Wirklich hatte man sie schon lange vorher vor einem großen Unglück gewarnt, welches ihr im Maymonat 1619 wiederfahren würde; allein unter allen Prinzessinnen in ganz Europa war wohl schwerlich eine zu finden, welche auf dergleichen Wahrsagungen weniger hielt, und dieselben tiefer verachtete, wie sie. Die vorerwähnte beunruhigte sie eben so wenig, wie das schreckliche Prognosticon, welches ihr einst die Astrologen gestellt hatten, daß sie über der Geburt ihrer zweyten Tochter, Christina, den Geist aufgeben würde. Ueberhaupt aber sprach man jetzt aller Orten davon, daß sich in der Kürze eine sehr wichtige Begebenheit ereignen werde. Man erinnerte sich an die Deutung der Cometen, der Sonnenfinsternisse und Constellationen. Leonice hatte alle Regenten, welche im Zeichen des Widders und der Wage geboren waren, auf das dringendste ermahnt, ihre Planetenhäuser nicht aus der Acht zu lassen. Der Stern, welchen man im vorhergehenden Jahre am hellen Mittage wahrgenommen hatte, wurde von den Mathematikern als der Vorbote eines großen Unglücks betrachtet. Die Loire war übergetreten, und hatte die Gefilde wieder auf die nemliche Art verwüstet, wie zu jener Zeit, wo Heinrich der Zweyte und Heinrich der Dritte eines gewaltsamen Todes starben. Die Jahreszeiten, welche sich ganz verändert zu haben schienen, die grimmige Kälte, die entsetzliche Hitze, und die ungeheuern

Hau-

Haufen von Eisschollen an der Loire und Saone trugen auch dazu bey, die Gemüther mit banger Erwartung zu erfüllen. Ueberdies circulirten zu Paris gewisse Verse von der sogenannten Samariterin am Pontneuf, welche auf eben die Art wie die Centurien des Nostradamus eingerichtet waren, und den Tod des Königs ganz bestimmt und deutlich ankündigten.

Es ist freylich eine große Verwegenheit, etwas mit Gewißheit vorhersagen zu wollen, was sonst niemanden als nur allein Gott bekannt ist. Die Kenntniß zukünftiger Dinge ist mit dicken Finsternissen umhüllt, welche der Verstand des Menschen unmöglich durchschauen kann. Könnte man die Zukunft vermittelst der Sterne erforschen, so würden jene Propheten gewiß nicht in so großem Ansehen stehen, welche schon in den fernsten Zeitaltern, vor so vielen Jahrhunderten, die Erlösung des Menschengeschlechtes, die Schicksale der Kirche, und das Ende der Welt verkündigten. Was mich anbelangt, so bin ich der Meinung, daß es, von Privatleuten wenigstens, sehr thöricht gehandelt sey, ihr künftiges Geschick aus der Influenz der Gestirne erklären zu wollen, gesetzt auch, daß dadurch einiges Licht über die großen und merkwürdigen Unglücksfälle verbreitet würde, welche diesem oder jenem Fürsten widerfahren. Daß der König alle dergleichen Wahrsagereyen verachtete, verdient um so mehr an ihm gerühmt zu werden, da die Gemüther der Großen sich nur allzu leicht verleiten lassen, dergleichen zu glauben, wenn hie und da einmal etwas davon in Erfüllung geht; denn wer immer nach der Scheibe schießt, muß freylich mitunter das Ziel treffen. Am Hofe, wo der Müssiggang, welcher gewöhnlich daselbst herrscht, die Menschen weichlich macht, und die Eitelkeit sie zur Neugierde reizt, sind die Astrologen recht eigentlich in

ihrem Elemente. Dort werden sie angebetet, wenn ihre Prophezeihung eintrift, und entschuldigt, wenn sie fehl schlägt; die Wahrheit merkt man sich, und die Lügen werden vergessen. Auch gestattet Gott bisweilen, daß das Unglück dem, der es fürchtet, wirklich wiederfährt; nicht etwan in der Absicht, den Betrug zu begünstigen, sondern den Leichtsinnigen wegen seines Vorwitzes zu bestrafen. Schon zu jener Zeit, wo der König die Regierung antrat, wollte man ihm weiß machen, er werde in den ersten acht oder zehn Tagen nach dem Absterben Heinrichs des Dritten, dessen Leichnam zu Compiegne beygesetzt wurde, begraben werden; es werde im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters ums Leben kommen; dies Unglück werde ihm während einer großen Feyerlichkeit begegnen, und was dergleichen Schreckbilder mehr waren. Der König aber pflegte nur darüber zu spotten, und bediente sich gewöhnlich des Ausdrucks „Gott allein habe die Tage der Menschen gezählt.“ Da man ihm die merkwürdigsten Ereignisse seines Lebens, und besonders die Umstände, unter welchen er auf den Thron gelangen würde, genau vorhergesagt hatte, so hätte er allerdings in Versuchung gerathen können, dergleichen Dinge zu glauben; demungeachtet fuhr er fort, dieselben mit fester Beharrlichkeit zu verachten. In Deutschland hatte man ihm die Nativität gestellt, und diese lief darauf hinaus, daß er in seinem sieben und funfzigsten Jahre gewaltsamer Weise ums Leben kommen werde. Der berühmte Mathematiker Bombastus hatte öffentlich auf Cavaliers Parole versichert, dieser Fürst sey auf dem geraden Wege, sich triumphirend an die Spitze der europäischen Republik zu stellen, wofern ihn nicht ein schreckliches Ereigniß, von welchem er bedrohet werde, an der Ausführung seiner erhabenen und glorreichen Entwürfe verhindere. Der, welcher dem Duc

de

de Guiſe ſein Glück in den Ländern an der Bliesß, und dem Düc de Guemené den Verluſt der Schlacht bey Ivri prophezeihte, hatte ebenfalls behauptet, daß der König noch in dieſem Jahre eines gewaltſamen Todes ſterben würde. Ein gewiſſer berühmter Prediger ſagte zum Düc de Guiſe und ſeiner Mutter, dieſe Freudensbezeugungen würden durch große Betrübniß unterbrochen werden. Auf einem Altare zu Mönkargis fand man eine Weiſſagung, welche auf dieſen unglücklichen Tag Bezug hatte. Zu Bologna vergoß ein wunderthätiges Bild Thränen — darüber! Auch hörte man noch außerdem von allerley andern Dingen, welche aber mehr die Neugier rege machten, als von Wichtigkeit waren. So vernahm man unter andern, die Gemahlin des Marſchalls von Retz habe erzählt: Catharina von Medicis ſey einſt ſehr begierig geweſen, zu erfahren, welches Schickſal ihren Söhnen bevorſtehe, oder was dieſelben für Nachfolger haben würden. Da habe ſich denn jemand gefunden, welcher erbötig geweſen ſey, ihre Wißbegier zu befriedigen. Zu dem Ende ſey ihr ein Spiegel vorgehalten worden, worin ſie einen Saal erblickt habe. Jeder ihrer Nachkommen ſey eben ſo vielmal um denſelben herumgegangen, als die Anzahl ſeiner Regierungsjahre betrage. Nachdem Heinrich der Dritte mit ſeinen Touren fertig geweſen ſey, habe ſie den Düc de Guiſe wie einen Blitz vorüber fahren ſehen. Dann ſey der Prinz von Navarra zum Vorſchein gekommen, zwey und zwanzig mal um den Saal herumgegangen, und dann plötzlich verſchwunden. — Während der Zeit, wo man Anſtalt zur Krönung machte, kam eine Prophezeihung aus Spanien, des Inhalts, daß ein gewiſſer großer König, welcher in ſeinen jüngern Jahren einmal in Verhaft geſeſſen habe, im bevorſtehenden Maymonat mit Tod abgehen werde. Der König ſagte,

dies wären bloß Kunſtgriffe der Spanier, wodurch ſie die Krönung zu hintertreiben ſuchten, und man müſſe ihnen von rechtswegen bey einer andern Gelegenheit Gleiches mit Gleichem vergelten. Es ſchien jedoch, als ſey er ſein eigener Unglücksprophet, denn er ſagte zum Düc de Sülly, es ſey ihm ſo wunderlich ums Herz, daß er ſich über nichts mehr freuen könne, und Unglück fürchte. Auch hörte man ihn oft ſagen, er werde es nun wohl nicht lange mehr machen, und rechtſchaffene Leute würden davon zu erzählen wiſſen. Man meldete ihm, da es den Frühling hindurch ſtark geregnet habe, ſo ſey in Paris das Pflaſter ſehr kothig, und wenn dem Landvolke nicht anbefohlen würde, die Straßen zu reinigen, ehe die Königin ihren Einzug halte, ſo würden die Herrn Deputirten, welche neben ihrer Sänfte hergehen ſollten, ſehr viel auszuſtehen haben. Hierauf antwortete er: „Dies geht mich nichts an; ich bekomme doch nichts davon zu ſehen.“ Der Baum, welchen man am erſten May im Vorhofe des Louvre gepflanzt hatte, fiel von ſelbſt wieder um, ohne daß jemand Hand an ihn legte, und lehnte ſich wider alles Vermuthen mit den Wipfel an die kleine Treppe. Herr von Baſſompierre beſprach ſich hierüber mit dem Düc de Guiſe, welcher nebſt ihm an dem kleinen eiſernen Geländer vor dem Gemach der Königin lehnte, und fügte hinzu: in Deutſchland und Italien werde man dieſen Fall für eine ſehr unglückliche Vorbedeutung halten, und fürchten, daß nun auch der Baum gefällt werden möge, in deſſen Schatten ſich die ganze Welt erquicke. Mittlerweile hatte ſich ihnen der König, welcher glaubte daß ſie ſich von etwas anderm unterhielten, unvermerkt genähert, und ihr ganzes Geſpräch mit angehört. Er ſagte hierauf: „nun ſind es bereits über zwanzig Jahre, daß mir dergleichen Prophezeihungen in die Ohren gellen; meinetwegen ſchicke es Gott mit mir, wie

es

ee ihm gefällt!" Des Sonnabends, den achten May, ſtattete er der Königin ſeinen Beſuch ab, als ſie eben bey Tafel ſaß, und fragte ſie, ob die Krönung noch auf den nächſten Mittwoch vor ſich gehen werde. Da ihm die Königin keine Antwort ertheilen konnte, die ſeinen Wünſchen entſprach, ſchwieg ſie ſtill. Sie ſagen nichts? fuhr der König fort. „Ich wünſchte, verſetzte die Königin, ſie könne morgendes Tags vor ſich gehen, aber Sanſerre hat mir erſt unlängſt geſagt, vor Donnerſtags ſey es unmöglich." Der König ließ den Sanſerre rufen, war über dieſen Aufſchub ſehr entrüſtet und ſchmälte, jedoch mehr darüber, daß man die Zeit ſo ungenützt verſtreichen laſſe, als über den Verluſt von zweymal hundert tauſend Scudi, welcher ihm durch dieſe Saumſeligkeit zugefügt wurde. Endlich ſprach er zur Königin: „Meine Freundin, ich wünſchte, die Krönung gienge künftigen Donnerſtag vor ſich; denn ich verſichere Sie, wenn der Freytag vorbey iſt, bekommen Sie mich nicht mehr zu Geſichte." Die Königin erwiederte lächelnd: „Sie werden noch Muße genug haben, den Einzug mit anzuſehen. „Nein, war die Antwort des Königs, auf den Freytag nehme ich Abſchied von Ihnen. Der Menſch denkt's und Gott lenkt's!" Mittwochs nachher gieng er im Spielzimmer auf und ab, und ſagte bey dieſer Gelegenheit zu Herrn de Montgru und Herrn de Cicogne, „er wünſche, daß er todt wäre." Dieſe entgegneten: er habe ja gar keine Veranlaſſung ſich nach dem Tode zu ſehnen; da er ein vollkommen glückliches und zufriedenes Leben führe. Er antwortete aber: „Ihr ſeyd viel glücklicher, als ich!" Dieſer nemlichen Worte bediente er ſich auch zum öftern gegen andere Perſonen. Seine Diener betrübten ſich ſehr, daß er ohne alle Urſache in dieſen ſichtbaren Gram verſank; denn alle ſeine Angelegenheiten giengen ſo glücklich und rühmlich, daß alles was ſeinem Wil-

len sich widersetzte, bloß dazu diente, die Gerüchte welche sich von seiner Macht verbreitet hatten, nur noch mehr zu verherrlichen. Er genoß so viel häusliche Glückseligkeit, daß er, wie jener weise König Egyptens, die Königin seine Gemahlin, und die Prinzen seine Söhne, als die köstlichsten Schätze, als die größten Gnadengeschenke vorzeigen konnte, welche ihm der Himmel verliehen habe. In den schwersten Leiden und Unglücksfällen, hatte ihn Gott mit einer solchen Seelenstärke, mit einem so festen und unerschütterlichen Muthe ausgerüstet, daß alle seine Diener eben so sehr darüber erstaunten, als seine Feinde sich davor entsetzten. Wenn diese letztern glaubten, ihn auf immer darnieder geworfen zu haben, erlangte er, gleich dem Anteus, wieder neue Kräfte, so bald er die Erde berührte. Nur die Streitigkeiten in seiner Familie machten ihn nicht selten sehr unruhig und besorgt, und so oft sich dergleichen hervorthaten, wünschte er seinen Stand verändern zu können. Er war ein großer Liebhaber der Einsamkeit, und nur in dieser fand er wahre Gemüthsruhe. Hier mangelt es dem Menschen an nichts; für ihn fällt hier Manna vom Himmel, und die Raben sogar bringen ihm Brod. Trift man gleich bitter Wasser darin an, so findet man doch auch Holz, welches die Eigenschaft hat dasselbe zu versüßen. Werden daselbst Amalek und Edom geschlagen, so triumphiren hingegen Moses und Josua. Aber Fürsten gezieme diese Lebensart nicht; denn diese leben nicht sowohl für sich selbst, als vielmehr zum Wohl der Völker und Staaten, über welche sie gesetzt sind. Sie haben auf diesem Meere keinen andern Hafen zu hoffen, als das Grab, und selbst der Tod muß sie noch in voller Thätigkeit finden.

Wenn seine vornehmsten Diener, welche sich weder aufs Lügen verstanden, noch die Wahrheit verheelten,

ten, ihm vorstellten, daß hie und da einige Unordnung im Gange der Geschäfte eingerissen sey; wenn sie, vermöge der Autorität, welche ihnen anvertraut war, ihm mit aller Unbefangenheit und Freymüthigkeit eröffneten, daß dies oder jenes keinen Beyfall finde; dann versprach er ihnen, er wolle sich Zeit nehmen die Sache zu überlegen, führte Gründe an, machte Einwürfe, zog Folgerungen, und beschloß sodann seinen Vortrag gewöhnlich damit, daß er, weit entfernt sich wie andere Fürsten über den Widerspruch zu erzürnen, ganz kaltblütig sagte: „Wenn ich nicht mehr seyn werde, wird man erst sehen, was man an mir verloren hat."

Da es ihm sehr darum zu thun war, daß die Königin so viel möglich von der Einrichtung und Verwaltung der Staatsangelegenheiten unterrichtet seyn möchte, so gab er ihr mitunter manche gute Lehre, und ließ es sich sehr angelegen seyn, ihr, so oft sich die Gelegenheit dazu darbot, die Leute bekannt zu machen, in die er das meiste Vertrauen setzte, mit dem Beyfügen: „Sie könne dieselben vielleicht dereinst nöthig haben." Ward er gewahr, daß sie diesem wichtigen Gegenstande ihre Aufmerksamkeit entzog; so setzte er hinzu: „nach der gewöhnlichen Einrichtung der Natur werde er früher aus der Welt gehen müssen, als sie; er hinterlasse ihr aber Frankreich in einer solchen Verfassung, und alles was auf dessen Wohlfahrt Beziehung habe, sey so gut und dauerhaft eingerichtet, daß es ihr bey weitem nicht so viel Mühe wie andern Königinnen kosten werde, dies Reich zu regieren. Wenig Tage vor der Krönung, giengen sie einmal mit einander aus dem Wohnzimmer der Königin nach ihrem Cabinet. An der Thür stand der König still, um mit jemand zu sprechen. Die Königin wartete, bis die Unterredung zu Ende seyn würde. Als der König dies sah, sagte er lächelnd:

„Gehen Sie nur, Madame Regentin, gehen Sie nur!“ Damals sanctionirte er das, was der Himmel Willens war zu thun. In der Folge machten Menschen bekannt, was Gott und der König verordnet hatten.

Bis dahin hatte er den Dauphin noch niemals König genannt. Dies ist gewöhnlich das letzte Wort, welches aus dem Munde der Könige geht. Ihr Regierungsneid macht, daß sie es bis auf den letzten Augenblick versparen. Bey dieser Gelegenheit fällt mir bey, daß einst ein gewisser Herr zum Könige sagte; er wünsche, dem Dauphin ein Dutzend von seinen Jahren. Jener versetzte: Ich für meine Person wünschte nicht, daß er auch nur ein einziges davon hätte. Und am Tage der Krönung war es nicht anders, als ob es Gott ausdrücklich so fügte, daß er seine letzte Willensmeinung, in Betreff seines Reichs, vor einer so zahlreichen Versammlung ablegen solle; denn er sagte zu seinen Garden: „Hier seht ihr euren König!“

Als er eines Tages aus seinem Wagen stieg, erzählte er dem Prinzen von Condé und den Baron von Saint Chamont, es sey ihm prophezeiht worden, daß er einst in einem Wagen gewaltsamer Weise ums Leben kommen werde. Als er das letztemal zu Monceáns war, begab er sich von dort aus nach Saint Maur de Fossés, in der Absicht, den Dauphin zu besuchen. Von hier reisete er gegen Abend wieder ab, um in Paris zu übernachten. Als man ihm sagte, er werde wohl am besten thun, wenn er sich zu Pferd setze, weil das Fahren bey Nachtzeit gefährlich sey, gab er zur Antwort: hat irgend jemand Ursache, sich vor dem Fahren zu fürchten, so bin ichs; denn es ist mir prophezeiht worden, daß ich einst im Wagen mein Leben einbüßen werde. Wirklich hatte er bereits

reits im Wagen zu viele und mancherley Gefahren ausgestanden, als daß er sich nicht vor der Erfüllung dieses Prognosticon fürchten sollte. Nie wird sich Frankreich des Umstandes, daß einst der Wagen des Königs sammt allem was darin war, im Hafen von Neuville in die Seine stürzte, erinnern ohne zugleich Gott dafür zu danken, daß er nicht nur den König erhielt, sondern auch die Königin gleichsam aus dem Rachen des Todes riß, damit Frankreich zur Zeit der größten Gefahr, durch ihre Beyhülfe aus dem Schiffbruch gerettet werden möchte. Wir haben bereits anderswo gesagt, und werden es in der Folge dieser Geschichte noch öfter sagen, daß keine Fluthen vermögend waren, in ihrem Herzen das Feuer der Liebe auszulöschen, welche sie für ihren Gemahl hegte; denn sobald sie wieder zu sich selbst kam, waren ihre ersten Worte: Wo ist der König?

Während der Belagerung von La Fere kündigte ihm ein Mathematiker an, er solle sich an einem gewissen Tage ja wohl in Acht nehmen, denn sein Leben werde in Gefahr gerathen. Dieser Schimäre zum Trotz zeigte er sich vor den Mauern, und stellte sich dem feindlichen Kanonenfeuer bloß. Als er des Abends zu Travecy speißte, dankte er Gott, daß er diesen, dem Vorgeben nach, so gefährlichen Tag glücklich überlebt habe. Er begleitete die Düchesse de Befort bey Fakelschein nach Movy, ihrem Wohnorte. Als sie unterwegs an eine gefährliche Stelle kamen, stolperten die Pferde, und stürzten mit samt dem Wagen in einen Abgrund. Der Wagen brach kurz und klein, alle darin befindlichen Personen waren in Lebensgefahr, und die Pferde hatten sich theils todt theils zu Schande gefallen. Diese Begebenheit, welche sich in so kurzer Zeit nach jener Warnung ereignete, hätte ihn wohl veranlassen können, sich von nun an vor dem Gebrauch der Kutschen

zu hüten; allein er lachte nur darüber, und wollte nie zugeben, daß sie eine Folge von der Prophezeihung des Astrologen sey. Indeß blieb es ausgemacht wahr, daß sich ein Fürst, wenn er im Publikum erscheint, keines gefährlichern Vehikels bedienen kann, als eines Wagen. Der Kaiser von China pflegt zwar auch darin auszufahren, hat aber außer seiner Leibgarde jederzeit noch fünf bis sechs andere Personen bey sich, welche auf die nemliche Art gekleidet sind wie er, damit man ihn nicht so leicht erkennen, und von den übrigen unterscheiden kann. Als man dem Grafen von Fuentes anrieth, die Ruhe Frankreichs zu unterbrechen, und darin einen abermaligen Bürgerkrieg zu erregen, gab er zur Antwort . . ‚damit werde man schwerlich zum Zweck kommen, so lange der König lebe; diesen müsse man vor allen Dingen aus dem Wege zu räumen suchen.“ Der Mensch welcher dies Geschäft betrieb, stellte ihm vor, ein Unternehmen dieser Art sey mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Der Graf aber erwiederte: „es werde sich gar leicht bewerkstelligen lassen, weil der König oft ausfahre.“

Träume verdienen zwar nicht allemal Glauben, sind aber auch nicht immer zu verachten. Wenn sich die Träume großer Potentaten auf große Staatsveränderungen beziehen, treffen sie meistens ein, und hieraus erhellt, daß — ihnen dieselben von Gott eingegeben wurden. Nur selten begegnete der Königin etwas von Wichtigkeit, daß sie nicht ein gewisses Vorgefühl davon gehabt hätte. So träumte ihr einst, Pabst Leo der Eilfte sey mit Tode abgegangen, und der Cardinal Aldobrandini suche sie mit der Versicherung zu trösten, daß dessen Nachfolger ihrem Hause nicht minder zugethan seyn werde. So kam ihr der Tod ihres Oheims, des Großherzogs Ferdinand, im Traum vor, und zwar so lebhaft,

daß

daß ſie des andern Tags ſeinen Agenten rufen ließ, und und ihn fragte, was er für Nachrichten von ihm erhalten habe. Als er zur Antwort gab; ſie wären ganz gut, erwiederte ſie, die nächſten würden wohl nicht von der nemlichen Beſchaffenheit ſeyn. Wenig Tage vor der Ermordung des Königs hatte ſie zween Träume, welche als wahre Vorbedeutungen zu betrachten waren. Es träumte ihr nemlich, und zwar gerade zur Zeit, wo die Juweliérer damit beſchäftigt waren ihre Krone zu verfertigen, daß alle die großen Diamanten und andern Kleinodien, womit dieſelbe verziert werden ſollte, ſich in Perlen verwandelt hätten, welche, nach Auslegung der Traumdeuter, Thränen vorſtellen. Der andere Traum war ſo fürchterlich, daß ſie vor Schrecken erwachte. Der König verwunderte ſich darüber, und befragte ſie um die Urſache. Anfänglich wollte ſie nicht mit der Sprache heraus, ſondern ſagte bloß, Träume wären Schäume, und ſie glaube nicht dran. Ich auch nicht, erwiederte der König. Sagen Sie mir alſo, was hat Ihnen geträumt? Als er mit wiederholten Bitten in ſie drang, ſprach ſie endlich: Es kam mir vor, als ob Ihnen jemand auf der kleinen Treppe einen Meſſerſtich verſetze. „Laſſen Sie uns Gott danken, ſagte der König, daß dieſes nur im Traum geſchah!“ Sie wollte ihre Oberkammerfrau, Namens Renoulliere, rufen, der König gab es aber nicht zu, ſondern legte ſich auf die andere Seite, und ſchlief gleich wieder ein; denn dieſer Fürſt war überhaupt von ſo geſunder Leibesconſtitution, daß es nur auf ihn ankam, ob und wenn er ſchlafen oder wachen wollte.

Zu Saint Denis wurde viel und mancherley bemerkt, das gar nichts Gutes zu bedeuten hatte. Der König und die Königin erzählten, ihr Schlaf ſey durch das klägliche Geſchrey eines jungen Fiſchaar unterbro-

chen

chen worden, welcher die ganze Nacht hindurch vor ihren Zimmerfenstern gekrächzt habe. Man bemerkte eine Oefnung in dem Mauerwerk oberhalb der königlichen Gruft. Neugierige Leute, welche gewöhnlich auf alles Acht geben, hielten es für ein Zeichen von schlimmer Vorbedeutung, daß die Kerze, welche die Königin bey ihrer Krönung trug, von selbst erlosch, und daß ihr zweymal beynahe die Krone vom Haupte gefallen wäre, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit darnach gegriffen hätte. Ich weiß selbst nicht, was ich davon denken soll, daß der König an diesem nemlichen Tage, als er die herrlichen, mit so vielen Menschen besetzten Schaugerüste betrachtete, sich des jüngsten Tags erinnerte, und den Gedanken äußerte, man würde sich gewiß sehr entsetzen, wenn jetzt der Weltrichter erschiene.

Drey Jahre vor seiner Ermordung fanden sich zween Edelleute, der eine aus Bearn, der andere aus Condomois, beyde von verschiedenen Religionen, und in königlichen Diensten, bey ihm ein, und stellten ihm vor, daß sie zwo Erscheinungen gehabt hätten, welche sich auf sein Lebensende bezögen. Dem letztern war alles, was er gesehen hatte, nur im Traum vorgekommen. Dem erstern aber erschien, als er völlig munter und wach war, ein langer Mann, welcher das Portrait des Königs auf der Brust trug, und sprach: Geh hin nach Fontainebleau, wo der König zu eben der Zeit eintreffen wird, wann du dort ankömmst, und sage ihm dies und dies von mir! Er gehorchte, der König hörte ihn an, und da ihm noch in frischem Andenken schwebte, daß sich bereits mancher Scharlatan eines ähnlichen Vorgebens bedient habe, seine Betrügereyen zu bemänteln, und Geld zu schneiden, so wunderte er sich um so mehr, als dieser Edelmann die drey hundert Scudi, welche ihm der König zu Vergütung der Reisekosten

kosten anweisen ließ, mit den Worten ausschlug, er habe bey diesem allen keine andere Absicht gehabt, als Gott zu gehorsamen, und Sr. Majestät einen Dienst zu erweisen; deswegen schlug auch der König diese Nachricht gar nicht in den Wind, sondern hatte vielmehr eine gute Meinung davon.

Nun, da das Unglück geschehen ist, wird mancher vorgeben, daß er es vorhergesagt habe. Jeder wird den Wahrsager spielen, und überall wird man wahrnehmen, daß Cassandra die Wahrheit verkündigte, aber leider bey niemand Glauben fand. Wir wollen dermalen nicht weiter fortfahren, sondern die Beweise, daß jene Prophezeihungen nur allzugegründet waren, auf morgen versparen.

Der König stattete der Königin, welche in ihrem Cabinet soupirte, und sich von ihren Hoffräulein bedienen ließ, seinen Besuch ab, sprach mit ihr, trank auch ein paarmal, doch auf eine Art, als wenn es ihm nicht sowohl darum zu thun sey, den Durst zu stillen, als vielmehr das was er im Becher ließ zu versuchen, und gieng schnell wieder fort, um sich zur Ruhe zu begeben. Da seine Gedanken unabläßig mit seiner Armee beschäftigt waren, so nahm er, als er sich wieder in seinem großen Cabinet befand, kurz vor Schlafengehn, den Duc de Praslin beym Arm, lehnte sich traulich auf ihn, und sagte: „Meine bevorstehende Reise will vielen gar nicht gefallen; da ich aber gerechte Sache habe, und das Unrecht auf ihrer Seite ist, so wollen wir unter Gottes Beystand das Beste hoffen.“ Die Königin war noch in ihrem kleinen Cabinet, als er sich zu Bett begab, und unterhielt sich noch eine Zeit lang mit allerley Dingen, welche theils geschehen waren, theils noch geschehen sollten. Ihre guten und getreuen Diener, waren

zwar

zwar ohnehin in mancherley Rücksicht verpflichtet sich dieses merkwürdigen Tages zu erinnern, es war aber ihr ausdrücklicher Wille, daß das Andenken an ihre Krönung zugleich mit dem Andenken an ihr Wohlwollen verbunden seyn sollte. Deswegen verordnete sie, einige goldene und silberne Medaillen, zur Erinnerung ihrer zu Saint Denis öffentlich bewiesenen Freygebigkeit unter dieselben zu vertheilen, und gebot ihrem Schatzmeister Dargorgue, daß er jedem ihrer Hausbeamten dergleichen verehren solle. Diese Münzen waren auf der einen Seite mit ihrem Bildniß geziert, welches eine bewundernswürdige Aehnlichkeit hatte; auf der andern sah man eine große Krone, aus welcher ein Lorbeerzweig, ein Palmenzweig und ein Olivenzweig hervorgiengen; oben drüber stand folgende vom Kanzler erfundene, und nach antiker Art verfertigte Inschrift:

Seculi Felicitas.

Am nemlichen Abend ertheilte die Königin noch allerley Befehle, welche die Prachtanstalten zu ihrem bevorstehenden Einzuge betrafen, deren Beschreibung wir jetzt um so weniger mit Stillschweigen übergehen dürfen, da wir morgen um diese Zeit wohl schwerlich im Stande seyn möchten derselben zu erwähnen. Man sah demnach eine Menge Ehrenpforten, Schaugerüste, Pyramiden und Statuen, welche man zur Verherrlichung dieses Einzugs errichtet hatte, und die junge Mannschaft zu Paris paradierte in der schönsten Ordnung theils zu Pferd theils zu Fuß. Alles übrige was man bey dieser Gelegenheit zu sehen bekam, war von solcher Beschaffenheit, daß man den Zuschauern mit allem Recht die nemlichen Worte zurufen konnte, welche ehedem bey den secularischen Spielen üblich waren: Kommt und seht, was man noch nie sah, und was kein

kein Sterblicher je wieder sehen wird! Unter allen Feyerlichkeiten, welche von Seiten des Hauses Frankreich veranstaltet werden, sind diejenigen die schönsten und prächtigsten, welche man bey den Krönungen und Einzügen der Königinnen beobachtet. Der Schmuck und die Zierrathen, die langen Gewänder, und das schöne Geschlecht, erhöhen die Pracht des Aufzugs, theilen demselben eine ganz besondere Anmuth und Schönheit mit, und stellen nicht nur den Augen, sondern auch dem Kopfe und Herzen, einen hehren bewundernswürdigen Anblick dar. Man würde den Königin in einer Sänfte erblickt haben, welche auf eben die Art wie ein Triumphwagen eingerichtet, und sowohl von innen als außen mit Goldstoff überzogen war, die man mit Silber besetzt hatte. Der Sitz, die Stangen, der Fußboden und Baldachin, waren mit dem nemlichen Stoff überzogen. Hinter der Königin hätte man den Dauphin zu Pferd wahrgenommen, Madame und die Königin Margaretha in ihren Sänften, und sodann zehn Prinzessinnen oder Herzoginnen, in ihrem Staatscostüm, mit der Krone auf dem Haupte, und auf weißen Zeltern sitzend, deren Sättel und Decken aus Goldstoff bestanden. Den Schweif ihrer Mäntel hätten ihre Stallmeister getragen. Dann wäre die Oberkammerfrau gekommen, ingleichen die Oberhofmeisterin, und hinter dieser die vornehmsten Hofdamen, samt und sonders in Gold- in Silber-Stoff gekleidet, und mit herabhangender Schleppe auf weißen Zeltern sitzend. Dann würden zwölf in Silberstoff gekleidete Hoffräulein der Königin erschienen seyn, welche auf drey mit Gold- und Silber-Zeug bedeckten Wagen saßen. Hierauf folgten die Ordensritter; die Hofcavaliere; der Oberkammerherr; der Oberstallmeister; vier Unterstallmeister; vier Kammerjunker; der Mantelträger; zehn Pagen; vierzehn Fußknechte; fünf Paradepferde; das

Pferd

Pferd mit dem Schmuckkaſten; der Zelter der Königin; das Pferd mit dem Köcher; und außerdem noch ein zahlreiches Gefolge von allerley Leuten, die ſamt und ſonders ſo reich und köſtlich gekleidet waren, als es dieſer feyerliche Aufzug erheiſchte. Die Königin hatte die Befehlshaber der vier Gardecompagnien und der hundert Schweizer, den Großprevot, die Hatſchier, Huiſſiers, Wappenherolde, Trompeter, Hautboiſten, Trommerſchläger, Pfeifer und andere Spielleute, mit ihrer Livery beehrt. Auf dem Platze Saint Lazare war eine Bühne errichtet, wo die Königin die Complimente, Glückwünſche, Lobreden und andere Ehrenbezeugungen angenommen haben würde, welche ihr die Gemeinde, die ſämmtlichen Körperſchaften, die Dicaſterien, und alle Facultäten der Univerſität Paris darbringen wollten. Zu dem Ende würde der Kanzler von Sr. Majeſtät in ſeinem Dunkelrothen mit carmoiſinfarben Seidenzeuge gefütterten Sammetwams, ſeinem rothen Atlaßmantel, und ſeinem Sammethute erſchienen ſeyn. Seine Vorgänger pflegten ſich bey ſolchen Gelegenheiten in Gold und Silber zu kleiden, er aber wollte ſich in einem beſcheidenern Anzuge zeigen.

Alles war auf den nächſten Sonntag in Bereitſchaft. Kein Aufſchub, kein Hinderniß fand mehr ſtatt. Die Königin war ungemein darüber vergnügt, daß der König nun keine Urſache mehr hatte, ſich über die Verzögerung ſeiner Abreiſe zu beſchweren. Der bevorſtehende Freudengenuß konnte durch nichts mehr geſtört werden, als nur durch etwas, das man nun und nimmermehr erwartet hätte. Aber die Gedanken der Menſchen gehen leider vorüber wie der Hauch; ihre Entſchlüſſe ſind Schimären, ihre Vergnügungen Tand. Fürſten werden nur allzuoft durch Erdichtungen hintergangen; wenn ſie am wachſamſten ſind, ſchläfert man ſie durch

Mär-

Märchen ein. Während der Zeit, daß sie schlafen, will ich hier eines dergleichen erzählen, um mittlerweile denjenigen unter ihren Dienern die Langeweile zu vertreiben, welche in steter Besorgniß sind, daß jene großen Freudensbezeugungen sich mit großen Leidwesen endigen werden.

Jupiter gebot dem Vergnügen, sich wieder in den Himmel zurück zu begeben; weil er sah, daß die Menschen demselben so sehr nachjagten, daß sie die Erde gar nicht verlassen wollten. Damit das Vergnügen desto reiner zu seinem Ursprunge zurückkehren möchte, warf es sein Gewand ab. Dies fand der Schmerz, welcher während der ganzen Zeit seines Aufenthalts auf Erden von jedermann verjagt und verstoßen worden war. Er zog es an, und täuschte von nun an dieser in Verkleidung die Welt bis auf den heutigen Tag. Statt der Freude wird ihr nichts als Traurigkeit zu Theil; denn die angenehmsten Empfindungen sind nichts als Schmerz, welcher sich in das Gewand eines schnell wieder vorübergehenden Vergnügens hüllte.

Zweytes Buch.

Nun ist er vorhanden, der vierzehnte May; ehedem in den Annalen Frankreichs als ein Tag des Heils und der Freude bezeichnet, weil an demselben Ludwig der Eilfte im Jahr 1509 den glorreichen Sieg bey Chiera d'Adda erfocht; jetzt aber ein Tag des Trauerns und Wehklagens für alle gutgesinnte Franzosen, deren Herzen er eine so tiefe Wunde schlug, daß

dieſelbe nach vielen Jahrhunderten noch bluten wird.

Der König ſtand bald früh auf, um die Geſchäfte des Tages bey guter Zeit abzuthun, und begab ſich in ſein klein Cabinet, wo er ſich ankleidete. Ich werde, ſo viel möglich, keine ſeiner Handlungen unbemerkt, keine ſeiner Reden unangeführt laſſen; theils, weil dies der letzte Tribut iſt, welchen ihm die Geſchichte zu entrichten hat, theils, weil ſie zuſammengenommen ein Gemälde darſtellen, wornach man ſeinen Charakter beurtheilen kann.

Als er ſich in ſein Cabinet verfügt hatte, ließ er den Rambouré rufen, welcher erſt Abends vorher angekommen war, und den er dazu beſtimmt hatte, dem Düc de Vendome in Beſorgung der Geſchäfte bey der Armee behülflich zu ſeyn. Dann ſprach er mit Herrn de Maroutt von den Händeln, welche der ſpaniſche und venetianiſche Botſchafter mit einander hatten. Gegen ſechs Uhr legte er ſich aufs Bett, um ſein Herz deſto ungeſtörter vor Gott auszuſchütten, und ſeine Andachtsübungen zu verrichten, worin er ſich nie durch irgend eine Sorge unterbrechen ließ. Als er hörte, daß Leute vor der Thür waren, ſprach er: „das iſt gewiß Herr de Villeroi!“ Er hatte denſelben durch Herrn de Varrenne zu ſich beſtellen laſſen. Nachdem er ſich ziemlich lange von allerley Geſchäften mit ihm unterhalten hatte, ſparte er das übrige bis er in das Spielzimmer kommen würde, befahl ihm die Bettvorhänge zuzuziehen, ſetzte ſein Gebet fort, und wartete, bis man ihm ſeine Kleider bringen würde. Bald darauf gab er einigen Herren Audienz, welche nicht zu Saint Denis geweſen waren, und ihm nunmehr zu dem Vergnügen gratulirten, das er daſelbſt

ge

genossen hatte; einem Vergnügen, welches so groß war, als es nur immer einem siegreichen Könige, einem glücklichen Gatten, und einem zufriedenen Vater zu Theil werden konnte, der das was ihm auf der Welt am liebsten war, nemlich seine Gemahlin, auf dem Schauplatze der Ehre krönen, bewundern, und von ihren Kindern begleiten sah. Diese angenehme Beschäftigung hielt ihn jedoch keinen Augenblick ab, die Staatsangelegenheiten zu besorgen; denn noch am nemlichen Morgen ließ er die Depeschen ausfertigen und besiegeln, welche sich auf die mit dem Herzoge von Savoyen getroffene Uebereinkunft bezogen. Bey dieser Gelegenheit äußerte er, es gereiche ihm zur größten Beruhigung, daß endlich der Tractat von Brüssel glücklich zu Stande gekommen sey, wo Herr von Dillieres diesem Prinzen seine Aufwartung gemacht hatte, um sowohl seine wahren Absichten zu erforschen, als auch die Art und Weise mit ihm zu verabreden, wodurch dieselben wirklich ins Werk gesetzt werden könnten. Der Staatsrath Herr von Bullion welcher dieser Negotiation wegen dreymal nach Piemont gereiset war, hatte endlich die Artikel des Schutz und Trutz-Bündnisses überbracht, worüber man sich bey jener Unterredung vereinigt hatte. Der König brachte diesen ganzen Morgen sehr vergnügt im Spielzimmer zu, wo ihm der Dauphin seinen Besuch machte. Er sprach auch mit dem Cardinal von Joyeuse und mehrern andern Herrn, welchen er die Pracht und Herrlichkeit der Krönung beschrieb, und gegen die er unter andern den Gedanken äußerte, die Streitigkeiten zwischen dem spanischen und venetianischen Botschafter beylegen zu wollen. Dies seltene Genie, welches in Kriegszeiten sich um alles bekümmerte, und im Frieden jede Verrichtung selbst besorgen wollte, die eigentlich seinen Unterthanen zukam, übernahm jetzt sogar das verdrießliche Geschäft,

sich bey den Marschällen, welche die Quartiere zu besorgen hatten, zu erkundigen, was für Anstalten sie in der Gegend von Saint Denis getroffen hätten, wie groß die Anzahl derer sey, welche daselbst logiren wollten, was für Hindernisse man ihnen von Seiten der Hauseigenthümer in den Weg lege, und wo er denn sein eigenes Absteigequartier nehmen solle; welches letztere man ihm in der Gegend des Jakobspitals angewiesen hatte. Hierauf begab er sich zu den Feuillantinern, wo er der Messe von Anfang bis zu Ende sehr andächtig beywohnte. In Ansehung des Gottesdienstes herrscht am französischen Hofe seit uralten Zeiten der Gebrauch, daß niemand während der Messe mit dem Könige von weltlichen Angelegenheiten reden darf. Alles was man an dieser Stätte mit ihm spricht, muß geistlichen Inhalts seyn. Meistens ließ er sich das Evangelium und die Gebete vorlesen, welche darauf Beziehung hatten. Wenn Sr. Majestät bisweilen erst nach zwölf Uhr in die Messe kamen, hielten Sie es nicht unter Ihrer Würde, sich diesfalls bey den Prälaten zu entschuldigen, und zu sagen: „Unsere Geschäfte haben uns einmal wieder an der Andacht verhindert, Freylich beten wir eben auch, wenn wir für das Wohl der Welt arbeiten, und dies ist die Ursache, weswegen wir mitunter an Arbeitstagen um die Messe kommen. „Das heißt wohl recht, den Gottesdienst um Gotteswillen versäumen."

Ehe er zur Tafel gieng, ließ er sich in seinem Cabinet vom Herrn D'Ecures, welcher eine Recognoscirung am Flusse Semois vorgenommen hatte, von dem Erfolg seiner Reise Bericht erstatten. Aus seiner Erzählung erhellte, daß sich der Uebergang über jenen Fluß, dessen Möglichkeit von andern bezweifelt worden war, auf eine ganz leichte, sichere und bequeme Art veranstalten lasse, wenn er in der Gegend von Chateau Renault, einem der Prinzessin Conty zugehörigen Or-

Orte, und zwar an der Fuhrt zu Failloyer, oberhalb Limchamps, unternommen würde. Der König war über diese Nachricht ungemein vergnügt; denn man hatte ihm gesagt, der Marchese Spinola habe jene Gegend besetzt, um den Uebergang zu verhindern. Noch weit mehr ergötzte er sich an dem, was ihm von dem Zustande und der vortreflichen Disposition seiner Armee, von der Ankunft der Schweizer, von den Anstalten bey dem Artillerieweſen, von der Mannszucht des Duc de Nevers, von der Zufriedenheit, welche die fremden Truppen über seine Verfügungen bezeugten, und von dem allgemeinen Erstaunen der Einwohner im luxenburgischen, und andern niederländischen Provinzen, erzählt wurde, welche diesen Fürsten für unüberwindlich hielten, und schon im voraus überzeugt waren, daß er nächster Tage seinen entschlossensten Feinden die Waffen aus den Händen winden, und ihnen allen Muth benehmen werde. Die Begierde seine Armee in Augenschein zu nehmen, vergrößerte sich hierdurch um so mehr, da alles seinen Wünschen zu entsprechen, alles seinen Absichten zuvorzukommen schien, und er nichts anders vermuthen konnte, als daß das Glück eine Menge Städte und Provinzen gleichsam in seinem Netze verstrickt habe, domit sie ihm nicht entwischen sollten. Er hatte so treue Leute in seinen Diensten, daß es ihm gelungen war, verschiedene sehr wichtige Festungen auskundschaften zu lassen, ohne daß die darin befindlichen Commandanten das geringste davon bemerkt hatten, und er war sehr überzeugt, daß er nicht sowohl nöthig habe diese Oerter zu belagern, als vielmehr dieselben nur in Empfang zu nehmen. Alle Beamten der Krone, alle Großen des Reichs, alle edeln und tapfern Männer, welche in den Provinzen lebten, hatten sich zu der Armee begeben. Sie wußten zwar nicht, wohin sie der Wind führen würde; beruhigten sich aber mit der Ueberzeugung, daß sie

ein Schiff besteigen sollten, dessen Befehlshaber nicht nur die Kunst das Steuerruder zu führen von grund-aus verstand, sondern auch Neptuns Liebling war. Er habe, sagte er, vier tausend Edelleute zu seinen Diensten; von diesen wolle er zwey tausend auslesen, welche ein eigenes Korps formiren sollten. Ferner sey er gesonnen, aus seiner gesammten Infanterie ebenfalls tausend Mann auszuwählen, und sie mit Lanzen und Musketen bewaffnen zu lassen. Sowohl diese wie jene wollte er, unter Anführung eines tüchtigen Befehlshabers der Tete des feindlichen Heers entgegenstellen, welche sie angreifen und schlagen sollten. Dann fügte er, um dem französischen Adel ein Compliment zu machen, dessen Tapferkeit, Muth und Beharrlichkeit er bereits hinlänglich erprobt hatte, hinzu: „Was in aller Welt sollte wohl zwey tausend französische Edelleute, welche unter den Augen ihres Königs fechten, verhindern können, sich durch die feindlichen Heerscharen einen Weg zu bahnen? Gewiß sie würden Berge versetzen." Hierauf zeigte er zwölf für eben so viel Fußgänger bestimmte Büchsen vor, die, wie er sagte, dazu bestimmt wären, in einer Entfernung von fünf hundert Schritt jene Schäker wegzublasen, welche etwa mit Karabinern nach ihm schießen möchten, so daß er nöthigenfalls beym Recognosciren einen Pistolenschuß ersparen könne. Er war Willens, die königliche Gewalt während seiner Abwesenheit der Königin zu übertragen, und ihr den Connetable nebst dem Kanzler als Gehülfen beyzuordnen; den Präsidenten Jeannin aber wollte er mit zu Feld nehmen. Die Denkart und Rechtschaffenheit dieses letztern rühmte er mit folgenden Worten: „Ich habe zwar immer gut von ihm gesprochen, ihm aber noch nichts Gutes erwiesen; er ist ein alter braver Mann, der mir jederzeit redlich gedient hat." Er war sehr darüber vergnügt, daß ihm der Marschall von Bouillon be-

berichtet hatte, an der Gränze sey alles in der besten Verfassung; der Marchese Spinola sey zwar Willens gewesen, ihm auf die Hälfte des Weges entgegen zu gehen, und seinem Marsch durch das Lüttcherland sich widersetzen zu wollen; allein das Volk habe überall geschrien: hoch lebe Frankreich! Im Vorübergehen rief er den Merestange zu sich, und bezeugte ihm seine Zufriedenheit, daß sein Regiment, sowohl was das Exerciren als die Bewaffnung betreffe, sich vor andern sehr vortheilhaft auszeichne, und daß er es so schnell zusammenberufen habe. Da es aus weit mehr Leuten bestand als der König besoldete, so versicherte er ihn bey dieser Gelegenheit, er werde den Befehlshabern ihre Auslagen vergüten. Merestange gab ihm zur Antwort: da sie die Ehre genössen, daß sich der König ihrer vor allen andern zur Vollstreckung seiner Befehle bediene, so müßten sie nicht sowohl an Belohnung als vielmehr auf Gelegenheit denken ihm nützlich zu werden, zumal da sie überzeugt wären, daß es ihnen unter einem so beglückten und mächtigen Könige nie übel gehen könne. „Wohl gesprochen! erwiederte der König, so wünsche ich bedient zu werden! Unterthanen müssen die Erfüllung ihrer Pflichten für nichts achten, aber der König muß sich ihrer erinnern. Meine Diener müssen Zutrauen in mich setzen, und glauben, daß ich an sie denke. Manche, denen ich weit mehr Gutes erzeugt habe, als Ihnen, sind bey weitem nicht so erkenntlich gegen mich, wie Sie. Aber Undank ist ja der Welt Lohn.“ Jetzt sah er, daß sich ihm Madame und die Königin Christina nahten. Er küßte sie, und fragte, ob sie gefrühstückt hätten. Ihre Oberhofmeisterin, die Frau von Monglas, erwiederte: Sie habe das Frühstück bereits vor ihrer Abreise von Saint Denis besorgt, und sie hätten die dortigen Reliquien wie auch den Schatz in Augenschein genom-

men. Das Fräulein de Vendome erzählte ihm, der Herzog von Anjou habe ein Grab mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet, und geweint und geschrieen, als ihm jemand weis machen wollen sein Papa liege drin. „Das macht, versetzte der König, daß er mich lieb hat; gestern schrie er während der Feyerlichkeit in einemfort: Papa!“ Er unterhielt sich hierauf mit einem Requettenmeister seines Hofs, und lenkte nunmehr das Gespräch von Kriegssachen auf Religionsangelegenheiten, bey welcher Gelegenheit er das Vorhaben äußerte, bey seiner Zurückkunft durch so gerechte und zweckmäßige Mittel an der Religionsvereinigung seiner Unterthanen arbeiten zu wollen, daß dieselben nur bey solchen Menschen ihre Wirkung verfehlen würden, welchen Irthum lieber als Wahrheit sey. Dies sind überhaupt die heißesten Wünsche und die eifrigsten Bemühungen aller Gutdenkenden, welchen ihr Leben zur Zeit der Religionsspaltungen wahrhaft zur Qual wird. Der König ließ sich hierüber sehr umständlich aus; besonders auch über die Mittel, wodurch er die Bekehrung eines seiner treusten Diener zu bewirken hoffte, welcher als Gouverneur in einer Provinz angestellt war. Dieser konnte sich nicht genug darüber wundern, daß sich der König, zu einer Zeit wo er so viel mit Kriegsangelegenheiten und andern wichtigen Gegenständen zu thun hatte, mit dergleichen Gedanken beschäftigte, und versicherte zweymal mit vieler Wärme, daß er zu jener Religionsveränderung eben so geneigt als bereitwillig sey. Er überreichte dem Könige das Buch, L'Amant victorieux, welches dieser sehr huldreich annahm. Wem es darum zu thun ist dessen Verfasser kennen zu lernen, und sein Genie zu bewundern, der lese den Soldat François.

Nach

Nach aufgehobener Tafel unterhielt er sich mit dem Präsidenten Jeannin und dem Finanzmeister Arnaud. Diesen gab er zu erkennen, er sey fest entschlossen in allen Theilen der Staatsverwaltung eine Reform vorzunehmen, den Druck und das Elend seiner Unterthanen zu mindern, die Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch die ehrwürdigsten Dinge entweiht würden, in der Folge ganz abzuschaffen, und nicht länger zu gestatten, daß Gold in seinem Reiche mehr als Tugend und Verdienst vermöge. Zu dem Ende, fuhr er fort, werde er alle seine treuen Diener auffodern, ihm zu Ausführung dieser Entwürfe durch ihren Muth und Diensteifer behülflich zu seyn. Hierauf begab er sich in das Wohnzimmer der Königin, wohin ihn niemand begleitete, als der Marquis de la Force. Man hat zwar behaupten wollen, er sey damals sehr aufgeräumt gewesen, allein ich bin von guter Hand versichert worden, daß man in seinen Mienen das Gegentheil bemerkte, und daß seine Gedanken gar nicht mit seinen Worten übereinstimmten. Er gieng zu der Königin in ihr Cabinet, welche noch immer damit beschäftigt war, allerley Dinge in Ordnung zu bringen, welche die Feyerlichkeit und Pracht ihres Einzugs betrafen. Sie hatte so eben erst ihrem Großalmosenpfleger, dem Bischofe von Beziers, den Auftrag ertheilt, sich nach der Conciergerie zu begeben, und mit Zuziehung von zwey oder drey Requettenmeistern die Loslassung einer gewissen Anzahl von Gefangenen zu veranstalten. Als der König vernahm, daß die Düchesse de Guise nach der Stadt fahren wolle, sprach er: „Entfernen Sie sich doch ja nicht von hier, liebe Cousine; wir wollen uns lustig machen.“ Sie entschuldigte sich aber damit, daß sie eine Zusammenkunft mit einigen Parlementsadvocaten verabredet habe. Er ließ sich zwar verlauten, daß er einen Besuch bey der Prinzessin von Con-

ti abstatten wolle, welche das Zimmer hütete, konnte aber zu keinem Entschluß kommen, noch weniger seine Gemüthsunruhe verbergen. Er war dergestalt außer Fassung, daß er zur Königin sagte: er wisse selbst nicht, was er thun solle; gern möchte er zwar nach dem Arsenal gehen, aber er befürchte, daß er sich ärgern und in Zorn gerathen werde. Die Königin gab ihm zur Antwort: „Gehen Sie doch ja nicht Monseigneur! Schicken Sie lieber jemand hin! Sie sind jetzt bey guter Laune; wie leicht könnte man Sie mißmüthig machen!"

Als er aus dem Cabinet der Königin zurückkam, schloß er sich ein, und fieng an zu schreiben: da er aber eine solche Stärke des Geistes besaß, daß er gewöhnlich mehrere Geschäfte zugleich besorgen konnte, brach er schon bey der fünften Zeile wieder ab, und ließ den Herrn de Calvaire zu sich entbieten, welchen er zum venetianischen Botschafter geschickt hatte, um zu erfahren, ob derselbe wohl geneigt sey, die mehrmals erwähnte Streitigkeit auf eine gütliche Art beyzulegen. Nachdem er sein Schreiben geendigt, und es dem, welcher darauf wartete, übergeben hatte, trat er ans Fenster, rieb sich die Stirn, und sagte: Mein Gott, da drin steckt etwas, das mich außerordentlich ängstige!" Die Aufbewahrung dieser Worte dankt man dem Herrn de Chastaignault, dem der König in einer langen und sehr vertraulichen Unterredung eröffnete, er habe in den vorhergehenden drey Tagen dreymal eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit empfunden. In den höhern Regionen pflegt es immer zu stürmen; und Menschen die auf Thronen sitzen, werden auf eben die Art von Kummer und Sorgen umhergetrieben, wie andere, welche sich auf Schiffen befinden, von Wind und Wellen. Das Gemüth dieses Fürsten wurde von allerley Gedanken beunruhigt, besonders auch deswegen,

gen; weil ein Gefangener gewisse Dinge ausgesagt hatte, welche einigen seiner Diener zur Last fielen, gegen die er sich aber gleichwohl bis nach seiner Zurückkunft verstellen mußte, welches ihm äußerst verhaßt war. Da er seine Leute sehr genau kannte, und mehr als zu gut wußte, in wie fern es seinem Interesse gemäß sey, diesen oder jenen zu erheben, so konnte er sich nicht entschließen, die Stelle eines Feldmarschalls bey seiner Armee nach dem Wunsche derer zu besetzen, welche darnach strebten. Es machte ihn sehr unruhig, daß seine Armee gar keine Beschäftigung hatte, und daß man weder mit denen zu Cöln, noch mit denen zu Lüttich wegen der Proviant und Fourage-Lieferungen überein gekommen war. Da er in allem sehr vorsichtig zu Werke gieng, so war er fest entschlossen, sich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis er alle die Sicherheitsanstalten für seine Person getroffen haben würde, welche man sich von seinen Erfahrungen und Einsichten versprechen konnte. Deswegen hatte er sich drey Quartiere bestellt; eines am Semois, worin er sich nur so lang aufzuhalten gedachte, bis seine Armee über diesen Fluß gegangen wäre; die beyden andern auf neutralem Boden. Alle drey sollten erst hinlänglich mit Cavalerie und Infanterie besetzt, wie auch mit allen Arten von Vertheidigungsmitteln versehen seyn, ehe er dahin aufbräche. Vor allen Dingen aber setzte er sein Vertrauen auf den, welcher die Entwürfe der Großen vereiteln, und die mächtigsten Heere zernichten kann.

Als er wieder aus seinem Cabinet kam, begab er sich in das Wohnzimmer der Königin, wo er mit dem Kanzler sehr wichtige Angelegenheiten in Ordnung brachte, welche mehr auf das Künftige, als auf das Gegenwärtige Bezug hatten; denn es schien, als wollte Gott nicht zugeben, daß er aus der Welt gehen solle, ohne vorher seine letzte Willensmeinung dem ersten Beamten

sel-

seiner Gerechtigkeitspflege eröffnet zu haben, welcher zugleich der letzte war, mit dem er von Geschäften sprach. Nach geendigter Unterredung merkte der Kanzler, daß der König durch ihn abgehalten würde, sich nach der Stadt zu verfügen; deswegen sprach er: Sire, ich beurlaube mich, in der Absicht, Ihr Conseil zusammenzuberufen! „Gehen Sie, erwiederte der König, indem er ihn umarmte, ich will auch gehen, und Abschied von meiner Gemahlin nehmen!" Drauf unterhielt er sich mit einigen Herren, welche ihm eben in den Wurf kamen, und sagte: „Sie werden wohl wissen, daß die Königin Margaretha behauptet, meine Gemahlin habe bey ihrer Krönung Wunder gewirkt." Dies zielte auf einige Damen, welche sich ungeachtet ihres hohen Alters und ihrer Schwächlichkeit bey jener Ceremonie eingefunden hatten. Dann erzählte er einen Spaß, welcher sich zu Saint Denis ereignete, und worüber jedermann lachte. Als er dies bemerkte, sprach er: Auf den Freytag werden wir nicht so viel lachen, als wir auf den Sonntag weinen werden." Hiermit spottete er jenes Aberglaubens, welcher unter dem Volke herrschte; denn er für seine Person war sehr überzeugt, daß sich an gedachtem Tage jedermann freuen würde. Nun gieng er zur Königin in ihr Cabinet. Hier sah man, wie viel die Gegenwart dieser Prinzessin dazu beytrug seinen Kummer zu lindern, und seinen Unmuth zu zerstreun; denn er sah ganz anders aus, sprach ganz anders, und betrug sich wie einer der vollkommen beruhigt ist. Gegen seine Söhne den Herzog von Orleans und den Herzog von Anjou, spielte er die Rolle des Vaters. Aber bey dem allem merkte man ihm etwas an, woraus sich schließen ließ, daß er gern fort wollte, und doch nicht fort konnte. Er selbst sagte zur Königin: „Ich weiß nicht was mir ist; ich kann gar nicht von hier weg." Sie bat ihn inständigst;

er

er solle doch da bleiben. Hierauf befahl er dem von Frontenac, sich nach dem Palais zu begeben und daselbst Anstalt zu dem königlichen Festin zu machen. Er wolle, sagte er, des andern Tages gegen sechs Uhr sich ebenfalls daselbst einfinden, und die getroffenen Anstalten in Augenschein nehmen. Bald nachher ließ er auch den Herrn de Vitri rufen, und sagte; er solle doch ja dafür sorgen, daß er Ursache habe, mit dieser Feyerlichkeit eben so zufrieden zu seyn, wie mit jener zu Saint Denis; er werde auch die Herren de Frontenac und de la Force dort antreffen. Sire, erwiederte Vitri, Sie würden eher jeden andern dort wahrnehmen, als mich. Da mir aber Ihro Majestät ausdrücklich befehlen, daß ich mich dahin begeben soll, so belieben Sie zu bedenken, daß ich unmöglich an zwey Orten zugleich seyn kann. Wenn ich sehe, daß Ew. Majestät auf die Jagd oder sonst wohin gehen, und nur wenig Leute zur Bedeckung bey sich haben, wird mir allemal angst und bange. Gleichwohl ist an jedem andern Orte weit weniger für Dero Person zu besorgen, als in dieser Stadt, wo sich eine unbeschreibliche Menge fremder und unbekannter Menschen aufhalten. „Geht, antwortete der König, Ihr seyd ein Geck. Ihr wollt nur gern hier bleiben, um Euer Wesen mit diesen Damen zu treiben. Thut was ich Euch befahl. Es sind bereits funfzig Jahre, und darüber, daß ich mich selbst bewache, ohne vom Capitän meiner Leibwache bewacht zu werden. Ich werde mich auch ferner ganz allein zu bewachen wissen." Vitri antwortete: Sie haben gar nicht nöthig, Sire, Ihr eigener Leibwächter zu seyn. Die Leibwache ist bey der Hand, und wartet nur darauf, daß Ew. Majestät ausfahren. Allein alle Liebkosungen, Schmeicheleyen und andere Kunstgriffe der Beredsamkeiten würden König nicht dazu vermocht haben, sich mitten im Frieden einer Bedeckung zu bedienen, wo-

von

von er nicht einmal in Kriegszeiten Gebrauch machte. Da er sich bereits in so mancherley Gefahren und mitten durch seine Feinde gewagt hatte, so fürchtete er sich um so weniger in der Mitte seiner Unterthanen. So rechnete es sich Alexander der Große zur Schande, daß er nicht über den Granicus gehen sollte, da er glücklich über den Hellespont gekommen war. In allen Perioden seines Daseyns mangelte es jenem edeln Palmbaum nie an Früchten, und seine Geschichte stellt uns eine Menge musterhafter Thaten vor Augen, die fast unglaublich scheinen. So wie die Sterne in ihrem Laufe eine ganz andere Richtung nehmen als unser Weltkörper, so nahmen auch seine Handlungen einen ganz eigenen Gang, wovon sich gemeine und niedrig denkende Seelen gar keinen Begriff machen können. Sie blenden jeden, der die Vermessenheit hat ihren Schwung erreichen und ihm nachfliegen zu wollen. Von dem Tage an wo er in den Krieg zog, ließ er seine erhabene Geburt, seine häusliche Angelegenheiten, seine Familienverhältnisse, kurz alles aus der Acht, um sein Privatglück dem allgemeinen Wohl aufzuopfern. Kein Reuterhauptmann konnte sich so brav, so tapfer und beherzt in Gefahren betragen, wie er. Gefahren in der Stadt; Gefahren zu Felde; Gefahren zu Wasser, und Gefahren auf dem Lande, in einzelnen Gefechten, in Treffen, Schlachten und Rückzügen. Ueberall drohte ihm der Tod, und überall gieng er denselben getrost und muthig entgegen. Von tausend Beyspielen dieser Art, welche in seiner Lebensgeschichte vorkommen, will ich nur einige zur Bestätigung dieser Wahrheit anführen, damit man sehe, daß niemein Fürst, was die Verachtung des Todes betrift, gerechtere Ansprüche auf den Beynamen des Tapfern zu machen hatte, und keiner den des Glücklichen in Rücksicht seiner Klugheit mit größerm Rechte verdiente. Er wagte es einst,

sich

ſich mit Beyhülfe von ſieben bis acht Mann der Stadt Cauſe zu bemächtigen. Da hielt ihm einer von den Aufrührern eine Muskete vor den Leib, mit den Worten, er verſtehe ſich drauf das Weiße zu treffen; denn der König war unter ſeiner Truppe der einzige, welcher ein weißes Wamms trug. Nachdem man ſich des Ortes bemächtigt hatte, ward jener Kerl ohne weitere Umſtände an ein Fenſter gehangen, und als der Strick zerriß, ſtieß ihm einer von den Leuten des Königs einen Dolch ins Herz. Als dies der König erfuhr, jagte er dieſen Menſchen fort, und er durfte ihm nie wieder vor die Augen kommen; denn es ſey ſchlecht, ſprach er, ſich an einem zu vergreifen, der dem Strang entronnen ſey. — Bey der Eroberung von Caours ritt er über eine Brücke, wo einer von ſeinen Offizieren dicht neben ihm von einer Musketenkugel getödtet ward. Der Angriff dauerte dreyßig Stunden in einem fort, ſo daß ſelbſt die tapferſten Männer den Muth verloren, und die Hoffnung aufgegeben haben würden, dieſe Stadt zu erobern, wenn er ſie nicht durch ſein Beyſpiel angefeuert, und allen Gefahren Troz geboten hätte. Allein auf eben die Art wie der Wind das Feuer anbläßt, fachte ſeine Gegenwart immer den Muth wieder an. — Als er ſich mit neun bis zehn Pferden aus Nerac wagte, um die Armee des Marſchalls von Matignon in Augenſchein zu nehmen, verleitete ihn ſein Muth ſo weit vorwärts zu reuten, daß er von denen, welche er recognosciren wollte, erkannt und mit einem fürchterlichen Feuer begrüßt wurde. Gleichwohl kam er hierdurch ſo wenig aus der Faſſung, daß er ſeinem Pferde nicht einmal die Sporen gab, ſondern nur im gewöhnlichen Trabe zurück ritt. In dem Weinberge welcher ſeinen Rückweg deckte, fand man nachher mehr als fünf hundert Kugeln, die ſich theils eingewühlt hatten, theils zerſprungen waren. Wollte man einwenden, er habe damals nur über

einen Theil von Navarra geherrscht, und an der Spitze einer Parthey gestanden, um derentwillen er sein Leben aufs Spiel setzen müssen, so kann die Wunde, welche er bey Umala davon trug, zum Beweis dienen, daß er seine Haut eben so wenig schonte, als er wirklich König von Frankreich war. Die letzte seiner Kriegsthaten giebt uns einen Maasstab, wornach sich alle vorhergehenden beurtheilen lassen. Als er mit seinem Heer in der Provinz Tarantaise stand, machte er Miene eine Brücke zu attaquiren, um bey dieser Gelegenheit die Stellung des Feindes auszuspähn und ihn zum Treffen zu nöthigen. Auf seinen Befehl mußte der Graf von Soissons diesen Angriff unternehmen, da er aber sah, daß seine Soldaten zu hitzig wurden, daß sie während des Gefechts weiter vordrangen als es ihm räthlich schien, und daß ihnen der Spaß zu lang dauern möchte; da faßte er den Vorsatz, sich in in eigener Person auf den Kampfplatz zu begeben. Seine treusten Diener riethen ihm ab, und stellten ihm vor, daß er sich in die augenscheinlichste Gefahr stürze, und nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben aller derer aufs Spiel setze, deren Erhaltung von der seinigem abhange; daß die erste Pflicht eines Heerführers darin bestehe, für das Wohl dessen zu sorgen, auf welchem das Wohl aller übrigen beruhe. In der That macht sich ein Fürst, welcher nicht für sein eigenes Bestes besorgt ist, eines Vergehens gegen das allgemeine Beste schuldig. Bey den Griechen waren die muthigsten und tapfersten Männer immer am besten bewaffnet, denn sie nahmen für bekannt an, daß die, welche sich schlecht bewaffneten, keine Lust hätten zu fechten. Nach ihren Gesetzen wurde zwar der Verlust des Schilds, aber nicht der Verlust des Schwerts bestraft. Wahrscheinlich lag der Grund hievon darin, daß man erst auf seine eigene Vertheidigung bedacht seyn müsse,

ehe

ehe man seinen Feind mit glücklichem Erfolg angreifen könne. Dies läßt sich besonders auch auf diejenigen anwenden, welche über eine Armee, oder wohl gar über ein ganzes Reich zu gebieten haben. Der König aber wollte nun ein für allemal zeigen, daß der Muth nicht mit den Jahren altere; daß ein Kronenträger keine Gefahr scheuen müsse; daß ihn sein Lorbeerkranz nicht abhalten dürfe, den Kriegsgewittern zu trotzen; und daß er schlechterdings nicht gesonnen sey an dem glücklichen Ausgang eines Gefechts Theil zu nehmen, wenn er sich nicht auch den damit verbundenen Gefahren ausgesetzt habe. Demzufolge schwang er sich auf ein Pferd, welches ihm der Herr de Dighieres geschenkt hatte, sprengte geradeswegs auf die Soldaten los, die sich zu weit vorwärts gewagt hatten, und bestrebte sich, sie aus der Gefahr zu retten, welche sie sich durch ihren allzu lebhaften Muth zuzogen. Als ihn die Feinde mit dem Commandostabe in der Hand, mit dem weißen ehrwürdigen Barte, mit dem feuerrothen von Kampfbegier entbrannten Antlitz erblickten, und sahen, wie er sich über alle Bedenklichkeiten und Gefahren hinwegsetzte, waren sie einstimmig der Meinung, er habe sich unmöglich auf eine würdigere, gesetztere, überdachtere, und beherztere Art betragen können. Während dieses Gefechts spielte er nicht nur die Rolle eines großen Feldherrn, indem er, ohne nur im Geringsten aus der Fassung zu kommen, auf der Stelle die zweckmäßigsten Befehle ertheilte, sondern auch die eines unerschrockenen Soldaten, weil er überall zugegen war, wo man am stärksten aus Büchsen und Musketen feuerte. Mag man doch immer dies Betragen eine glückliche Verwegenheit nennen. Mag man jenen Heerführer tadeln, der, als man ihm seinen Tod vorhersagte, zur Antwort gab, Sparta's Wohl hange nicht von dem Leben eines einzelnen Mannes ab. Mag man die Meinung derer noch so preißwürdig finden,

den, welche behaupten wollen, ein Feldherr müsse wo nicht vor Alter, doch wenigstens als Greis sterben. Mag man das Leben für das köstlichste Geschenk des Himmels halten, wogegen alles Gold, das je die Sonne sah oder künftig noch sehen wird, für nichts zu achten sey. Genug, dieser Prinz war der Meinung, es sey nichts so groß und hehr, als die Verachtung des Lebens, und weder die Cäsarn noch die Alexander würden sich eine so große Menge Lorbeern erworben haben, wenn sie sich nicht immer in das dichteste Kampfgewühl gewagt hätten. So wenig er die Gefahren achtete welche ihm wirklich vor Augen schwebten, eben so wenig bekümmerte er sich um die, welche ihm in der Zukunft drohten. Die Königin Elisabeth von England ließ ihm zu wissen thun, an seinem Hoflager halte sich ein fremder Edelmann auf, der gegen ihn gar nichts Gutes im Schilde führe. Von rechtswegen hätte er ihn beym Kopf nehmen, oder wenigstens fortjagen können. Statt dessen machte er ihm nicht einmal eine böse Miene, sondern ließ ihn vielmehr auf seine Kosten verpflegen, gab ihm ein Pferd aus seinem Marstall, und beehrte ihn mit seinen Aufträgen, bis endlich jener Mensch, der in seinem Gewissen überzeugt war, daß er der Wohlthaten des Königs ganz unwürdig sey, dieselben nicht länger ertragen konnte, und sich von selbst wieder fort machte. Diese edle Seele konnte nie jemand anderm etwas zutrauen, dessen sie sich selbst unfähig hielt, deswegen ward ihre Ruhe nie durch Mißtrauen oder Argwohn gestört. Vor etwa vier Jahren legte la Cologne, boshafter Weise einem Edelmann aus Bretagne eine so verhaßte, so ganz abscheuliche Beschuldigung in Betreff der Verrätherey und Treulosigkeit zur Last, daß sich selbst die Unschuld dafür entsetzt haben, und vor Schrecken erblaßt seyn würde. Der König erfuhr es, und um der Welt zu zeigen, daß es ihm nicht

mög-

möglich sey jemanden sein Zutrauen zu entziehen, der sich dessen durch seine treuen Dienste einmal würdig gemacht habe, ließ er jenen Edelmann zu sich rufen, machte ihm die Anklage bekannt, setzte aber auch zugleich hinzu, er könne sich darauf verlassen, daß sie ganz und gar keinen widrigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dann rieth er ihm, mit einem seiner vornehmsten Diener darüber zu sprechen, und dieser war vor Erstaunen ganz außer sich, daß der König so freymüthig und gnädig in dieser Sache zu Werke gieng. Sie war von solcher Wichtigkeit, daß sich der Mensch hierin nicht leicht zweymal irrt, daß sonst die Strenge in Rücksicht derselben sehr rühmlich, das Mißtrauen gerecht, die Verschwiegenheit sehr nöthig zu seyn pflegt, und der bloße Verdacht die Stelle der Anklage vertritt. Nachdem er ihm den ganzen Vorgang mit allen Umständen erzählt hatte, gestand er, daß er sich keines Beyspiels zu erinnern wisse, welches sich mit der Großmuth des Königs vergleichen lasse, ausgenommen jene schöne That Alexanders des Großen, der seinem Leibarzte Philippus mit der einen Hand den Trank abnahm, welchen er für ihn zubereitet hatte, und ihm mit der andern den Brief überreichte, worin man ihn beschuldigte, er sey vom Darius mit unermeßlichen Geschenken bestochen worden, seinen Herrn zu vergiften.

Um diese nemliche Zeit gieng dem Könige von mehrern Seiten die Nachricht zu, es seyen boshafte Anschläge gegen seine Person im Werke, und er konnte leicht erachten, daß der ungeheure Zusammenfluß von Menschen die Ausführung eines solchen Vorhabens erleichtern würde. Wie sollte er aber dergleichen Anschläge in Friedenszeiten fürchten, da er den Tod so oft in Kriegszeiten vor Augen gehabt und ihn immer verachtet hatte? Im Monat October war ihm bereits gemeldet worden, daß ein gewisser Mensch aus einem gewissen

Lande in jener abscheulichen und fluchwürdigen Absicht sich auf den Weg gemacht habe. Als man aber dem Könige dessen Aufzug beschrieb, als er vernahm, daß der Kerl ein Maal im Gesicht, einen Bart von der und der Farbe, und auf wallonische Art gekleidet sey, sagte er; diese Nachricht sey ungegründet, denn ein solcher Mensch würde sich durch sein Aeußeres von selbst verrathen. Demungeachtet gaben sich seine treuen Diener alle erdenkliche Mühe, denselben ausfündig zu machen. Ferner ward ihm hinterbracht, daß auch noch ein anderer, wiewohl aus einer ganz andern Gegend, mit dem nemlichen Vorhaben abgereiset sey, und im November zu Paris eintreffen werde. Er stellte aber alles dem Willen Gottes anheim, in der festen Ueberzeugung, daß man dessen Fügungen nicht ausweichen könne, und daß auf der Welt nichts den Menschen abhalten müsse sich seinem allerchristlichsten Willen mit Freudigkeit zu unterwerfen. Oft hörte man ihn sagen: „Wer den „Tod fürchtet, wird sich gewiß nicht an mir vergreifen. „Wer sein Leben verachtet, wird mir das meinige auf eine „solche Art zu entreissen suchen, daß ich ihn nicht daran „hindern kann. Ihr müßet also eure Schuldigkeit thun, „und auf der Hut seyn. Ein Leben voll Todesfurcht, „ist ärger als der Tod selbst. Lege ich mich schlafen, so „empfehle ich meine Seele Gott; stehe ich auf, so bit„te ich ihn um seinen Schutz; alles übrige ruht in sei„ner Hand; was er beschützt, ist gut beschützt; vor den „Narren wird er mich bewahren, und gescheide Leute „werden mir nichts zu leid thun. Uebrigens ist mein „Wandel von solcher Beschaffenheit, daß ich gar nicht „nöthig habe mich vor jemand zu fürchten.“ Nur Tyrannen leben in immerwährender Besorgniß und Angst. Der muthvolle Hirt schläft ruhig, da sich hingegen der feichherzige vor seinem eigenen Schatten fürchtet. Dieser gottselige Numa konnte es nicht über sein Herz brin-

gen,

gen, Verdacht gegen Menschen zu hegen, welche ihr Vertrauen auf ihn setzten. Großmüthig wie Cäsar, noch erhabener an Sanftmuth und Milde wie dieser, stürzte er sich dadurch gleich ihm ins Verderben, daß er sich mehr auf seine harmlose unbegränzte Herzensgüte verließ, als die ungeheure Wuth und Ruchlosigkeit anderer in Betrachtung zog. Seine Lebensart, die Zeitumstände, die Lage seiner Angelegenheiten, die gewissenhafte Befolgung der Friedenstractaten und Edicte, dies alles machte ihn so sicher, daß er nicht die entfernteste Ahndung von den boshaften Anschlägen hatte, welche man gegen ihn im Schilde führte. Die Gährungen in den Köpfen waren gestillt, die bittersten Gemüther beruhigt, die Beschwerden gehoben, die Unzufriedenheit beseitigt, und die Feinde hatten ihre Denkart dergestalt geändert, daß sie jedes Unternehmen gegen die Lebenstage eines Fürsten verabscheuten, an dessen Erhaltung der ganzen Christenheit zu ihrem Heil und zu ihrer Wohlfahrt gelegen war. Ein verwegener Kerl, aus Negrepelisse gebürtig, gieng in der Absicht nach Spanien, sich zu Vollbringung jener verruchten That anzubieten. Er entdeckte sein Vorhaben einem Stallmeister des Königs, welcher nach seinem Geburtsorte Valdemoro genannt wurde. Der französische Gesandte, Herr de Barault, bekam Wind von der Sache, und beklagte sich gegen den päbstlichen Nuntius über die Bosheit derer, die solchen Ungeheuern Gehör gäben. Der Herzog von Lerma versicherte ihn hierauf, es hätten zwar bereits ihrer viele von diesem Schlage bey dem Könige Audienz begehrt, sie wären aber immer unverrichteter Sache wieder fortgeschickt worden. Dergleichen abscheuliche, gottlose, und eines königlichen Herzens ganz unwürdige Gedanken, wären seinem Herrn noch nie in den Sinn gekommen. Er erstaune, daß eine Nation, deren Treue und Anhänglich-

keit für ihre Könige man von jeher bewundert habe, jetzt dergestalt ausgeartet sey, daß man solche Bösewichter und Unmenschen unter ihr finde. Dann ließ er den Valdemoro rufen, und gebot ihm, dem französischen Gesandten den ganzen Handel zu eröffnen. Valdemoro stellte sich auch wirklich bey ihn ein, und gestand, daß jener Bösewicht zu ihm gekommen sey, und sich gerühmt habe, den König ermorden zu wollen. Wir wollen uns hierüber nicht deutlicher erklären, damit wir es nicht machen wie die, welche gegen die Magie und andere abergläubische Gebräuche schreiben, und dennoch die Zaubermittel und Vorschriften anführen, deren man sich dabey bedient. Anfänglich, sagte er, sey er zwar nicht abgeneigt gewesen, auf diesen Vorschlag sich einzulassen, bald darauf aber sey sein Gewissen erwacht, und habe ihm die Abscheulichkeit seines Verbrechens so lebhaft vor Augen gestellt, daß er sich nicht enthalten können, mit einem Jesuiten (!) darüber zu sprechen. Dieser habe ihm sein gottloses Vorhaben auf alle mögliche Art auszureden gesucht, und ihn ermahnt, den Gesandten davon zu benachrichtigen, damit derselbe hierdurch in Stand gesetzt werde, für die persönliche Sicherheit Sr. Majestät zu sorgen. Von diesem allem erstattete Herr de Barault dem König Bericht, welcher oft davon sprach, und sowohl die Klugheit seines Gesandten, als auch die gute Denkart des Herzogs von Lerma, und das gewissenhafte Verfahren des Jesuiten öffentlich rühmte. Die Spanier würden jedoch diese Lobsprüche mit ungleich größerm Rechte verdient und vor den Augen der Welt weit mehr Ehre eingelegt haben, wenn sie jenen Verräther zur gebührenden Verantwortung gezogen hätten. Eigentlich sollte er nicht ungestraft aus Spanien entwischen. Die Könige sind sämmtlich als Brüder zu betrachten, und folglich sind bey dergleichen Verschwörungen alle Reiche der Welt in-

tereſſirt. Allein jene Vollziehung der Juſtizpflege war dem Gouverneur von Languedoc, Herrn de Verdaye vorbehalten, welcher bereits manches warnende Beyſpiel in dieſer Provinz ſtatuiren ließ. Der Elende, welcher dem König nach dem Leben getrachtet hatte, ward, als er durch Toulouſe reiſete, auf vorgängige Nachricht vom franzöſiſchen Geſandten in Verhaft genommen. Aus dem Kerker führte man ihn nach dem Richtplatz, und ſein College kam auf die Galeere.

Wir kehren nun wieder zur Schilderung ſeiner edelmüthigen Todesverachtung zurück, und da können wir mit Wahrheit behaupten, daß erſtens das unbegränzte Vertrauen welches er auf Gottes Schutz ſetzte, und zweytens ſein ſchuldloſes Bewußtſeyn, vermöge deſſen er nicht die geringſte Veranlaſſung hatte ſeine Feinde zu ſcheuen, oder gegen ſeine Unterthanen mißtrauiſch zu ſeyn, den Ausbruch des Ungewitters beſchleunigte, das, wie wir nun bald ſehen werden, mit ganzer Gewalt auf ihn losſtürmte. Hätte er in Frankreich ſeiner Strenge und Gerechtigkeit eben ſo viele Denkmäler errichtet, als er Beweiſe ſeiner Milde und Menſchenliebe gab, ſo würden ſich dergleichen ungeheure Entwürfe und Anſchläge gewiß nicht in den Gemüthern unbeſonnener Menſchen eingeniſtet haben. Die Löwen in Lybien wagen ſich nicht bis an die Städte, auf deren Mauern man die Felle von ihres gleichen aufhängt. Die Wölfe fliehen vor dem Schall der Trommeln, welche mit Wolfsfellen beſpannt ſind.

Vor einiger Zeit hielt der König eine ſehr ausführliche Rede über die mancherley Gefahren, welchen er durch Gottes beſondere Gnade entgangen ſey. Bey dieſer Gelegenheit äußerte er den Wunſch, daß die Geſchichte dereinſt das Andenken derſelben auf eben die Art aufbewahren möge, wie es ihm auf ſeine ganze Lebens-

zelt in sein dankerfülltes Herz geschrieben sey. Zugleich gab er seinen Unwillen darüber zu erkennen, daß sein Parlement zu Tours einen Menschen hinrichten ließ, welcher den Feinden, um sich aus ihren Händen zu befreyen, versprochen hatte, den König zu ermorden, ohne daß jedoch sein Herz mit seinem Munde übereinstimmte. Es hatte jemand zum Könige gesagt, seine Justizbeamten könnten nicht streng genug zu Werk gehen, seine Person vor Gefahren zu schützen; denn von seinem Kopfe hiengen so viele andere Köpfe ab, und mit seinem Leben sey das Leben so vieler anderer Menschen verbunden, daß man nicht nur das Vorhaben und die wirkliche Absicht den König zu ermorden, sondern sogar Träume dieser Art bestrafen müsse, und auch wirklich bestrafe. Ferner sagte der König, wenn er den Narren, welcher ihn auf dem Pont neuf anfiel, und von ihm verlangte, daß er ihm, weil er von dem ersten Könige Frankreichs abstamme, seine Krone abtreten solle, dem Parlement übergeben hatte, so würde er wohl ebenfalls von demselben zum Tode verurtheilt worden seyn. Hierdurch würde es ihm aber einen schlechten Dienst erzeugt haben, weil dies eben so viel gewesen wäre, als ein vernunftloses Vieh bestrafen, das auf die erste Frage, welche ihm der Präsident Jeanin in Betreff seiner Geburt vorlegte, zur Antwort gab, er stamme vom König Pharamund ab. Dieser Kerl, fuhr der König fort, war so toll und thöricht, daß er mir einst, als ich zur Schlacht ritt, schon von weitem zurief: Gieb mir mein Königreich wieder!

Man antwortete dem König: Narrheit könne solchen Verbrechen keineswegs zur Entschuldigung dienen; Caboue, welcher gegen Heinrich den Zweyten den Degen gezogen habe, sey zwar auch ein Narr gewesen,

wesen, aber dennoch mit dem Tode bestraft worden. Die nemliche Strafe habe man einem andern Wahnsinnigen zuerkannt, welcher den König Ferdinand von Arraganien im Jahr ein tausend vier hundert zwey und neunzig angefallen, und ihm einen Hieb unterhalb des Ohrs versetzt habe, den er ihm eigentlich am Halse anbringen wollen. Dieser Mensch sey in seinem Gefängniß auf alle nur erdenkliche Art torquirt und gemartert worden, man habe aber weiter nichts aus ihm bringen können, als daß ihm der Teufel dies befohlen habe, mit dem Versprechen, er wolle ihm zu Ferdinands Krone verhelfen. Ungeachtet seiner Narrheit sey er aber dennoch hingerichtet worden. Man habe ihm Hände und Füße abgehauen, die Augen ausgestochen, ihn mit glühenden Zangen gezwickt, bey gelindem Feuer gebraten, und ihm so nach und nach die Seele ausgepreßt. Man sage zwar, wüthende Menschen würden ohnehin schon arg genug von ihrer Wuth gequält, ohne daß man nöthig habe, ihre Leiden noch auf andere Art zu vermehren; allein die Erfahrung lehre, daß es kein bewährteres Mittel gäbe sie wieder zur Vernunft zu bringen, als die Furcht vor der wohlverdienten Strafe.

Der König unterbrach das Gespräch durch folgende wahrhaft königliche und ihm eigenthümlich zugehörige Aeußerung: „Die Milde verzeiht selbst denen, die es nicht werth sind. Je gerechter der Zorn, desto preißwürdiger die Verzeihung!“ Dieser gütige Fürst suchte bey jeder Gelegenheit die Härte und Strenge der Gesetze zu mildern. Gleich dem Numa hätte er den Zevs lieber mit Vögelköpfen versöhnt, anstatt ihm Menschenköpfe zu opfern. Gleich dem Alexander würde er sein unverbrüchliches Gelübde lieber am Esel vollzogen haben, als am Eselstreiber. Dieser unbefangene edelmüthige

müthige Mann, welcher gar keinen Begriff von Furcht und Menschenscheue hatte, der alle gegen ihn gerichtete Attentate eben so sehr verachtete, als die Mittel welche auf seine persönliche Sicherheit abzweckten, wollte die Schreckbilder, welche man ihm wirklich vorhielt, nicht noch durch Besorgniß vor entferntern vergrößern, sondern glaubte, es sey genug daß jeder Tag seine eigene Plage habe, ohne sich die Zukunft durch Prophezeihungen verbittern zu lassen. Deswegen sagte er zur Königin, er sey nun entschlossen sich in die Stadt zu begeben. Dann trat er auf den Altan vor dem Wohnzimmer der Königin, und rief hinab, man solle seinen Wagen in Bereitschaft halten. Der, welcher sich vorgenommen hatte, ihm den Todesstoß beyzubringen, vernahm diese Worte, und sprach bey sich selbst: „Nun habe ich dich! du bist verloren!" Ehe der König abreisete, gieng er dreymal zur Königin und küßte sie, als suche sein Herz den Schmerz und Kummer auszudrücken, den ihm die Trennung von dem ihrigen verursachte. Die Gemahlin des Marschalls von Etrées, welche diese Liebkosungen mit ansah, sagte zum Könige: er werde ja täglich verliebter in die Königin; alle seine treuen Diener freuten sich darüber, und hofften noch größere Freude zu erleben; er solle sich aber wohl in Acht nehmen, daß er sie nicht täusche. Als er zum Zimmer heraus kam, begegnete ihm die Düchesse von Mercoeur; dies war die letzte Prinzessin mit welcher er sprach. Als er die kleine Treppe hinabgieng, befahl er dem Marschall de Boisdauphin, er solle sich zur Abreise fertig machen. Im Hofe sprach er mit dem Herzoge von Anjou, zeigte ihm den Bassompierre, und fragte, ob er ihn kenne. Drey Viertel auf vier Uhr stieg er in seinen Wagen, und setzte sich an den obersten Platz. Nachdem er den Düc D'Espernon gefragt hatte, ob er etwas in der Stadt

zu

zu thun habe, ließ er ihn rechter Hand neben sich sitzen. Auf der nemlichen Seite, und zwar am Schlage, saßen die Marschälle, de Laverdin und de Roquelaure; auf der andern, der Düc de Montbazon und der Marqui de la Force. Vor dem Wagen ritt sein Oberstallmeister Lianeourt nebst dem Marquis de Mirabeau. Der Kutscher ließ durch den diensthabenden Stallmeister anfragen, wo er hinfahren solle? Der König erwiederte: „Macht nur, daß ihr mich von hier weg bringt!“ Unter dem Schwibbogen des äußersten Thors, ließ er den Wagen auf allen Seiten öffnen. Als er vor das Hôtel de Longueville kam, schickte er sein Gefolge zurück. Hier fragte man ihn nochmals, wo der Wagen hinfahren solle? Er antwortete: Nach dem Croix de Tirouère. Als er dort ankam sagte er: Fahren wir nach dem Cimétiére des Innocents! Dort begab er sich in das Zeughaus, um dem Düc de Sülly seine Freude über die Reise des Herrn D'Escures zu bezeugen, und ihm zu sagen, daß alle Hindernisse, welche er befürchtet habe, aus dem Wege geräumt wären.

Nun nahen wir uns dem Augenblick, wo ich meine Kurzsichtigkeit bekennen und meine Augen in aller Demuth vor den blendenden Strahlen jener unbeschränkten Macht niederschlagen muß, welche die Mittelursachen nach ihrer Willkühr lenkt. Meine Gedanken verlieren sich in den unergründlichen Rathsschlüssen Gottes, nach welchen der Untergang des Königs bestimmt war, und worüber er selbst bisweilen sehr merkwürdige Betrachtungen angestellt hatte. Vor etwa drey Jahren bat ihn ein Cavalier, welcher zu seinem Jagdgefolge gehörte, und dessen vierteljährige Dienstzeit zu Ende war, um Urlaub, und wollte noch des nemlichen

Tags

Tags verreiſen. Sr. Majeſtät bewilligten ihm denſelben; als aber der Cavalier vernahm, daß der König gleich darauf eine Parforcejagd anſtellen werde, blieb er da und ſagte, er müſſe erſt noch den Hirſch ſehen. Wirklich bekam er ihn auch zu ſehen, und zwar in ſolcher Nähe, daß ihm derſelbe einen tödlichen Stoß in den Magen verſetzte, woran er auf der Stelle ſtarb. „Da ſieht man, ſagte der König als er von der Jagd zurückkam, was der Einfluß der Sterne vermag. Dieſer Menſch bat mich um Erlaubniß verreiſen zu dürfen; ich ertheilte ſie ihm; und nun, da er hier gar nichts mehr zu thun hatte, ſuchte er den Tod auf der Jagd. Seine Stunde war gekommen.“ Hierauf fieng der König über dieſen Vorfall ſehr umſtändlich zu moraliſiren an. Wenn ich aber bedenke, daß der König ſelbſt alles Mögliche dazu beytrug ſein Lebensende zu beſchleunigen; daß er gegen die ausdrückliche Warnung ſeines Herzens abreiſete, welches uns in Geheim ſowohl die glücklichen als unglücklichen Ereigniſſe unſers Lebens als ein untrügliches Orakel anzuzeigen pflegt; daß ihm die Königin die Reiſe nach der Stadt auf eben die Art auszureden ſuchte, wie einſt Calpurnia ſich beſtrebte den Cäſar davon abzuhalten, daß er nicht in den Senat gehen ſollte; daß er die Zeit kaum erwarten konnte, bis er ins Louvre käme; daß er ſeiner Leibgarde nicht geſtatten wollte ihm das Geleite zu geben; daß er den Capitän dieſer Leibgarde zurück ſchickt; daß der Lieutenant krank und der Fähndrich bey dem Präſidenten de Harlay zum Beſuch iſt; daß er ſeinen Wagen auf allen Seiten öffnen läßt; daß er ſogar ſeinen Mantel ablegt, um ſeine Seite nur deſto mehr zu entblößen; daß die Einſpänniger einen ganz andern Weg nehmen, als der Wagen; daß die Straße von einem Karrn verſperrt wird;

dann

dann muß ich gestehn, daß Gottes Vorsehung alle Umstände dergestalt mit einander vereinbart und auf einen einzigen Punct lenkt, der schlechterdings nicht vermieden werden kann, wenn wir uns nicht des von ihm verliehenen freyen Willens bedienen, demselben auf eine kluge Art auszuweichen, so daß es mir scheint, jener vermaledeite Streich habe gelingen müssen, Gott habe denen, welche er züchtigen wollte, die Augen verblendet, und sich gleichsam der List des Pittacus bedient, welcher den Phrino, mit dem er sich in Zweykampf schlug, in die Netze, welche er hinter seinem Schilde verborgen hatte, dergestalt verstrickte, daß es ihm sodann wenig oder gar keine Mühe kostete, demselben das Leben zu rauben. Menschenkräfte waren zu ohnmächtig und zu schwach, sich an dem Leben dieses Fürsten zu vergreifen; die Hölle selbst spie das Ungeheuer aus, welches sich dieses Verbrechens unterzog. Dieser Böswicht besaß wenig Verstand, und alle die ihn kannten, hielten ihn für einen verruchten nichtswürdigen Kerl. Er führte einen langwierigen Erbschaftsproceß, und als er denselben verlor, geriethen seine Eltern an den Bettelstab. Statt der gezwungenen Armuth wählte er die freywillige, eilte über Hals und Kopf ins Kloster zu den Feuillantinern, mußte es aber wegen seiner Verstandesschwäche wieder verlassen. Die, welche ihn aufnahmen, erzählten mir nachher, so oft er das Wort Hugenot gehört habe, sey er allemal ganz außer sich gerathen, und seine Narrheit habe sich in völlige Wuth verwandelt. Sein Geist war und blieb immer scheu, ängstlich, unruhig, für alle mögliche Phantastereyen empfänglich, und äußert seine Zerrüttung immer mehr und mehr. Wer sich einmal als ein Narr auf den Weg macht, kömmt selten als ein vernünftiger Mensch wieder nach Hause. Je deutlicher seine Narrheit ins Auge fiel, desto mehr ward er in dem Glauben bestärkt, sie sey aller Welt verbor-

borgen. Je dümmer er war, deſto klüger kam er ſich vor; und da er ſich gar nicht für krank hielt, ſo war er auch nicht im geringſten für ſeine Geneſung beſorgt. Nach Verlauf einiger Zeit gieng er wieder in ſein Vaterland zurück, wo er, eines Mords wegen, ein ganzes Jahr in Verhaft ſaß. Vor Gericht hatte er keine Ehre eingelegt; noch weniger Ruhm nahm er mit aus dem Kloſter; und im Gefängniß betrug er ſich als ein Tollhäusler, der allerley Geſichte und Erſcheinungen hatte. Sein böſer Geiſt, der ihm die gerechteſten und untadelhafteſten Handlungen des Königs in einem gehäſſigen Licht zeigte, vielleicht auch allerley ungegründete Gerüchte, welche er begierig für ausgemachte Wahrheit annahm; dies alles brachte ihn zu dem gräßlichen unmenſchlichen Entſchluß, den König zu ermorden. Es fehlte ihm jedoch an Muth, denſelben eben ſo ſchnell auszuführen, als er ihn gefaßt hatte. Drey Jahre lang nährte er die Giftnatter, welche er im Buſen trug. In der Folge geſtand er, anfänglich habe er ſich ſo ſehr vor dieſen Mordgedanken entſetzt, daß ihm nicht nur jedes Haar auf ſeinem Haupte zu Berge geſtiegen, ſondern auch der Angſtſchweiß über die Stirn gefloſſen ſey, und ſein ganzer Körper gezittert und gebebt habe. Er nannte ſich Franz Ravaillac, und war von Angoulême. In ſeiner Wuth reiſete er einigemal, und zwar noch am verwichenen Oſterfeſte, von Angoulême nach Paris, immer in der Abſicht, jenen Streich auszuführen; er habe jedoch, ſagte er, erſt die Krönung abwarten wollen, damit die Königin einer ſo gerechten und wohlverdienten Ehre nicht beraubt werden möchte. Vielleicht hätte er die Ausführung ſeines ſchrecklichen Vorhabens noch weiter hinausgeſetzt, aber die Noth zwang ihn, daſſelbe zu beſchleunigen, denn er hatte nur noch drey Quart von einem Scudi in ſeinem Vermögen. Da er nun feſt entſchloſſen war keinen Augenblick

genblick länger zu säumen, so trank er mehr als gewöhnlich, gieng sodann nach dem Louvre, und setzte sich auf einen von den Marmorsteinen vor dem Thor, wo die Bedienten gewöhnlich ihre Herrn erwarten. Hier hielt er sich ziemlich lang auf, denn er war Willens, dem Könige den Todesstoß in eben dem Augenblick zu versetzen, wenn er sich zwischen beyden Thoren befinden würde, wozu ihm die Beschaffenheit des Orts sehr günstig schien. Als er aber vernahm, daß der Düe D'Espernon nicht an dem Orte zugegen sey, wo er glaubte daß der König absteigen würde, suchte er ihm den Weg abzuschneiden, und stellte sich an eine von den kleinen Buden nach der Gegend des Innocents zu, in der Straße Ferronnerie, wo er ihn erwartete. In dieser Straße sind viele Kramläden und Buden, welche an die Mauer des Kirchhofs des Innocents stoßen. Als König Heinrich der Zweyte im Jahr ein tausend fünf hundert vier und funfzig, den vierzehnten May, also gerade am Geburts und Sterbetage dieses großen Fürsten, zu Compiegne war, und in Erwägung zog, daß diese Straße die Stadt Paris queer durchschneide, daß die Konige gewöhnlich durch dieselbe ihren Weg nehmen müssen, wenn sie vom Louvre nach der Tournelle fahren wollen, und daß sie, der vielen Buden wegen, sehr eng, schmutzig und unbequem sey, befahl er, dieselben niederzureißen und bey Seite zu schaffen. Dies Edict wurde zwar vom Parlemente bestätigt, blieb aber zum größten Unglück unausgeführt. An diesen nemlichen Buden, lief der Bösewicht, ganz erhitzt und von Schweiß triefend, auf und ab. Der König kam, ward, als er die Straße hineinfahren wollte, den Herrn von Montigny gewahr, und rief ihm nach seiner gewöhnlichen Leutseligkeit mit lauter Stimme zu: „Ihr Diener, Montigny! Ihr Diener!" Beym Einfahren in die Straße, stieß der

Wa

Wagen rechter Hand auf zween Karrn, wovon der eine mit Wein, der andere mit Heu beladen war. Deswegen mußte der König links einlenken und jeden Augenblick still halten. Mittlerweile waren die Einspänniger über den Kirchhof des Innocents geritten; die Edelleute konnten gar nicht an den Wagen kommen; zwischen demselben und den Buden drängten sich eine Menge Leute hindurch. Jener Unmensch kam des nemlichen Wegs, angethan mit einem Mantel, welcher ihm über die linke Schulter hieng, das Messer in der Hand, und oben darüber den Hut haltend damit man es nicht wahrnehmen sollte. Die Stellung des Königs machte ihm Muth. Hätte sich derselbe nicht mit dem Gesicht nach der Seite gedreht, so glaube ich doch, daß ihn die Majestät und Würde, welche die Hand Gottes den Königen auf die Stirn prägt, vielleicht von seinem Vorhaben abgeschreckt hätte. Der König saß rechter Hand, dicht neben dem Duc D'Espernon, welchem er einen Brief zu lesen gegeben hatte. Zu seiner Linken saß der Duc de Montbazon, welcher den Kopf seitswärts drehte, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als ob er das, was der König ganz leise sprach, belauschen wollte, denn dieser hatte sich vorwärts gebogen, und sagte zum Duc D'Espernon und dem Marschall de Laverdin folgende Worte: „Auf dem Rückwege aus dem Arsenal will „ich Euch den Plan zeigen, wodurch Herr D'Escures den Uebergang meiner Armee zu bewerkstelligen „hoft. Ihr werdet Euch darüber freuen, und ich selbst „bin ungemein damit zufrieden.“ Als nun die Furie sah, daß ihm der König während dieses Gesprächs die Seite Preis gab, und daß der einzige Einspänniger welcher noch zugegen war, und die Ausführung seines Vorhabens hätte verhindern können, sich eben damit beschäftigte, sein Kniehand zu befestigen, versetzte er dem Kö-

nige

nige über das Rad hinweg zween Stiche mit dem Messer. Er wollte ihm deren noch mehrere beybringen, aber der Düc de Montbazon fieng den dritten mit seinem Wammsermel auf. Der erste Stich gieng zwischen der zwoten und dritten Rippe durch, war ungefähr queer Fingers breit, und lief unter dem Herzmuskel hin, ohne jedoch die Brust zu verletzen. Der zweyte, welcher etwas tiefer traf, gieng mitten auf der Seite zwischen der vierten und sechsten Rippe durch, war zween Finger breit, durchbohrte den einen Lungenflügel, und erstreckte sich von da bis an die große Schlagader, die er oberhalb des linken Herzohrs zerschnitt.

Als der König den ersten Stich bekam, fuhr er mit dem Arm in die Höhe, und gab dadurch seinem Mörder nur noch mehr Blöße, den zweyten anzubringen. Auch fand sich nachher, daß das äußerste Ende seines Wammsermels auf der Aussenseite, nach der Hand zu, an zwey, und das Hemde, weil es in Falten gelegen hatte, an drey Orten durchlöchert war. Dieser Umstand bestätigte, was der Mörder gegen mehrere Personen wiederholte, nemlich: er habe dem König zwar drey Stiche versetzt, aber nur durch einen sey das bewirkt worden, was er gewünscht hätte. Bey dem ersten Stiche sagte der König: Ich bin verwundet! aber der zweyte folgte so schnell, daß er kaum noch die Worte heraus bringen konnte: Es thut nichts! denn das Blut schoß ihm stromweise zum Munde heraus. Der Düc D'Espernon sprang gleich auf, hielt ihn, damit er nicht umsinken möchte, und bat ihn, an Gott zu denken. Der König faltete die Hände, und richtete die Augen gen Himmel. Seine Seele, welche über und über mit dem Blute des unschuldigen Lammes besprengt war, welches von Anbeginn der Welt her für uns geopfert ward, schied sanft aus seinem Körper, welcher

von dem Blute trof, das aus seinen ganz unschuldiger Weise empfangenen Wunden quoll.

Der Wagen hielt still, der Weg war versperrt, die Straße mit einer Menge bestürzter Menschen angefüllt, und der Kutscher, welcher ganz außer sich war, wußte nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fahren sollte. Herr de Saint Michel, einer von den Edelleuten, welche den König gewöhnlich begleiteten, griff nach dem Degen, und wollte den Mörder darnieder hauen. Allein der Düc D'Espernon rief ihm zu: wenn ihm sein Kopf lieb sey, solle er ihn unangetastet lassen; denn der König befinde sich wohl. Zugleich riß er dem Kerl das Messer aus der Hand. Der Graf de Curson gab ihm einen Stoß mit seinem Degengefäß vor die Gurgel. Herr de la Pierre, einer von den Hauptleuten der Leibwache, versicherte sich seiner Person, und übergab ihn den Einspännigern, die ihn dem Herrn de Montigny überantworteten. Herr de Biancourt sprang eilig aus dem Wagen, und begab sich auf das Rathhaus, um daselbst die Verfügungen zu treffen, welche er von Amtswegen zu besorgen hatte. Andere liefen zum Dauphin, in der Absicht, für dessen Sicherheit zu sorgen. Herr von Courtemer hat mir vermittelst einer handschriftlichen Nachricht die Wahrheit verbürgt: der Marquis de la Force habe ihn im nemlichen Nu, und in der nemlichen Straße gebeten, er möge sich doch nach dem Arsenal begeben, und den Düc de Sülly von diesem Unglücksfall benachrichtigen. Auf dem Wege dahin, wären ihm acht bis zehn Männer zu Fuß, und zween zu Pferde begegnet, welche unter vielen Flüchen und Schwüren gesagt hätten: Der Kerl muß sterben! Dann wären sie auf jenen Tyger losgegangen, und hätten ihn umbringen wollen. Er habe sich aber mit

blo-

bloßem Degen ins Mittel gelegt, ihre Hiebe und Stöße ausparirt und zu ihnen gesagt: der Könige befinde sich wohl, und habe ausdrücklich befohlen, daß ihm kein Leid geschehen solle. Der Oberpräsident, welcher von diesem Vorfall benachrichtigt worden sey, habe sich bey ihm erkundigen lassen, was dies für Leute gewesen wären? Darauf habe er erwiedert, sie hätten sich wieder im Gedränge verloren, und man müsse bey Leibe nichts auf gerathewohl unternehmen.

Dieser schreckliche, meuchelmörderische Streich ward mit einer solchen Behendigkeit ausgeführt, daß fast niemand etwas davon gewahr wurde. Die Bestürzung war so groß, daß man wohl schwerlich den unmenschlichen Thäter entdeckt haben würde, wenn er sein Messer auf die Erde geworfen hätte; weder an seiner Furcht, denn diese war allgemein, noch an seiner blassen Gesichtsfarbe, denn er betheuerte, daß er so gleichgültig auf den König losgebohrt habe, als ob er einen mit Heu ausgestopften Stiefel vor sich gehabt hätte. So hatte ihm der Teufel aller Scheu, alles Respects, alles Nachdenkens beraubt.

Als der Wagen mit dem Könige im Louvre ankam, schrien die Leute am Eingang des Vorhofs: Wein! Wundärzte herbey! Man hatte aber weder den einen noch die andern nöthig. Die Nachricht von seiner Ermordung hatte sich bereits im Pallast verbreitet, aber man glaubte noch nicht, daß er wirklich todt sey, bis endlich der Wagen anlangte, der entseelte Leichnam herausgenommen, und in dem kleinen Cabinet aufs Bett gelegt wurde. Diese Verrichtung besorgten der Duc de Montbazon, der Duc de Vitri, der Marquis de Nermoustier, der Marquis de Sülly, einer von den Stallmeistern, und noch

einige andere Personen, deren Namen mir nicht bekannt worden sind. Petit, sein Oberleibarzt, versicherte mich, er sey nicht eher als auf dem Bett verschieden. Als er ihm zugerufen; Sire, denken Sie an Gott, und sagen Sie in ihrem Herzen: Jesu, du Sohn David erbarme Dich mein! habe der König dreymal die Augen wieder aufgeschlagen. Noch ein anderer Herr hat mir das Nemliche erzählt. Man zweifelt aber sehr, daß ihm die Beschaffenheit der Wunde diese Lebensfrist habe gestatten können, sondern glaubt vielmehr, er habe in seinem Blute ersticken müssen. Ein gewisser Staatsrath fand sich, nachdem er das Conseil in Gesellschaft des Kanzlers und der übrigen Herrn verlassen hatte, bey dem Leichnam ein, und blieb die ganze Nacht da. Dieser letzte Liebesdienst, welchen er dem König erzeigte, war ein deutlicher Beweis von dem Eifer, womit er seine frühern Pflichten erfüllt hatte. Der Erzbischof von Ambrun fand sich auch daselbst ein, verrichtete sein Gebet, und trug Gott die Fürbitte der Kirche für das Heil seiner armen Seele vor.

Man erzählt, ein gewisser Herzog von Burgund sey vor Schrecken gestorben, als ihm ein Schwarzkünstler neun Kriegshelden gezeigt habe, welche im Begriff standen, den König zu morden. Dann hätten die vor Herzleid sterben müssen, welche wie man eine Hand umdreht, diesen König aller Kriegshelden entseelt da liegen sahn. Nun erblickte ich zwar sein blutiges Hemd, seine von angehäuftem Blut emporgeschwelte Brust, seine mit Todesblässe bedeckte Stirn, seine geschlossenen Augen, den offenen Mund, und überdies noch sein Ordenskreuz; demungeachtet schien mir dies alles ein Traum. Ich konnte meinen Augen nicht trauen, konnte mir es nicht als möglich vorstellen, daß ich den wirklich

lich todt vor mir sähe, der nur erst vor einer Stunde von nichts anderm als Schlachten, Siegen und Triumphen, sprach. Dies ist denn also, sagte ich gleich andern, der siegreiche Fürst, den alle Welt den Großen, den Unüberwindlichen nannte; der, wenn er sich nur in Bewegung setzte, zugleich die ganze Welt bewegte: dessen Entwürfe jedermann beruhigten, dessen Leiden aller Herzen betrübten, dessen Drohungen die Feinde schreckten, dessen Verordnungen seinen Unterthanen Schutz und Sicherheit gewährten. Dieß der Fürst, der die Christenheit in ihrem hinfälligen Zustande aufrecht erhielt, im Unglück sie tröstete, in bangen Besorgnissen ihr Muth einsprach. Dies der Fürst, der durch die Stärke seines Geistes, seinen durchdringenden Verstand, sein glückliches Gedächtniß, seine bewährte Erfahrung, und durch die drey Augen des Verstandes, nemlich Erkenntniß, Scharfblick und Besinnung, die Kunst über Menschen zu herrschen, unter allen übrigen Künsten die schwerste, auf eine so vortrefliche Art trieb, daß er in dieser Rücksicht die berühmtesten Männer des Alterthums übertraf. Dies der Fürst, der in Geschäften so thätig, in ruhigen Stunden so wachsam, in zweifelhaften Fällen so vorsichtig, in glücklichen so mäßig, in unglücklichen so weise war; der sich in Schlachten vor nichts fürchtete, in Gefahren nie die Fassung verlor, und immer dem Schicksal die Stirne bot; der so genau wußte, was man fürchten und verachten, oder wünschen und begehren müsse. Dies der Fürst, der allen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, sie gegen jeden vollstreckt wissen wollte; der so geneigt war das Böse zu hindern, und das Gute zu befördern; der alle Arten von Zufriedenheit, Glück und Ehre genoß; der immer sich mit großen Entwürfen beschäftigte, um dadurch die Verherrlichung Gottes und Frankreichs Ruhm zu befördern; der stets darauf anteng, das Mangelhafte zu verbessern und jene großen

Meisterwerke zu vollenden, welche den Wundern der Welt an die Seite gesetzt zu werden verdienen; der fest entschlossen war, die Künste und Wissenschaften auf der Universität zu Paris und die Religion in der ganzen Welt wieder in Flor zu bringen. Dieser große Heinrich, dem der Himmel, so wie seine Tugenden und Verdienste, die Oberherrschaft der Welt hoffen ließen, stirbt in eben dem Augenblick, wo diese Hoffnung erfüllt werden sollte. Alle Prinzen, Cardinäle, Prälaten, und Hofleute eilen in der Absicht herzu, ihn in seinem Cabinet auf dem Bett liegen zu sehn. Dieser küßt ihm die Stirn, jener die Hand; mehrere werfen sich ihm zu Füßen; alle zerfließen in Thränen. Auch der Connetable erschien in eigener Person, und vermehrte das Traurige dieses Anblicks durch sein Jammern und Klagen; denn der Mann that ganz erbärmlich, daß Gott ihn so lang auf der Welt lasse, und hingegen einen Fürsten hinweggenommen habe, an dessen Erhaltung der ganzen Christenheit so viel gelegen gewesen sey. Der Schmerz griff ihn dergestalt an, daß ihm die Sprache vergieng, und daß er fast nicht mehr auf den Füßen stehn konnte. Jedermann hätte sich das Herz aus dem Leibe, die Augen aus dem Kopf weinen mögen, daß jene Augen sich auf ewig geschlossen hatten, welche die Freude und Wonne des ganzen Hofs waren, um deren Blicke man sich so eifrig, so ängstlich bewarb, daß mancher den Tag für verloren schätzte, an welchem ihm nicht wenigstens einer derselben zu Theil wurde. Kein Maler würde die Trauer eines Vaters bey dem Tode seiner einzigen Tochter auf eine rührendere Art darzustellen vermögen. Kein Redner würde den Schmerz schildern können, welchen die Königin über den Verlust ihres Gemahls, des Königs, empfand. Wenn dieser nicht gerechte Thränen veranlaßt hätte, so müßte es fürwahr in der ganzen Natur gar keine solche Veranlassung geben;

der

der Schmerz müßte dergleichen nirgends wahrnehmen, die Vernunft sie nie statt finden lassen. Nachdem aber die Königin ihrer Betrübniß diesen gerechten Tribut entrichtet, nachdem sie neun Nächte lang nicht geschlafen, und dieselben theils mit weinen, theils damit zugebracht hatte, allerley Anstalten zu Verhütung noch größern Unglücks zu treffen; da überzeugte sie die Welt, daß es ihr von Gott vorbehalten sey, unser schreckliches Elend zu lindern. Hier finden wir Stoff, die Geschichte ihrer Regentschaft und der Regierung ihres Sohns zu beginnen, worin wir erzählen werden, wie sich Ihre Majestäten bey diesem Uglücksfall betrugen, mit welcher Herzensgröße, Treue und Liebe Sie von den Prinzen, den Kronbeamten, den Staatsräthen, den Gouverneuren der Provinzen, zu Paris und in allen andern Städten, bedient wurden, wo Dinge sich ereigneten, welche von solcher Beschaffenheit waren, daß Frankreich selbst seine bewundernswürdigen Thaten bewundern mußte. Dies alles erfodert ein eigenes Werk, denn außerdem scheinen dergleichen Abhandlungen weiter nichts als unzusammenhängende Fragmente zu seyn. Die Geschichte Heinrichs des Vierten erstreckt sich nicht viel weiter als bis an sein Lebensende, und da wo sie sich schließt, beginnt jene Ludwigs des Dreyzehnten, des höchstbeglückten Sohns eines Vaters, welcher die Zierde aller vergangenen Jahrhunderte war, und die Bewunderung aller künftigen seyn wird.

Drittes Buch.

Es würde in der That unverzeihbar seyn, die Beschreibung der Ehrenbezeugungen, welche man des Königs erhabenen Andenken erwies, des Gepräng, welches bey

seiner Beerdigung beobachtet wurde, und der Art und Weise wie man seinen Tod rächte, bis zu einer andern Zeit zu versparen. Seine Geschichte hat an seiner Wiege begonnen; sie darf sich nicht eher endigen, als an seinem Grabe.

Der Leichnam des König war in ein Gewand von schwarzem geblümten Atlas, ohne Borten, gekleidet. Dies zog man ihm des Freytags gegen Mitternacht aus, legte ihm statt dessen ein Wamms von weissem Atlas an, und trug ihn sodann in sein Wohnzimmer aufs Bett, wo er von ganz Paris in Augenschein genommen, betrachtet, beklagt und beweint wurde. Die heiße Jahrszeit, und das viele Blut, welches sich im Unterleibe angehäuft hatte, gestatteten nicht, die Oefnung des Leichnams länger zu verschieben. Sie ward des Sonnabends, gegen vier Uhr, im Beyseyn von vierzehn königlichen Leibärzten vorgenommen. Sie fanden ihn so gut beschaffen, und alle innern Theile so ganz unversehrt, daß der König ein hohes und gesegnetes Alter hätte erreichen können, wenn ihn nicht dieses Unglück betroffen hätte. Ihrer Meinung nach hätte ihn der Mörder an keiner gefährlichern Stelle verwunden, und auf keine schnellere Art ums Leben bringen können, wenn gleich der ganze Körper durchsichtig gewesen wäre. Das Eingeweide ward von einem Gefreyten der Garde und sechs Soldaten, nach Saint-Denis gebracht, wo man es ohne alle Ceremonien beerdigte. Das Herz des Königs that man in eine silberne Kapsel, welche ebenfalls wie ein Herz gestaltet war. Herr von Varennes, Gouverneur von Angers und Oberpostmeister von Frankreich, erinnerte die Königin, an die Willensmeinung welche der König mehrmals geäußert hatte, daß dasselbe in seinem Geburtsorte La Fleche ruhen, und den dortigen Jesuiten in Verwahrung gegeben wer-

den

den ſollte. Als die Königin dieſes Herzens erwähnen hörte, ward ihr eigenes von neuem verwundet; denn er iſt ja nicht anders möglich als daß eine Frau den lebhafteſten Schmerz darüber empfinden muß, wenn man ihr das Herz ihres Gatten abfodert. Sie antwortete: da der Wille Gottes nun einmal geſchehen ſey, ſo ſolle der Wille des Königs ebenfalls vollzogen werden. Demzufolge befahl ſie, dieſes Herz den Jeſuiten zu La Fleche einzuhändigen, und ertheilte dem Düc de Montbazon den Auftrag, es dahin zu transportiren. Der Prinz von Conti überreichte daſſelbe dem Pater Jacquinot, welcher dem Profeßhauſe zum heiligen Ludwig als Rector vorſtand. Der Pater Cotton ſtattete im Namen der ganzen Geſellſchaft die Dankſagung ab. Herr de Vitri hatte die Veranſtaltung getroffen, daß es bey dem Schein von zwölf Wandlichtern und unter Bedeckung von vier und zwanzig Hatſchieren, welche vor dem Wagen hergiengen, nach der Jeſuitenkirche gebracht wurde, wo dieſes köſtliche Depot eine Zeitlang aufbewahrt blieb. Von hieraus transportirte man es unter einer zahlreichen Begleitung nach La Fleche, wo es von Herrn de Varenne, deſſen Sohne, dem Baron de S. Suſanne, und der geſammten Geiſtlichkeit des Ortes, mit großem Pomp und Gepränge in Empfang genommen, und unter vielen Ceremonien, Leichenreden und Trauergeſängen in der Kirche des Jeſuitencollegiums beygeſetzt wurde. Den Leichnam des Königs balſamirte man ein, legte ihn in einen bleiernen Sarg, ſtellte dieſen in ein hölzernes Gehäuſe, deckte ein großes Stück Goldſtoff darüber, errichtete oberhalb deſſelben einen Thronhimmel, und auf jeder Seite einen Altar, woran achtzehn Tage lang alle Morgen Meſſe geleſen, und zu allen Stunden, ſowohl bey Tag als bey Nacht, ohne Unterlaß gebetet wurde. Nachher wurden in allen Kirchen

durch ganz Frankreich für den König Betstunden gehalten. Die, welche der Meinung sind daß dies den Todten nichts helfe, nahmen gleichwohl auch Antheil an der allgemeinen Trauer, welche dieser Unglücksfall veranlaßte; denn sie betrachteten ihn als ein Strafgericht, das Gott über Frankreich verhängt habe, und ordneten daher in allen Provinzen, worin sie Kirchen besitzen, einen allgemeinen Bußtag an. Nach ihren Gesetzen ist niemand hievon ausgenommen, und er wird so streng gehalten, daß sie ihrem Körper den ganzen Tag über nicht die mindeste Nahrung reichen, da mittlerweile ihre Seele entweder zu Gott betet, oder wenigstens Gottes Wort anhört.

Aus dem Zimmer schaffte man den Leichnam des Königs in den Saal, wo man seinem Bildniß sowohl des Mittags als Abends, wenn es Essenszeit war, auf eben die Art Cour machte, wie bey seinen Lebzeiten dem Original. Man hatte einst der Königin gerathen, auf diese nemliche Weise Heinrich den Dritten, König von Frankreich und Polen, beerdigen und an ihm die Pflichten zeigen zu lassen, welche die Lebendigen gegen die Todten beobachten müssen, und die ihm aus mancherley wichtigen Ursachen vorenthalten worden waren. Der Düe D'Espernon und der Oberstallmeister Bellegarde hatten den Auftrag erhalten, sich nach Compiegne zu begeben, und den Sarg von dort nach Saint Denis bringen zu lassen. Die Beschreibung seiner Exequien findet man am Ende seiner Lebensbeschreibung. Wir können uns nicht dabey aufhalten, sondern merken nur noch an, daß Frankreich zween seiner Könige um eben die Jahrszeit auf eine eben so ruchlose als meuchelmörderische Weise mit Messerstichen ums Leben bringen, und acht Tage nachher beerdigen sah.

Was

Was die Leichenbegängnisse der Könige von Frankreich betrift, so beobachtete man in Rücksicht derselben, seit den Zeiten Karls des Achten, immer die nemliche Form. Wenn man eines derselben gesehen hat, so ist es eben so gut, als hätte man die andern alle gesehen. Man hat nichts weiter nöthig, als nur noch die Namen der Personen hinzuzufügen, und Zeit und Ort zu bestimmen. Findet ja einiger Unterschied dabey statt, so ist es bloß in Ansehung des größern oder mindern Aufwands. Da jedoch dieser große Fürst seine Vorgänger in so mancher andern Rücksicht übertraf, so war der ausdrückliche Wille der Königin, daß auch sein Leichenbegängniß, an Pracht und Aufwand alle andern weit hinter sich lassen solle.

Als das Bildniß zehn bis zwölf Tage lang im Saale zur Schau gestanden hatte, nahm man es, der Etiquette gemäs, wieder hinweg, stellte den Leichnam auf die Bahre, und kleidete den Saal in Trauer. Nun kam der König, mit seinem Purpurmantel angethan, in Begleitung seiner Herrn Brüder, der Prinzen vom Geblüt, und der vornehmsten Herrn von Hof, in der Absicht, den Leichnahm mit Weihwasser zu besprengen. Einige Tage nachher verrichteten die vornehmsten Dicasterien dieselbe Ceremonie. Der Kanzler ließ mit Genehmigung des Conseil den Befehl ergehen, daß man den verstorbenen König in der öffentlichen Todesanzeige Heinrich den Großen nennen solle, weil er an Großmuth und Milde nicht leicht seines Gleichen habe. In der That war er dieses Titels nicht nur in Ansehung seiner Glücksvorzüge, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften und Tugenden vollkommen würdig. Das große und prächtige Leichengefolge, welches sich vom Thore zu Paris bis nach Saint Denis erstreckte, kann man sich eben so leicht vorstellen, als

es sich beschreiben läßt. Man denke sich nur eine ungeheure Menge brennender Windlichter, fünf hundert Hausarme, eine große Menge Invaliden in schwarzer Kleidung, und hinter diesen die sämmtliche Geistlichkeit von Paris: denn alle Congregationen, sie mochten aus Ordensgeistlichen oder Weltleuten bestehn, begleiteten die Leiche; ausgenommen die Karthäuser und Cölestiner. Selbst die Jesuiten erboten sich mit zu gehen. Alle Diecasterien, die sämmtlichen Justizbeamten zu Paris, alle Facultäten der dortigen hohen Schule, die ganze Dienerschaft, das Militär, und die königliche Stallparthey; dies alles machte die Leichenbegleitung aus. Hinterdrein kam nun erst der eigentliche Prachtaufzug. Zuerst der sechsspännige mit Wappen behangene Trauerwagen; mitten darauf der Leichnam des Königs. Dann sein Bildniß, umgeben von den Parlementsherrn, in rothen Kleidern. Das Küssen, worauf es lag, trug der Prevot der Kaufleute. Hierauf folgten die Schöffen der Stadt Paris, welche den Gerechtigkeitsstab, das Scepter und die Krone trugen. Hernach brachte man die Rüstung des Königs, nemlich: sein Schwert nebst dem Wehrgehänge, den Helm mit dem Federbusch, den Mantel, den Waffenrock, den Schild, die Panzerhandschuhe, und die Sporen. Ferner, die Panniere, Fahnen und Standarten der Compagnien, alle schwarz überzogen, das Prachtpferd, und noch zwölf andere Pferde, welche von eben so viel Pagen geführet wurden. Endlich folgten die Bischöffe, Erzbischöffe, Gesandten, und Cardinäle. Nun kam der eigentliche Trauerzug, wobey sich der Prinz von Conti, der Graf von Soissons, die Herrn de Guise, Joinville, und d'Elbeuf, die Ducs D'Espernon und Montbazon, die Ordensritter und noch viele andere Herrn befanden. Ehedem giengen die Söhne der Könige mit. Die vier Söhne des Clo-

tar begleiteten den Leichnam ihres Vaters von Compiegne bis nach Soiſſons. Dieſe Ehre erwies Ludwig der Dicke ſeinem Bruder, Philipp, Ludwig der Achte dem Philipp Auguſt, Philipp der Dritte Ludwigen dem Neunten, Karl der Fünfte dem Johann, auch wohnten Karl, Herzog von Orleans, und Heinrich, Herzog von Anjou, der feyerlichen Beerdigung ihres Vaters, Heinrich des Zweyten, ebenſo bey. Allein das Ceremoniel, welches bey dergleichen Gelegenheiten von rechtswegen beſtimmt ſeyn ſollte, hat ſich nach und nach geändert, ſo daß man das, was man das einemal beobachtet, ein andermal wegläßt; und eben deswegen ſagte Herr de Tilet, man habe hierüber ganz und gar keine Gewißheit. Sonſt pflegte man auch das Bildniß des Königs auf den Sarg zu legen, um dadurch dem Volke deſto mehr Reſpect gegen den darin befindlichen Körper einzuflößen; und damit es zugleich überzeugt werden möchte, daß der König nie ſterbe, und daß die Verwaltung der Juſtiz, die vornehmſte und weſentlichſte unter allen Beſchäftigungen des Königs, ununterbrochen fortdaure, gehen jederzeit die Parlementsherrn neben demſelben her. Bey der Beerdigung Franz des Erſten, wurde es zum erſtenmal vom Sarge genommen, und ſeitdem ſtreitet man ſich darüber, welche Stelle dem Biſchof von Paris bey dergleichen Feyerlichkeiten eigentlich anzuweiſen ſey.

Den Dienſtag, am neun und zwanzigſten Junius, brachte man den Leichnam des Königs, nach der Kirche de Nôtre Dame, und ſtellte ihn daſelbſt unter die beleuchtete Kuppel. Die Prinzen vom Geblüt, und die andern Leidtragenden Herrn, nahmen ihren Platz im Chor rechter Hand; die Parlementsherrn aber ſetzten ſich ihnen gegenüber. Mittwochs gieng der Zug, nach-

dem

dem das Hochamt geendigt war, der Biſchof von Aix die Leichenpredigt gehalten, und die Geſellſchaft abgeſpeiſet hatte, in der nemlichen Ordnung nach Saint Denis. Als er aber über die Vorſtädte hinaus kam, trennte er ſich; Leute, welche bis dahin zu Fuß gegangen waren, ſetzten ſich nunmehr entweder zu Pferd oder in ihre Kutſchen, und dieſer ſo ſchön geordnete feyerliche Pomp verſchwand. Die Hauptleute von der Garde, Monteſpan, Vitri und Praslin, verließen den Wagen nicht einen Augenblick: denn ſie hatten ſich ſchon vorher verlauten laſſen, ihre Pflicht gebiete ihnen zwar den Leichnam zu bedienen, aber nicht das Bildniß. Die Geiſtlichkeit von Saint Denis gieng ihnen bis an den Kreuzweg entgegen, denſelben in Empfang zu nehmen. Man hatte einigen Verdacht, der Sarg ſey leer, und der Leichnam des Königs bereits beerdigt, weil es der außerordentlichen Hitze wegen nicht möglich geweſen ſey, ihn noch länger in ſeinem Wohnzimmer aufzubewahren, indem man ihn ſehr ſchlecht einbalſamirt habe. Vitri verſicherte, dies ſey wirklich des Königs Körper, und ſetzte hinzu, wenn ſie nur ein klein wenig näher zum Sarge treten wollten, ſo würden ſie überzeugt werden, daß er die Wahrheit ſage, und daß der größte Monarch aus keinem andern Stoff beſtehe, als der geringſte Erdenbewohner.

Man bedurfte bey dieſer Feyerlichkeit keiner gedungenen Klagweiber, und keiner erkauften Thränen; denn ſie floſſen ohnehin reichlich genug, und wer ſie hätte zurückhalten können, der müßte kein menſchliches und für Mitleid empfängliches Herz gehabt haben. Das Wehklagen nahm zu und verwandelte ſich in lautes Schluchzen, da man den Leichnam unter den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen ins Grab ſenkte. Als der Graf de Saint Paul, welcher bey dieſer Gelegenheit die Stelle

le des Oberhofmeisters vertrat, zu ihnen sagte, daß der König todt sey; als gleich nachher die Herolde dreymal auf dem Grabe ausriefen: der König ist todt! da wünschte sich mancher ihm nachfolgen zu können. War auch einer oder der andere standhaft genug, seinen Thränen Einhalt zu thun, so verbitterte dies seinen Schmerz nur desto mehr.

Wollte ich das Leidwesen der Einwohner von Paris beschreiben, so würde es jedem, der es nicht mit ansah, unglaublich scheinen. Ueberall sah man nichts als Weinen, hörte man nichts als Heulen und Schreyen; es war, als wenn das Volk in Stücken gehauen würde; denn das Uebermaß seines Schmerzes hatte es ganz aus der Fassung gebracht. Fragt man, warum es so außerordentlich jammerte, so läßt sich diese Frage sehr leicht beantworten. Es geschah aus Liebe. Woher aber diese Liebe? Als wenn Er nicht der Stadt Paris die größten Beweise seines Wohlwollens gegeben; alle ihre Vergehungen und Fehler ganz in Vergessenheit gestellt hätte! Er eroberte sie, schenkte ihr die Freyheit, behandelte die als Vater, welche ihn bey seinem Einzuge für einen Tyrannen gehalten hatten. Von dieser Zeit an war er unabläßig darauf bedacht, ihr wieder aus ihrem Elende emporzuhelfen, und sie desselben so gänzlich vergessen zu machen, daß sie mit Wahrheit sagen könne, sie sey bloß deswegen in jenen unglücklichen Zustand gerathen, um desto beglückter und mächtiger wieder aus demselben hervorzugehen. Nie befand sich Paris in einem blühendern Zustande als während seiner Regierung; denn er hatte in dieser Stadt, so zu sagen, noch mehrere andere Städte erbaut, wodurch ihre Schönheit und ihr Wohlstand vermehrt wurde. Wüßte ich gewiß, sagte der König, daß ich lange genug lebte, um zwo so große Unternehmungen ausführen zu kön-

können, so würde ich das Louvre vollends ausbauen, und die Vorstädte von Paris mit Mauern einfassen lassen. Dann könnte ich mich rühmen, das schönste Schloß und die größte Stadt in der Welt zu besitzen. Alle andere Städte kamen ihm gegen Paris nur wie elende Nester vor, denn alles was man von Quinsai, Großcairo, Cambalu und Cassagale erzählt, schienen ihm Fabeln zu seyn. Er war stolz darauf, Fremden die Herrlichkeit dieser kleinen Welt zu zeigen, und sie sowohl von dem öffentlichen als Privat-Wohlstande zu überführen, welcher darin herrschte. Sie mit neuen Auflagen zu belasten, kam ihm nicht in den Sinn. Schön und wahrhaft königlich war die Antwort, die er einst dem Prevot der Kaufleute und den Schöffen von Paris ertheilte. Sie baten ihn um Erlaubniß, eine kleine Abgabe auf die Wasserleitungen der Stadt legen zu dürfen, damit er dadurch in den Stand gesetzt würde, die Feyerlichkeiten und Geschenke zu bestreiten, welche man den vierzig Schweizerdeputirten und ihren Committenten machen müßte. Er hörte den Entwurf zu dieser neuen Erfindung sehr aufmerksam an, und versetzte sodann: Denkt auf ein anderes Mittel! Nur Jesu Christo kömmt es zu, Wasser in Wein zu verwandeln! — Wenn man ihn an die Widerspenstigkeit und Frechheit erinnerte, welche diese Stadt zur Zeit des Aufruhrs geäußert hatte, schob er die Schuld lieber auf die Rädelsführer, anstatt ihre Einwohner für ungehorsame Unterthanen zu erklären. „Das Pariser Volk, sagte er, ist gut. Es geht den Weg, welchen man es führt. Alles Unglück kömmt von jenen her, die vorangehen, und nicht von der Einfalt derer, die ihnen nachfolgen, und durch böses Beyspiel angesteckt werden.“

Jene

Jene Thränenströme ergossen sich aber nicht nur in der Stadt, sondern hauptsächlich auch auf dem Lande. Es war ein kläglicher Anblick, in allen Provinzen von Frankreich ganze Haufen von Bauern an den Heerstraßen stehen zu sehen, welche mit in einander geschlagenen Armen darauf warteten, bis ein Fremder vorüberreisen würde, bey welchem sie sich nach der wahren Beschaffenheit dieser traurigen Nachricht erkundigen könnten. Sagte man ihnen, daß sie nur allzu gewiß sey, so liefen sie aus einander, wie eine Heerde die keinen Hirten hat, weinten und irrten unter lautem Jammergeschrey auf den Feldern umher. Sie betrübten sich hauptsächlich deswegen so sehr, weil dieser Fürst sich immer bestrebt hatte, Eintracht und Ruhe unter ihnen zu befördern. Die Plackereyen, die langwierigen und kostspieligen Processe, welche seine Unterthanen drückten, waren ihm äußerst verhaßt. Ueberhaupt jammerte ihn das Elend seines Volks, denn Er trug dessen Last nicht etwa nur äußerlich auf seinen Schultern, wie der Hohepriester in Israel; sondern es that seinem Herzen außerordentlich weh, daß ihm seine dringende Lage nicht gestattete, dieselbe, so wie er es wünschte, erleichtern zu können. Als er eines Tages erwog, daß die Steuern in mehrern Gegenden seines Reichs sehr drückend seyen, sprach er: „Man läßt mein Volk die Steuer zwiefach bezahlen. Die eine Hälfte bekomme ich, die andere meine Beamten. Die zwote macht, daß die erste sehr drückend ist; denn die Kosten welche die Beamten verursachen, betragen eine weit größere Summe als die Steuer selbst. Daß man mich nicht bestehle, ist schwer zu verhindern, aber mein Volk vor dergleichen Räubereyen zu schützen, dieses ist vollends unmöglich.“ Wenn er durch seine

Staaten reiſete, hielt er oft ſtill, ſprach mit den Leuten, fragte woher ſie kämen, wohin ſie wollten, was ſie zu verkaufen hätten, wie viel ſie für dies und jenes bekämen, und was dergleichen Fragen mehr waren. Als er erfuhr, es gäbe Leute, welche behaupteten, daß dieſe Popularität ſeiner Würde zuwider ſey, gab er zur Antwort: „Meine Vorfahren rechneten es ſich zur Schande, zu wiſſen wie viel ein Teſtan (ungefähr ein Gulden) gelte, aber ich für meine Perſon möchte gern wiſſen, wie viel ein Quattrin (Kreuzer) werth ſey, damit ich darnach beurtheilen könnte, wie ſauer es dieſen armen Leuten wird, ihn zu verdienen, und damit ich ihnen nicht mehr aufbürden laſſe, als ſie tragen können.“

Die vielen Leichenreden und Trauergedichte, welche der Todesfall veranlaßte, dienen zu eben ſo viel Beweiſen, wie ſehr dieſer Fürſt bey ſeinen Lebzeiten geliebt, und nach ſeinem Hinſcheiden beklagt wurde. Die Univerſität zu Paris zeigte bey dieſer Gelegenheit, daß ſie die Pflegamme der Genien, und unter allen europäiſchen Muſenſitzen die Königin ſeyn. Auch gelehrte Männer in fremden Ländern, ſchwiegen bey dieſer allgemeinen Trauer nicht ſtille. Gleichwie die Handlungen dieſes großen Königs mehr bewundert als nachgeahmt, und dennoch mehr nachgeahmt als erreicht wurden; ſo kamen auch bey dieſer Gelegenheit Abhandlungen zum Vorſchein, welche eben ſo unnachahmlich als unerreichbar waren. Wenn die Partheyſucht nicht gegen alles was an gewiſſen Orten und von gewiſſen Perſonen geſchrieben wird, leidenſchaftlich eingenommen wäre, ſo würde ſie bekennen müſſen, daß auch die hiſtoriſchen Schriften, welche dieſen Gegenſtand betrafen, nicht minder unter die vorzüglichern Wer-

ke des Genies gehörten. Doch sein Triumph bedarf unsrer Lorbeern nicht; viel zu gering sind unsere Marmorsäulen, sein Andenken zu erhalten; seine Verdienste übertreffen alle unsere Lobreden; in seinem glückseligen Zustande lächelt er über unsere Klagen, und seine Gedanken gehen weit über unsere Begriffe. Die Nachricht von diesem Todesfall verbreitete sich wie der Blitz durch die ganze Welt, und war bereits an mehrern Orten ruchbar, ehe sie daselbst angezeigt wurde. So machte man des nemlichen Tags, an welchem sich dieses Unglück ereignete, in Piemont die Bemerkung, daß die Sonne gegen Abend ihren Schein verlor, und sich nicht etwa nach und nach, sondern ganz plötzlich, vor dem Anblick der Menschen verbarg. Auf der Stelle sagte daher ein großer Philosoph, dies zeige den Tod des Königs Heinrich an. Es ist ja das erstemal nicht, daß man Vorbedeutungen wahrnahm, ehe dergleichen schreckliche Fälle sich wirklich ereigneten. — Viele christliche Potentaten wurden durch diese Botschaft in die größte Betrübniß versetzt; alle erschracken darüber, weil sie mehr als zu viel Ursach hatten, das traurige Loos derer zu beklagen, welche die Welt für so glücklich hält. Der König von England war einer der ersten, welcher sie erfuhr, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er sich auf der Jagd befand. Sie rührte ihn dergestalt, daß er eine allgemeine Landtrauer durch seine drey Reiche veranstaltete. Er ließ sogleich sein Parlement zu London auseinander gehen, und da er seinen Unmuth nicht stark genug in seiner Muttersprache ausdrücken zu können glaubte, sagte er auf lateinisch: oberflächlicher Schmerz äußere sich zwar laut, aber tiefempfundener sey stumm. Er ließ die Edicte gegen die Katholiken von neuem bestätigen und damit die Feyerlichkeit, kraft welcher der Prinz von Wallis zum Thronfolger erklärt wer-

den solle, nicht etwa durch einen traurigen Zufall gestört würde, befahl er, sie wenigstens zehn Meilen weit von dem Versammlungsorte zu entfernen, und ihre Priester aus dem Lande zu schaffen. Kurz vorher hatte er dem Könige von Frankreich durch Herrn de Vitri zu erkennen geben lassen, er wünsche sehr, einen feyerlich beschwornen Vertrag mit ihm zu schließen, vermöge dessen sie einander wechselseitig versprächen, daß derjenige welcher den andern überleben würde, die Kinder und Staaten dessen, der zuerst aus der Welt gienge, gegen jeden Angriff vertheidigen wolle. Jetzt erinnerte er sich dieses Versprechens, und schwur von neuem, daß er sein Wort halten, und alles Mögliche anwenden werde, den Tod eines so geliebten Bruders und großen Königs zu rächen.

Aber alles was andere Fürsten bey diesem Vorfall empfanden, war nichts, in Vergleichung mit dem Schmerz und Leidwesen des Herzogs von Savoyen. Seine Gemüthsruhe war ganz dahin; er hatte weder Schlaf noch Eßlust mehr. Mit gerechtem Unwillen ward er erfüllt, als der spanische Gesandte den Gedanken äußerte, Gott habe dem Hause Savoyen durch jenen Todesfall eine große Gnade erzeigt, denn widrigenfalls hätte der Herzog zu Grunde gehen müssen.

Als der Pabst diese Trauerpost vernahm, blieb er die ganze Nacht wach, um für die Seele dieses großen Königs zu beten, und sagte, die Kirche sowohl als die gesammte Christenheit hätte durch seinen Tod einen unersetzlichen Verlust erlitten. Er verurtheilte einige junge Leute zur Galeerenstrafe, weil sie, in dem Wahn, daß ihr Landesherr und ihr Vaterland durch das Absterben dieses Fürsten von einem furchtbaren Feinde befreyt werde, seinen Mörder ihren Retter genannt und auf dessen

sen

sen Wohlseyn getrunken hatten. Ueber den Schmerz der Königin und über das unverdiente Geschick, welches ihrem Gemahl widerfuhr, legte er die lebhafteste Theilnahme zu Tage. Den vornehmsten Kronbeamten schickte er Briefe durch Eilboten zu, worin er sie ermahnte, die nemliche Liebe und Treue welche sie gegen den verstorbenen König bezeugt hätten, auch noch gegen dessen Thronerben beyzubehalten. Wiewohl sich die Päbste nur selten bey den Exequien einzufinden pflegen, wollte er dennoch durchaus bey diesen zugegen seyn, und die Leichenpredigt mit anhören, welche Jakob Seguier, ein eben so gelehrter als beredter Mann, hielt. Dieser legte jenem großen Fürsten alle Lobsprüche bey, welche ihm wegen seiner Tugenden und Verdienste gebührten. Er nannte ihn den Beschützer der öffentlichen Ruhe, die Zierde der christkatholischen Kirche, den Friedensstifter unter den Potentaten der Christenheit, und die Wonne der Welt. Dennoch schienen alle diese Lobenserhebungen dem gerührten Pabste so wenig erschöpfend, daß er ihm eröffnen ließ, er habe bey weitem noch nicht genug gesagt.

Der König von Spanien kam vor Zorn ganz außer sich, als er diese Nachricht vernahm. Er merkte nicht gleich wovon man eigentlich sprach, und fragte daher, ob ihm vielleicht der König den Krieg erklärt habe. Er wird nie wieder Krieg führen, erwiederte der Marchese de Velada; denn er ist todt! Der König, welcher nun eben so schnell von der Wahrheit überzeugt, als vom tiefsten Schmerz durchdrungen war, sagte hierauf, durch sein Absterben habe die Welt den größten unter allen Feldherrn verloren. Dann konnte er eine Zeitlang nicht wieder zum Wort kommen, und der Königin stürzten die Thränen aus den Augen. Als man ihm sagte, der Kerl welcher den

König ermordet habe, ſitze in Verhaft, dankte er Gott dafür, weil auf dieſe Art die Wahrheit an den Tag kommen, die, welche ihn angeſtiftet hätten, bekannt werden, und unſchuldige Perſonen vor Verläumdung geſichert ſeyn würden.

Der Erzherzog, welcher ohnehin entſchloſſen war, ihm in allem zu Willen zu ſeyn, ſeitdem er ſich überzeugt hatte, daß das Ungewitter nicht über ſeine Staaten losbrechen werde, wenn er ihn nicht zum Unwillen reize, nahm ebenfalls Antheil an dem allgemeinen Verluſt. Seine Gemahlin, die Infantin, eine ſehr edeldenkende Dame, und noch überdies von einer franzöſiſchen Lilie entſproſſen, gab ihre theilnehmende Geſinnungen noch deutlicher zu erkennen, indem ſie ſagte, die Chriſtenheit habe den glorreichſten und herrlichſten unter allen Königen verloren.

Die Könige von Polen, Schweden und Dännemark, beweinen ſeinen Tod, haben jedem ſeiner Züge auf immerwährende Zeiten ein liebevolles Andenken gewidmet, und empfehlen ſeine heroiſchen Thaten ihren Kindern zur Bewunderung und Nachfolge.

Der Kaiſer hatte zwar ſelbſt mit häuslichen Leiden zu kämpfen, konnte aber dennoch nicht hindern, daß jene traurige Nachricht bis in ſeinen einſamen Aufenthalt zu ihm gedrungen wäre, und ihn an das Ende aller irdiſchen Größe erinnert hätte. Schlüpfrig und ſteil iſt der Pfad, welcher zu ihr hinan führt; ihr Gipfel ſchwanket: unterhalb derſelben ſind grauſenvolle Tiefen. Nur mit vieler Mühe klimmt man zu derſelben empor; auf ihren Höhen findet man nirgends einen ſichern Standort; und ſtürzt man herab, ſo wird man auf immer von Abgründen verſchlungen.

Deutschlands Fürsten sagten, mit dem Tode dieses Königs sey aller Glanz der königlichen Würde erloschen. Die Schweizer und Niederländer trauerten und klagten, wie Kinder über den Verlust ihres leiblichen Vaters. Mit Thränen in den Augen sagten die Herrn Venetianer: unser guter König ist todt! Unbeschreiblich war die Angst und Bangigkeit der kleinern Regenten, die unter der glorreichen und beglückten Regierung dieses großen Fürsten in ungestörter Ruh und Sicherheit lebten, und sich auf eben die Art in seinen Schutz begeben hatten, wie sich die Küchlein vor den Nachstellungen des Geiers unter den Fittigen ihrer Mutter bergen.

Die türkischen Kaiser pflegen zwar alle christliche Regenten zu verachten, und glauben, es sey unter ihrer Würde, sie für ihres Gleichen zu halten. Deswegen konnte man sich nicht genugsam verwundern, als Mahomed gestattete, daß man zwischen ihm und dem Matthias Corvinus eine Vergleichung anstellen durfte. Allein so wie Amurat und Mahomed die großen und schönen Thaten jenes Fürsten bewunderten, so äußerte ihr Nachfolger, Achmed, als ihm die Nachricht von Heinrichs Tode hinterbracht wurde, das Reich der Christen habe seine stärkste Stütze verloren.

Ich sagte bereits weiter oben, man habe diesen Todesfall an mehrern Orten mit Gewißheit vorher gewußt. So versicherte mich der Gesandte der vereinigten Staaten, Herr D'Arcens, er sey erbötig, der Königin mehr als hundert Personen vorzustellen, welche die Wahrheit bestätigen würden, daß man in Flandern schon vor Ankunft der Eilboten davon benachrichtigt gewesen sey. Ich selbst hörte die Königin erzählen,

zählen, ihr Hofjuwelier habe zur nemlichen Zeit Briefe von dorther erhalten, worin man sich bey ihm erkundigte, ob es denn wirklich wahr sey, daß man den König ermordet habe. Man hat mehrere Beyspiele, daß sich Gerüchte von dergleichen wichtigen Ereignissen unter den Leuten verbreiteten, ohne daß man erfahren konnte wo sie eigentlich herrührten, und wenn man ihnen auf die Spur zu kommen suchte, verloren sie sich auf eben die Weise unter der Volksmenge, wie kleine Bäche und Gewässer im Weltmeer. Böse Geister und Zauberer verbreiten solche Nachrichten oft weit in die Ferne. Der verstorbene König hat mehr als einmal erzählt, daß ein Bedienter des Grafen de Fois, der einen Dämon in seiner Gewalt hatte, seinem Herrn, so oft er den Ausgang irgend eines Geschäfts, einer Belagerung oder Schlacht, vorher wissen wollte, den ganzen Vorgang mit allen Umständen zeigte, so daß dieser, auf seinem Schloß zu Coureze, wo dieser Geist noch dermalen herum spukt, alles was sich in ganz Europa ereignete erfahren konnte, ohne daß er nöthig hatte den Fuß vor die Thür zu setzen. So sah einst Apollonius von Thyane zu Ephesus, wie man den Domitian in Rom ermordete. So sah Cornelius Gallus, ohne sich aus Padua zu entfernen, die pharsalische Schlacht mit an. Dies alles ist dem Glauben an die Wahrheit der Träume und Gesichte, welche Gott seinen Auserwählten offenbart, im geringsten nicht zuwider, verträgt sich auch sehr gut mit der Lehre, daß er die Beschützung der Menschen, und die Beschirmung der Staaten seinen heiligen Engeln anvertraut habe, welche den Völkern der Erde dergleichen große und wichtige Begebenheiten zu wissen thun. Die Kreuzfahrer erhielten die Nachricht von dem Succurs welchen ihnen die christlichen Mächte bewilligt hatten, an eben dem Tage im gelobten Lande, als dieser Beschluß auf dem Concilio

lio zu Clermont gefaßt wurde. Sehr merkwürdig iſt folgendes: Ein Weltgeiſtlicher zu Douai, der einen ſo frommen und gottſeligen Wandel geführt hatte, daß er im Rufe der Heiligkeit ſtarb, hatte kurz vor ſeinem Tode drey Ecſtaſen. Nach den zwo erſtern erzählte er Dinge, die ganz unbegreiflich waren, und eben darum von niemand angemerkt wurden. Nach der dritten erwachte er wie aus einem tiefen Traum, und ſchrie, jetzt werde der größte Monarch ermordet, den es auf Erden gäbe. Man fand nachher, daß er dieſe Worte in eben dem Augenblick ausſprach, als der König den Todesſtreich empfieng. Des nemlichen Tags, am vierzehnten May, welcher von jeher für Frankreich ganz beſonders unglücklich war, bekam die Schweſter des Gouverneur von Dieppe, Herrn de Villiers-ſoutan, welche ſich im Kloſter Saint Paul, in der Picardie, als Nonne befand, einen Beſuch von ihrer Aebtiſſin, einer Schweſter des Cardinals de Sourdis. Nachdem ſie eine Zeitlang von allerley Angelegenheiten mit einander geſprochen hatten, ſagte die Nonne, ohne jedoch das geringſte von den Gemüthsbewegungen gewöhnlicher Enthuſiaſten zu äußern: Madame laſſen Sie uns geſchwind für den König beten, denn ſie bringen ihn um! Und gleich darauf ſagte ſie mit verſtärkter Stimme: O weh, er iſt todt! Bey genauerer Unterſuchung zeigte ſich es in der Folge, daß der König wirklich im nemlichen Nu ermordet worden war. Da man übrigens dieſe Nonne als eine ſehr fromme und gottesfürchtige Perſon kannte, ſo konnte ſie es auf keine andere Art, als nur durch Gottes Vermittelung erfahren haben, welcher denen, die an ihn glauben, zukünftige Dinge als gegenwärtig vor Augen ſtellt.

Dieſer eben ſo plötzliche als ganz unerwartete Todesfall erſchütterte jedermann. Wer Gewiſſen hatte,

schlug in sich; selbst viele Herrn von Hof veränderten, als sie die Trauer anlegten, nicht nur die Kleider, sondern auch die Gesinnungen, lernten die Richtigkeit des Weltlebens einsehen, und sagten eine Zeitlang mit jenem berühmten Kirchenlehrer: „O Leben, du hast schon so manchen getäuscht, verführt und verblendet, und bist dennoch deinem Wesen nach ein bloßes Nichts, in deinem größten Glanze ein bloßer Schatten, in deinem höchsten Schwung ein bloßer Rauch! Dem Thoren schmekst du zwar süß, desto bitterer hingegen dem Weisen. Wer dich lieb hat, kennt dich nicht, und wer dich kennt muß dich verachten!“ Die Großen und Vornehmen, deren ganze Beschäftigung gewöhnlich bloß darin besteht, daß sie den Thorheiten und Grillen der Welt nachjagen, deren Gedanken und Hoffnungen nur immer an der Erde kleben; diese sahen bey Gelegenheit dieses Todesereignisses die Eitelkeit der Welt und ihres Stolzes gleichsam im Bilde vor sich; sahen, daß diese vergänglichen und hinfälligen Dinge, ungeachtet sie wie Diamanten glänzen, eben so nichtswerth und zerbrechlich wie Glas sind. Ihre durch diesen Todesfall erschreckten Gemüther, mußten mehr als jemals von der entschiedenen und unumstößlichen Wahrheit überzeugt werden, daß unter dem Himmel nichts als Eitelkeit ist, und daß die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten vergeht. Das Gerücht von diesem Unglück mußte sie gleich einer warnenden Stimme daran erinnern, daß wir hienieden keine bleibende Stätte, sondern nur einen kurzen Aufenthalt haben, um zu einer beglückten Wohnung überzugehen; und daß sie die Freuden, Ergötzlichkeiten und Vergnügungen, welche ihnen in diesem Weltgebäude zu Theil werden, auf eine solche Art genießen müssen, damit sie dereinst auch in jenem ein gutes Quartier bekommen; denn es ist sehr betrübt, ein schönes Haus verlassen

lassen zu müssen, und dagegen in eine elende Hütte versetzt zu werden.

Viertes Buch.

Jetzt ist uns nun nichts mehr übrig, als nur noch zu sehn, wie die öffentliche Gerechtigkeit das gräßliche und verabscheuungswürdige Verbrechen an dem Mörder bestrafte, dessen sich derselbe gegen sie schuldig gemacht hatte. Gleich nach der Mordthat sandte die Königin den Präsidenten Jeannin, den Staatssecretär de Loménie und den Staatsrath de Boullion, nach dem Hôtel de Raiz, welche ihn verhören mußten, um zu erfahren, was ihn denn eigentlich zu diesen abscheulichen Unternehmen verleitet habe. Was er damals aussagte, war im Grunde das Nemliche, was er auch in der Folge behauptete, und jene Herrn stimmten mit allen gescheiden Leuten darin überein, der Kerl sey verrückt. Anfänglich gaben sie vor, der König sey weder todt noch tödtlich verwundet; denn auf diese Art hofften sie am leichtesten herauszubringen was ihn zu diesem Verbrechen antrieb, indem er um so weniger Anstand nehmen würde die Wahrheit zu gestehn, je kleiner das Uebel sey; er gab ihnen aber zur Antwort, er wisse mehr als zu wohl wie es mit dem Könige stehe. Kurz zuvor hatte er gesagt, das Messer sey so tief eingedrungen, daß er das Wamms des Königs mit dem Gelenk seiner Hand berührt habe. Man fand verschiedene Schriften bey ihm; unter andern auch Reime welche sich auf das Ende einer zum Tode verurtheilten Person bezogen. Dies Gedicht, sagte er, habe einen seiner vertrauten Freunde in seinem Geburtsort, Angouleme, zum Verfasser, der es ihm

ihm in der Absicht mitgetheilt habe, damit er ihm, weil auch er Dichter sey, seine Meinung darüber sagen solle. Ich habe es gesehn, und mir schien es, als ob er dasselbe sehr sorgfältig und mit ganz besonderm Fleiß abgeschrieben habe, um für seine eigene Person Gebrauch davon zu machen; denn die Stellen, welche auf die letzten Gedanken, womit sich ein Mensch in einem solchen Zustande beschäftigt, Bezug hatten, waren mit ganz andern Schriftzügen und Buchstaben geschrieben als das Uebrige, so daß es einem auffallen mußte. Als er sich verlauten ließ, er habe dem Könige immer vorstellen wollen, daß er die Hugenotten bekriegen solle, fragte man ihn, wer ihm dies gerathen habe? Hierauf gab er zur Antwort: Dies brauche er nicht zu sagen; seinem Beichtvater wolle er es aber entdecken. Ich fand diesen Umstand in den Originalacten seines Processes, welche ich bald nachher im Hôtel de Raiz zur Einsicht erhielt; und da er mir bereits eröffnet hatte, daß er Feuillantiner gewesen, hernach aber wegen verschiedener Aufsätze, welche er über gewisse Erscheinungen, und besonders über die Strafgerichte Gottes verfaßt habe, wieder aus dem Orden gestoßen worden sey, merkte ich mehr als zu deutlich, daß es mit seinem Verstande nicht richtig sey, daß er den Vorspiegelungen des Teufels Gehör gegeben habe, und daß die Tortur nicht sowohl dazu dienen werde ihn zum Geständniß zu bringen, als ihn vielmehr in seiner Halsstarrigkeit nur noch mehr zu bestärken. In seinem verrückten Gehirn hatte sich eine ganz verkehrte Vorstellung von der Gottseligkeit und Gerechtigkeitsliebe des Königs entsponnen. Er war schon ehedem eines Mords wegen angeklagt worden, und der Parlementsrath Sauguin hatte in diesem Proceß als Referent gedient. In Beziehung auf diesen Umstand sagte ein anderer Rath zu ihm, es würde nicht nur für ihn,

son-

sondern für ganz Frankreich sehr gut gewesen seyn, wenn er gleich damals bestraft worden wäre, weil er sodann keine Gelegenheit gehabt haben würde, den Gesalbten des Herrn, den Allerchristlichsten König, ums Leben zu bringen. Er versetzte: es ist eine große Frage, ob er wirklich der Allerchristlichste König war! Da er sich einmal diesen vermaledeiten Entschluß in den Kopf gesetzt hatte, so verwandelte er, gleich einer Natter, alles Gute was er von diesem Fürsten vernahm, in Gift. Leute, die seine Handlungen und sein Betragen sehr genau untersuchten, waren der Meinung, die öftern Gesichte, welche er sowohl wachend als schlafend hatte, die Eingebungen, wovon er bey Tag und bey Nacht in seinem Innern beunruhigt wurde, und so viele andere Kennzeichen zu betrachten, daß er vom Teufel besessen sey. Ein gewisser Mensch, welcher oft bey ihm geschlafen hatte, sagte aus, er sey bisweilen des Nachts von einem Geiste geweckt und gequält worden. Als er ihn einst gefragt habe, wer denn dies sey, habe er ihm geantwortet: „es ist mein Oheim; er verlangt, daß ich seine Qual lindern soll.“ Außerdem hatte er noch viele andere große Fehler an sich, besaß einen rasenden Eigendünkel, glaubte, er sey weit über andere Menschen erhaben, bildete sich ein, die Rathschlüsse Gottes durchschauen zu können, und zum Vollstrecker seines Willens erkohren zu seyn. Ueberdies schimpfte er ganz entsetzlich auf alle regierende Herrn, und sagte, sie müßten schlechterdings gezüchtigt werden. Von dem verabscheuungswürdigen Satze, daß es erlaubt sey einem Tyrannen das Leben zu nehmen, gieng er zu der grundfalschen Hypothese über, der König sey unter allen Tyrannen der ärgste, und zum Beweise seiner Tyranney führte er an, daß derselbe die Hugenotten durchaus nicht bekriegen wolle. Es brauche nicht viel Zuredens, sagte er, so wolle er

ihn umbringen, damit er zur Erkenntniß komme, und sein Reich mit Feuer verheeren, damit es gereinigt würde. Ungeachtet dieses Schimpfens und Schmähens, gestattete ihm dennoch weder die Wahrheit noch sein Gewissen, den König geradezu einen Tyrannen zu nennen. Alles was er gegen das Leben dieses Fürsten sagte, ward ihm in seinem Gemüthe von eben dem Rathgeber eingehaucht, welcher seinen Tod zu bewirken suchte. Der Nemliche, der die erste Mordthat begieng, brachte auch die erste Lüge vor. Schwer hielt es indeß, das Volk zu überzeugen, daß die Verbrechen sonst niemand als nur der Teufel zum Urheber habe. Um hinter die Wahrheit zu kommen, wünschte es mit der größten Ungeduld, daß dies Scheusal den Händen des Parlements überliefert würde, daß man sich in einem so außerordentlichen Fall nicht an die gewöhnlichen Formen binden, sondern sogleich dessen sämmtliche Verwandten, so wie alle die, mit welchen er in Verbindung gestanden hatte, beym Kopf nehmen, und auf die Tortur bringen möchte, um die wahre Beschaffenheit der Sache zu erfahren. Aber in jenen höhern Sphären pflegt man sich nicht nach den Wünschen der niedern zu richten.

Sonnabends, den funfzehnten May, gegen Abend, ward er in die Conciergerie gebracht. Der Oberpräsident de Harlay, der Präsident D'Espremenil, wie auch die Herrn Bouin und Courtin, ließen es sich sehr angelegen seyn, ihm so geschwind als es nur ohne Nachtheil der Gerechtigkeit geschehen konnte, den Proceß zu machen. Die Königin schickte zu wiederholtenmalen den Marquis D'Ancre zu diesen Herren, welcher mit geheimen Instructionen versehen war, und ihnen allerhand Vorschläge thun mußte, wodurch sie die Wahrheit herauszubringen hoffte. Unter andern ließ sie ihnen sagen, es habe sich ein Metzger erhoben,

boten, diesen Böſewicht lebendig zu ſchinden, und zwar dergeſtalt, daß er die langwierige Quaal nicht nur überleben, ſondern auch noch ſo viel Kräfte behalten ſolle, daß man die Hinrichtung an ihm vollziehen könne. Die Richter hielten dieſen übertriebenen Eifer einer Prinzeſſin zu gut, welcher es darum zu thun war, der ganzen Welt einen Beweis ihrer Gerechtigkeitsliebe zu geben, und dieſelbe zu überzeugen, daß ſie nichts verabſäumt habe, ihr wegen dieſes öffentlichen Verbrechens Genugthuung zu verſchaffen, und die Urheber deſſelben zu entdecken. Sie fanden es löblich, daß ſie als eine vom tiefſten Schmerz durchdrungene Wittwe den Tod ihres Gemahls zu rächen ſuche, und als eine liebevolle Mutter für das Wohl ihres Sohns, des Königs, ſorge, indem ſie befürchte, daß eben dergleichen Anſchläge, wodurch der Vater ſein Leben verlor, auch gegen deſſen Kinder geſchmiedet werden könnten. Ihre königliche Majeſtät waren der Meinnng, wenn man den Mörder bewegen könne ſein Verbrechen zu bereuen, werde er ſich vielleicht deſto bereitwilliger finden die Veranlaſſung zu demſelben zu geſtehn. Deswegen mußten ihn mehrere Gottesgelehrte und Ordensgeiſtliche beſuchen, und ihm ſolche Vorſtellungen ans Herz legen, daß er weit mehr Urſach hatte ſich vor den ewigen Strafen zu fürchten, als vor den zeitlichen. Es ſprachen auch in der Conciergerie viele Privatperſonen mit ihm, gegen die er aber immer auf einerley Rede blieb, und einmal wie das andere behauptete, daß ihn niemand zu dem begangenen Verbrechen verleitet oder angereizt habe. Wollte man hier alle ſeine Reden anführen, und die Ausbrüche ſeiner Wuth ſchildern, ſo würde man ein ganzes Buch mit lauter unnöthigen Dingen anfüllen können. Wir halten uns jedoch nur an das, was er ſeinen Richtern antwortete, und dieſe waren einſtimmig der Meinung, daß er ſich in allem, bis auf einige Ausfälle gegen

gen

gen regierende Fürsten, als einen erzdummen und unwissenden Menschen zeigte. Es kostete ihnen nicht sowohl Mühe, herauszubringen wer den Mord begangen, als vielmehr wer ihn angestiftet habe, und auf wessen Rath er vollbracht worden sey. Die königlichen Advocaten Servin und le Bret, wie auch der erste Stellvertreter des Generalprocurators, thaten in dieser Rücksicht alles Mögliche, was man nur immer von ihrer Klugheit, ihrer Einsicht und Weisheit, erwarten konnte. Sie ließen alle die vorladen, welche mit dem Deliquenten gesprochen hatten. Sie verhörten zween Dominicaner, entließen sie aber wieder, weil sie sehr würdige und unschuldige Männer waren. Eben so glimpflich behandelten sie einen jungen Franziskanermönch, dem der Delinquent die Frage vorgelegt hatte: ob es wohl ein Beichtvater der Obrigkeit anzeigen müsse, wenn ihm jemand das Bekenntniß ablege, daß er in Versuchung gerathen sey, einen König zu ermorden? Dieser junge Ordensgeistliche wollte nicht mit der Sprache heraus, entweder weil er sich fürchtete, oder aus andern Ursachen nicht antworten konnte. Man übergab ihn daher seinen Obern, mit dem Bedeuten, sie sollten einen Versuch machen, ob sie ihn vielleicht vermittelst der Disciplin zum Geständniß bringen könnten. Und da die Dominicaner aussagten, daß sie ihn mit der nemlichen Frage an den Pater D'Aubigny, einen Jesuiten gewiesen hätten, weil dieser eine besondere Geschicklichkeit in Auflösung solcher Gewissensscrupel besitze, so ließ man diesen ebenfalls rufen, und drang sehr scharf mit Fragen in ihn. Er vertheidigte sich aber hauptsächlich damit, das ihm Gott, seitdem er auf Befehl seiner Obern das Predigtamt niederlegen, und sich dem Beichtstuhl widmen müssen, die besondere Gnade verliehen

habe,

habe, daß er alles, was ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut werde, sogleich wieder vergesse.

Der Delinquent beantwortete alle Fragen der Commissarien auf eine solche Art, daß sie schlechterdings nicht auf die Spur kommen konnten, ob ihn jemand zu Verübung jener Greulthat verleitet habe, oder nicht. Immer versicherte er hoch und theuer, es habe ihm niemand dazu gerathen oder Veranlassung gegeben, er habe auch sein Vorhaben nie gebeichtet, aus Furcht daß er verrathen und sodann seiner Absicht wegen hingerichtet werden möchte, ehe es zur That komme. Er sey, sagte er, zu diesem Entschluß, welchen er eine Versuchung nannte, eines Theils durch gewisse Betrachtungen und Erscheinungen bewogen worden, welche er zu einer Zeit gehabt habe, wo er völlig munter und wach gewesen sey; andern Theils durch die Vermuthung, daß die Armee des Königs dazu bestimmt wäre, den Pabst zu bekriegen. Er habe von einem gewissen Menschen aus Angouleme vernommen, daß der König sich verlauten lassen, seine Vorfahren hätten den Päbsten emporgeholfen, jetzt stehe es bey ihm, sie wieder zu stürzen. Ein Soldat, mit welchem er über die Absichten des Königs gesprochen habe, hätte gegen ihn geäußert, er würde wohl noch gegen den Pabst mit zu Feld ziehn, denn die Ursach und Absicht des Kriegs gienge ihn nichts an. Diese Worte hätten ihn hauptsächlich zu jener Mordthat bewogen, denn seiner Meinung nach sey es eben so viel als ob man Gott selbst den Krieg ankündige, wenn man den Pabst bekriege. Am letztverflossenen Weihnachtsfeste hätten sich die Hugenotten zusammen verschworen, daß sie alle Katholiken umbringen wollten, und gleichwohl habe sie der König nicht deswegen bestraft. Er habe zwar einigemal mit dem Könige hierüber sprechen wollen, allein mehrere Personen hätten von seinen Re-

den auf seinen Gemüthszustand geschlossen, und ihm gerathen, sich wieder nach Hause zu begeben. Zu Anfang des Jahrs sey er, in der Absicht mit dem König zu reden, ins Louvre gegangen, die Schildwachen hätten ihn aber nicht vorgelassen. Mit dem Jesuiten D'Aubigny habe er nur ein einzigmal von seinen Erscheinungen und Meditationen gesprochen, ihm bey dieser Gelegenheit ein zerbrochenes Messer gezeigt, worauf ein Herz und ein Kreuz gravirt gewesen sey, und zugleich gesagt, er sey der Meinung, daß der König die Hugenotten zum katholischen Glauben bekehren müsse. Der Pater D'Aubigny habe ihn hierauf ermahnt, ein Vertrauen auf Gott zu setzen, und einige Großen zu ersuchen, daß sie hierüber mit dem Könige sprechen möchten; auch habe er ihm gerathen Arzney zu gebrauchen, damit sein Gehirn wieder in Ordnung komme. Als D'Aubigny deswegen vernommen, und dem Delinquenten unter die Augen gestellt wurde, erklärte er es alles für erdichtet und unwahr.

Jedermann war äußerst begierig den eigentlichen Urheber dieser Mordthat zu erfahren, und wünschte eine oder die andere Marter ausfindig zu machen, wodurch man diesen Böswicht zum Geständniß der Wahrheit bringen könnte. Jedermann war der Meinung, wenn man ihn schonend behandelte, mache man sich einer Grausamkeit gegen das Publikum schuldig. Balbain, welcher die neuen Wasserleitungen erfunden hatte, verfertigte eine ganz eigene Maschine, den Delinquenten damit zu quälen, und zeigte sie dem Rath Servin. Sie hatte die Gestalt einer verkehrten Spitzsäule, und wenn man einen Missethäter hineinsenkte, drückte er sie nach untenzu durch seine eigene Schwere zusammen, und krümmte sie dergestalt, daß sie ihm nach und nach die Ferse auf den Rücken drehte. Ungeach-

geachtet der unerträglichen Schmerzen, welche ihm dieſe Operation verurſachen mußte, ſchwächte ſie ihn dennoch ſo wenig, daß er vielmehr nach Verlauf von vier Stunden wieder völlig hergeſtellt, und von neuem im Stande war, dieſe nemliche Qual nochmals ausdauern zu können. Die heftigſten Martern ſind nicht immer die grauſamſten, denn die Unglücklichen welchen ſie zugefügt werden, können dieſelben nicht lang aushalten, ſondern werden von den allzuheftigen Schmerzen des Bewußtſeyns beraubt. Je langſamer und anhaltender ſie hingegen ſind, deſto empfindlicher und angreifender iſt ihre Wirkung. Das Parlement befand für gut, ſich in vorliegendem Fall keiner andern, als der gewöhnlichen zu bedienen. Hiernächſt traten einige Bedenklichkeiten ein, ob man den Delinquenten, ehe noch das Todesurtheil über ihn geſprochen würde, auf die Folter legen dürfe, oder nicht. Nach dem gewöhnlichen Verfahren war dies nur in zwey Fällen erlaubt; einmal, in der Abſicht das Verbrechen vor Gericht zu erhärten; und zweytens, wenn es darauf ankam, die Helfershelfer und Anſtifter deſſelben ausfindig zu machen. Daß der Delinquent den König wirklich ermordet hatte, bedurfte keines Beweiſes, er ſelbſt geſtand es, und war auf der That ertappt worden. Nun fand man aber ein Arrêt, kraft deſſen einer welcher Ludwigen den Eilften mit Gift hatte ums Leben bringen wollen, einige Tage vor ſeiner Hinrichtung mit der Fitſchel gefoltert worden war. Demzufolge verordnete das Parlement, daß ſie der Delinquent ebenfalls drey Tage nach einander bekommen ſollte. Da er ſie aber mit der größten Standhaftigkeit aushielt, da er immer die nemlichen Antworten gab, ohne nur ein Wort daran zu verändern, und da man befürchtete, daß er die Art ſeiner Hinrichtung nicht aushalten könne, wenn ſeine Kräfte zu ſehr geſchwächt würden; ſo fuhr man nicht länger damit fort. Ueberdies

ſah man mehr als zu wohl ein, daß alle Martern, die er bereits erduldet hatte, und noch zu erdulden befürchten mußte, gewiß nicht vermögend ſeyn würden, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Da jedoch dies alles zu nichts weiter diente, als die Gemüther nur noch mehr zu erbittern; ſo beſchloſſen die Richter, mit der Tortur fortzufahren, wenn er auch gleich darüber ſterben, und ſolchergeſtalt ſein ſchweres Verbrechen nur einigermaßen abbüßen ſollte. Als er demnach vierzehn Tage lang im Gefängniß geſeſſen hatte, ward er am ſieben und zwanzigſten May wieder herausgeholt, und von neuem auf die Folter gebracht, welche er aber, ſo ſehr ſie ihn auch angriff, als ein verſtockter Böſewicht aushielt, ohne nur das allergeringſte von dem zu entdecken, was man von ihm herauspreſſen wollte. Leute, die es mit anſahn, erzählten, er habe über ſeine Richter geſcherzt und geſpottet, und ſich ſein verruchtes Verbrechen zum großen Verdienſt angerechnet. Als dies die Commiſſarien wahrnahmen, ſchien es ihnen nicht räthlich, ein Ungeheuer noch länger am Leben zu laſſen, das nicht nur den Menſchen, ſondern der ganzen Natur zum Abſcheu gereichte. Sie verdammten ihn daher noch des nemlichen Tags, nach neun Uhr, von Rechtswegen zum Tode. Die Henker ſäumten keinen Augenblick, dies Urtheil zu vollſtrecken, holten ihn aus dem Kerker, ſetzten ihn in bloßem Hemd auf einen Karrn, und führten ihn vor die Kirche de Notre Dame, damit er daſelbſt Gott ſeine Sünde bekennen, und ſowohl den König als die Obrigkeit des verübten Mords wegen um Verzeihung bitten ſollte. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als es jedermann von ihm erwartete; denn da ſeine Seele voll Verzweiflung, und ſein Mund voll Läſterns war, fieng er an, den Tag, die Stunde, und den Augenblick, worin er geboren worden war, auf die ruchloſeſte Art von der Welt zu verfluchen, ja ſogar den Vater

der

der ihn gezeugt, und die Mutter welche ihn zur Welt gebracht hatte. Von dort führte man ihn weiter über die Brücke de Notre Dame nach dem Greveplatz, wo ihn die Urtheilsvollstrecker auf ein Gerüst schleppten, das eben nicht gar hoch war, ihn rücklings niederlegten, und fest an einige Pfähle banden. Dann brannten sie ihm den königsmörderischen Arm bis an den Elbogen mit Feuer ab, und verwandelten denselben gänzlich in Asche. Um desto geschwinder damit fertig zu werden, gossen sie von Zeit zu Zeit geschmolzen Bley in die Flamme, welches sie zu dem Ende in Bereitschaft hielten. Dann zwickten sie seine Schenkel und Beine mit glühenden Zangen, und tröpfelten ihm Campfer und Bley in die Wunden. Als die Henker dem verstockten scheußlichen Kerl etwa neun bis zehn Löcher auf diese Manier in das Fleisch gekneipt hatten, rissen sie ihm mit glühenden Zangen die Brustwarzen aus, und gossen sodann den nemlichen Balsam hinein. Es versteht sich von selbst, daß man bey dieser Urtheilsvollstreckung so langsam als möglich zu Werke gieng, damit er durch den Aufschub Zeit gewinnen möchte die Wahrheit zu bekennen, und seine Sünden zu bereuen, worüber er aber nicht die mindeste Zerknirschung blicken ließ. Er hatte noch seine ganze Lebenskraft beysammen, als man ihm vier Pferden an die Schweife band, und diese Pferde mit aller Gewalt antrieb, nach vier verschiedenen Gegenden zu laufen, damit sie ihn in eben so viele Stücke zerreißen sollten. Während dieser entsetzlichen Leiden, welche wenigstens eine halbe Stunde lang dauerten, ehe seine verfluchte Seele den zerfetzten Körper verließ, und in den Abgrund des ewigen Todes hinab fuhr, offenbarte er nicht das allergeringste von dem, worauf jedermann erwartungsvoll harrte. Endlich preßte ihm der unerträgliche Schmerz, welcher mit einer Hinrichtung dieser Art ganz natürlicherweise verbunden seyn

mußte, den letzten Lebenshauch aus. Sein Leichnam, welcher nach Verhältniß seines ungeheuern Verbrechens noch viel zu gelind behandelt worden war, wurde von den Henkersknechten in Stücken gehauen, und jedes Pferd schleppte das Viertel, welches an seinem Schweif befestigt war, mit fort. Der Pöbel aber, welcher glaubte, der Tod des ermordeten Monarchen sey noch nicht genugsam gerächt, fiel über die abgerissenen Glieder her, bekam einiges davon in seine Gewalt, schleifte sie auf den Straßen der Stadt im Koth herum, und schrie: So müsse jeder Verräther umkommen, der etwas Böses gegen unsern König im Sinn hat! Es dauerte lang ehe die Henker diese zerfleischten Stücke wieder zusammenbringen und das Urtheil vollstrecken konnten, zu Folge dessen sie zu Asche gebrannt wurden. Seit Menschengedenken machte das Volk zu Paris keinen solchen Lerm wie jetzt, da jedermann den Königsmörder mit Flüchen und Verwünschungen überhäufte. Zuverlässig würde es darauf gedrungen haben, dies wahrhaft höllische Ungeheuer auf eine noch schrecklichere Art hinrichten zu lassen, wenn es diesen Wunsch nicht aus Gehorsam gegen die Krone unterdrückt hätte.

So war das Ende dessen, der Frankreich vermittelst eines einzigen Messerstichs auf einmal des Ruhms beraubte, welchen es sich unter den siegreichen Fahnen seines Beherrschers zu erwerben hoffte! Und so wird es allen gehn, welche sich durch boshafte Absichten zu ähnlichen Thaten verleiten lassen! Denn es ist leider nur allzu möglich, daß es Menschen giebt, welche vom Teufel und von den Feinden ihrer Regenten dergestalt geblendet werden, daß sie, ohne vor dieser schmählichen Hinrichtung zu erschrecken, zu ihrer immerwährenden Schande und ewigen Verdammniß, dennoch an ihren Fürsten zu Verräthern werden, und sich dadurch die al-

ler-

ferentsetzlichste zeitliche und ewige Strafe zuziehen. Wer einen schlechten Lebenswandel führt, läßt sich auch leicht vom Teufel übel überwältigen und geräth dadurch in das allergräßlichste Verderben; nicht zu gedenken, daß ihm die Ruhe gewiß nicht im Tode zu Theil wird, welche er in seinem ganzen Leben nicht finden konnte.

Dieser schreckliche Fall kann uns auf fremde Kosten sehr gut belehren, wie wir uns in den Gefahren, von welchen wir stets umrungen sind, betragen müssen, und demjenigen widerstehen sollen, welcher uns allerley Scheingüter vorhält um uns dadurch so geschwind als möglich ins tiefste Unglück zu stürzen. Große Fürsten und Herrn können in dieser Geschichte gleichsam wie in einem Spiegel wahrnehmen, daß sie die dringendste Veranlassung haben, für ihre persönliche Sicherheit zu sorgen, und daß nichts gefährlicher sey, als in allzugroßem Selbstvertrauen auf dem rauhen Pfade dieses irdischen Lebens einherzuwallen, wo man solchen Unglücksfällen unterworfen ist, dergleichen wir so eben beschrieben haben. Es ist gar nicht wohlgethan, wenn sie sich Menschen anvertrauen, denen nur Gott allein in das Herz sieht, und noch schlimmer ist es, wenn sie sich ihnen mitten im Genuß der größten Glückseligkeit preis geben. Ehe sie sich dessen versehen, können sie von dergleichen Unglücksfällen übereilt werden, und dies kann sogar denen begegnen, welche diese Erzählung mit anhören. Ich sage dies keineswegs aus übertriebener Besorgniß, und meine Hand ist nicht daran gewöhnt, Dinge niederzuschreiben, welche, so unwahrscheinlich sie auch scheinen mögen, sich nicht wenigstens ereignen könnten. Der Hof, an welchem ich von jeher als ein treuer Diener meines Königs lebte, und noch dermalen lebe, nehme dies auf wie er immer wolle, so werde ich mich dennoch auf jeden Fall mit dem Bewußtseyn beruhigen, daß ich hier die Empfindungen meines redlichen und dem Dienst der Kro-

ne Frankreich eifriger als je gewidmeten Herzens, in wenigen Zügen andeutete. In Fällen, wo es die Noth erheischt, mag Verstellung wohl Klugheit seyn, aber sie wird zu einem sehr großen Fehler, wenn es darauf ankömmt die Gesinnungen sprechen zu lassen, wovon sich das Herz durchdrungen fühlt.

Während der Zeit daß jenes Urtheil an dem Königsmörder vollstreckt wurde, hatten sich alle Prinzen und Herrn in dem Pallast auf dem Greveplatz versammelt, dies schreckliche Schauspiel mit anzusehn. Allein der Tod dieses Unmenschen konnte weder die Erinnerung an ihren unvergeßlichen Heinrich schwächen, noch die Thränenströme trocknen, welche ihnen lange Zeit aus den Augen stürzten.

Ewiger, der du mit einem einzigen Wort alles Erschaffene aus dem Nichts hervorriefst, und mit deinem Wink das Weltall regierst, wie bewundenswürdig, wie unbegreiflich sind die Wege deiner Vorsehung! Du hast die Seele meines großen Königs und Herrn nach deiner unendlichen Barmherzigkeit in deinen Schooß aufgenommen. Laß deine Hand nunmehr ruhn; züchtige uns nicht mehr mit der eisernen Ruthe des Zorns, sondern habe Schonung mit unsern Leiden! Beschirme unsere neu aufgehende Sonne, unsern Ludwig, vor den boshaften Anschlägen seiner Feinde! Walte mit deiner Gnade über der Königin Mutter, während sie der Regierung dieses Reichs, ihres gehorsamen Kindes, vorsteht! Verleih ihren Rathgebern deinen Geist, damit sie in Allem deinen heiligen Willen vollbringen; damit ihre Handlungen auf nichts anders abzwecken, als auf die Ehre und Verherrlichung Deines allerchristlichsten Namens! Immer und ewig diene uns derselbe zum Schilde gegen die Nachstellungen und Bosheit der Welt!

IV.

Gerichtliches Verfahren

gegen

Franz Ravaillac.

Mit verschiedenen Beurtheilungen.

Digitized by Google

I.

Vorbericht

aus Memoires de Condé. Tomé VI. p. XIX-XXVIII.

Nachstehende Actenstücke sind bereits einzeln herausgegeben, nachher auch im ersten Bande des Mercure François abgedruckt worden; hier werden sie nach einer auf der königlichen Bibliothek befindlichen Handschrift, weit vollständiger geliefert. Unter andern wird man hier auch die fünf Verhöre finden, welche dieser Böſewicht aushalten mußte.

Da sich noch immer nicht mit Gewißheit behaupten läßt, daß man die wahren Triebfedern und Absichten dieser Mordthat errathen habe, so wollen wir wenigstens untersuchen, was hierbey das Wahrscheinlichste ist. Zu dem Ende seyen hier die Berichte unserer Geschichtschreiber eingerückt.

Mezerai erzählt die Sache in seinem Abregé folgendermaſen: „Das verabscheuungswürdige Ungeheuer, welches den Namen Franz Ravaillac führt, „gieng schon lange vorher mit dem Vorhaben um, den „König zu ermorden. Er war von Angouleme gebürtig, ungefähr zwey und dreyßig Jahre alt, und „der Sohn eines Sachwalters, der damals noch lebte.

„An-

„Anfänglich trieb er das Metier seines Vaters, nach„her gieng er in ein Feuillantinerkloster, wo er auch „wirklich als Noviz angenommen, bald darauf aber, „seiner albernen Phantastereyen wegen, wieder fortge„jagt wurde [1]). Einige Zeit nachher ward er wegen „einer Mordthat verhaftet, deren er aber nicht überführt „werden konnte [2]). Als er wieder auf freyen Fuß kam, „fieng er von neuem an Processe zu betreiben, verlor aber „einen, der ihn selbst angieng, und eine Erbschaft be„traf. Hierdurch sah er sich genöthigt, den Kindern „geringer Leute zu Angoulême Lehrstunden zu geben [3]). „Die strenge Klosterzucht, die Einsamkeit im Gefäng„niß, der Verlust seines Processes, und der drückende „Mangel welchen er litt, dies alles zerrüttete ihm den „Verstand, und brachte ihn, der ohnehin gallsüchtig war, „immer mehr und mehr auf. Von Kindheit an hatten „ihm bereits die Erbitterung der Ligue, die unaufhör„lichen Pasquille, und die Predigten seiner Seelsor„ger, eine ganz außerordentliche Abneigung gegen den „König eingeflößt. Hierzu kam nun noch der Glaube, „daß man jeden, der die katholische Religion beeinträchti„ge, oder sich gegen den Pabst auflehne, aus dem Wege „räumen müsse. Diese Dinge machten ihm den Kopf „so verwirrt, daß er allemal in Wuth gerieth, wenn er „nur das Wort Hugenot hörte.

„Die welche sich mit dem Gedanken beschäftigten, „den König bey Seite zu schaffen [4]), sahen wohl ein, „daß sie nicht leicht ein schicklicheres Werkzeug zu Aus„führung ihres Vorhabens finden würden, und suchten „ihn daher auf alle mögliche Art in seinen Gesinnun„gen zu bestärken. Sie besoldeten Leute, die ihn, oh„ne daß er es merkte, unaufhörlich umgaben, ihm durch „Pfaffen, die mit im Bunde standen, allerley vor„schwatzen ließen, und ihm durch vorgebliche Erschei-

„nun-

„nungen und andere dergleichen Kunstgriffe den Ver„stand benebelten. Von Zeit zu Zeit versahen sie ihn „auch mit Geld, ohne daß er wußte wo es herkam [5]); „es war aber immer nur wenig, weil man besorgte, er „möchte seinen gefährlichen Vorsatz wieder aufgeben, „wenn er in bessere Umstände käme. Es sind Beweise „vorhanden, daß man ihn sogar nach Neapel lockte [6]), „und daß er dort einer Versammlung beywohnte, die „in dem Hause des Vicekönigs gehalten wurde [7]), und „aus Leuten bestand, die samt und sonders gleiche Ab„sichten hegten. Man ließ ihn auch zwey oder dreymal „von Angoulême nach Paris kommen; kurz, die ober„wähnten Leute wußten ihn dergestalt zu lenken, daß „endlich seine verruchte Hand das vollbrachte, was „sie schon längst in ihrem Herzen gewünscht hatten.

„Den Tag vor dem bereits veranstalteten Einzuge „der Königin, welches eben ein Freytag war, Nach„mittags kurz vor vier Uhr, fuhr der König, und zwar „ohne Begleitung seiner Leibgarde, nach dem Arsenal, „wo er mit dem Duc de Sully sprechen wollte, und „las unterwegs in einem Briefe [8]). In der Stra„ße de la Feronnerie, die damals sehr eng war, ver„sperrten einige Wagen den Weg, so daß der Kutscher „still halten mußte. Die Beyläufer giengen durch die „Fleischbänke bey Saint Innocent. Da trat dieser Bö„sewicht auf eines der Hinterräder, bog sich über die „Kutsche, und gab ihm mit einem Messer zwey Stiche „auf die Brust. Der erste glitschte zwischen den beyden „obersten Rippen ab, und drang nicht in den Körper; „der zweyte aber durchschnitt die Herzader oberhalb des „linken Herzohrs, so daß das mit der größten Gewalt „herausströmende Geblüt den König erstickte, ehe er „nur einen Laut von sich geben konnte.

„Schre-

„Schrecken und Bestürzung hatten sich derer, „welche bey diesem traurigen Vorfall zugegen waren, „so sehr bemächtigt, daß Ravaillac gewiß unentdeckt ge„blieben wäre, wenn er das Messer weggeworfen hätte; „da er es aber in der Hand behielt, ward er sogleich „in Verhaft genommen, er gestand auch sein Verbre„chen, uud zwar mit einer solchen Freymüthigkeit „als hätte er eine Heldenthat vollbracht [9]). Wir kön„nen hierbey ein paar Umstände nicht mit Stillschwei„gen übergehen, wollen aber den Leser selbst daraus fol„gern lassen, was ihm beliebt. Erstens, daß man gleich „nach seiner Verhaftung sieben oder acht Menschen über „die Straße gehen sah, welche bloße Degen in der Hand „hatten, und mit lauter Stimme sagten, man müsse „ihn umbringen [10]), sich aber gleich nachher unter das „Volk verkrochen. Zweytens, daß man ihn nicht ge„radeswegs ins Gefängniß führte, sondern dem Mon„tigni gab, und sodann zwey Tage lang im Hotel de „Rets bewachte, aber mit so weniger Sorgfalt, daß „ihn jedermann sprechen konnte [11]). Hier fand sich un„ter andern ein gewisser Ordensgeistlicher ein, welcher „dem König sehr viel Dank schuldig war [12]). Dieser „redete ihn an, nannte ihn mein Freund, und sag„te, er solle sich ja in Acht nehmen, daß er „nicht etwa rechtliche Leute angäbe." So weit geht der Bericht des Mezerai. Er sah wohl, wie aus den beygefügten Noten erhellt, in Betreff verschiedener Umstände, welche bey dieser Mordthat vorkommen, deutlich genug auf den Grund; man merkt aber auch, daß er sich nicht getraute alles zu sagen.

Pater Daniel sagt, wie gewöhnlich, nichts besonderes; sondern erzählt die Ermordung Heinrichs des Vierten auf eine sehr trockne Art. Indeß führt er doch einen merkwürdigen Umstand an, welcher den Duc

D'Es-

D'Esperuon betrift. Er beſteht darin, daß dieſer nemliche Duc dem bey der Garde du Corps angeſtellten Herrn von Saint Michel, welcher den Degen gegen Ravaillac zog, zugerufen habe: Um alles in der Welt, Saint Michel, hüten Sie ſich, daß Sie ihn nicht todt ſtechen! Es gilt Ihrem Leben! In den Verſammlungen, die bey Herrn Huet, ehemaligen Biſchofe von Avranches gehalten wurden, kam einſt auf dieſen Umſtand die Rede, und ich muß offenherzig bekennen, daß uns derſelbe verſicherte, dies komme zufolge einer ſehr treuen Copie der Ravaillacſchen Proceßacten, die er in Händen habe, und welche von allen gedruckten abweiche, ganz und gar nicht mit der Wahrheit überein. Da ich indeſſen keineswegs geſonnen bin den Jeſuiten das Wort zu reden, ſo darf ich auch nicht verſchweigen, daß ich dies nemliche Factum in dem erſten Schreiben des Nicolaus Pasquier angeführt fand. Es wurde wenig Tage nach Ermordung des Königs verfaßt, und er ſagt darin: der Duc D'Espernon (welcher ſich erinnerte, daß der Mönch welcher König Heinrich dem Dritten das Leben raubte, auf der Stelle getödtet wurde) rief dem Saint Michel zu: Tödten Sie ihn nicht; es gilt Ihren Kopf! Dieſen nemlichen Umſtand erzählt er nochmals im ſechſten Briefe des fünften Buchs, und ſucht dadurch, ſo wie nach ihm der Pater Daniel, zu beweiſen, daß der Verdacht, welcher wegen der Ermordung Heinrichs IV. gegen die Unſchuld dieſes Herrn verbreitet wurde, ganz ungegründet ſey. Dieſer war nemlich der Meinung, man würde die Namen der Mitverſchwornen aus Ravaillacs eigenem Munde vernehmen, und würde ſich gewiß nicht für ſeine Erhaltung intereſſirt haben, wenn er nicht unſchuldig geweſen wäre. Auf jeden Fall würden die Jeſuiten bey Veranſtaltung einer neuen Ausgabe von der

Hi-

Hiſtoire de France des Pater Daniel wohlthun, wenn ſie das, was ihnen Herr Huet in ſeiner ſchönen Bibliothek hinterlaſſen hat, zur Berichtigung der Ravaillacſchen Proceßacten benutzten, wofern etwa der Zweifel, welchen dieſer gelehrte Biſchof gegen die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit des Pater Daniel äußerte, gegründet ſeyn ſollte. Erſteres würden ſie mir wohl ſchwerlich mittheilen, aber letzteres dürfen ſie mir auf keinen Fall abſchlagen, denn Pater Daniel — mit aller Achtung für ihn, ſey es geſagt! — hätte dies wichtige Ereigniß ſchlechterdings umſtändlicher auseinander ſetzen ſollen, da es eine weit ſtrengere Unterſuchung verdient, als er darüber angeſtellt hat.

Die letzte Stelle, worin die Ermordung Heinrichs des Vierten berührt wird, ſteht im 29 Kapitel des zweyten Theils der Methode pour étudier l'Hiſtoire, Seite 280 ff. der erſten Ausgabe. „Bey der Ermordung „Heinrichs des Vierten, ſagt der Verfaſſer, lag eine In„trigue zum Grunde, die man gefliſſentlich unenthüllt „ließ. Man glaubte dieſe That ſey niemanden zuzuſchrei„ben, als einem wahnſinnigen raſenden Menſchen. Man „irrte. Sie war das Werk einer Faction. Im Jahr „1608 ward ſie zu Neapel [13]) ausgebrütet, und im „Jahr 1610 in Frankreich leider vollzogen. Ein Ueber„bleibſel der Ligue ſtack mit unter der Decke; eigentlich „aber machten die ausgewanderten Franzoſen, nebſt „dem Pater Alagona, einem Jeſuiten und Onkel des „Herzogs von Lerma, den erſten Entwurf dazu, und „theilten ihn auch dem Kapitän La Garde, welcher ſich „im Jahr 1608 zu Neapel befand, wirklich mit. Dort „lernte dieſer auch den Ravaillac kennen, der nachmals „wieder in der Abſicht nach Frankreich gieng, dieſen „hölliſchen Plan ins Werk zu ſetzen. Letzterer hatte ehe„dem unter der Compagnie des Duc D'Eſpernon ge„dient,

„dient [14]), und betrug sich gegen Heinrich den Vierten, „seinen Gebieter, auf eine sehr trotzige und übermüthi„ge Art, die er sich während der Regierung Heinrichs „des Dritten zu eigen gemacht hatte, dessen Günst„ling er war. Ravaillac stellte sich, nach seiner von „Neapel erfolgten Zurückkunft, zum öftern bey ihm „ein [15]); und er betrieb damals die Angelegenheiten der „Madame de Verneuil, einer verabschiedeten Mätresse „Heinrichs des Vierten. Diese hatte bereits in Ver„bindung mit ihrem Bruder, dem Grafen von Au„vergne, und ihrem Vater, dem Marquis D'Antragues „allerley böse Händel gegen diesen Monarchen angestif„tet. D'Espernon und Madame Verneuil hielten öf„tere Zusammenkünfte, um die Ausführung ihres ab„scheulichen Vorhabens mit einander zu verabreden, und „bey einer Zusammenkunft, die zu Saint Jean-en„Greve gehalten wurde, vernahm man sogar aus ih„rem eigenen Munde, wie sie hierbey zu verfahren ge„dachten. Der König ward hievon benachrichtigt [16]); „entweder war er aber verblendet, oder seine Herzens„güte gestattete ihm nicht, von Leuten die er nie belei„digt hatte etwas Böses zu fürchten; genug, er schlug „alle Warnungen in den Wind. Dies hatte die Fol„ge, daß er auf eben die erbärmliche Art ums Leben „kam, wie man ihm gedroht hatte. Der Duc D'Es„pernon, welcher deswegen gerichtlich belangt wurde [17]), „rechtfertigte sich zwar im Wege Rechtens [18]), aber al„le die, welche seine Denk- und Handlungsart kannten, „glaubten nie, daß er unschuldig sey [19]). Das Reich „kam unter Vormundschaft; es entstanden neue Unru„hen; und seine Insolenz, die ihm unter jeden andern „Verhältnissen den Kopf gekostet hätte, rettete ihm un„ter einer schwachen Regierung das Leben. Diesen Auf„schluß wird man in den Werken unsrer berühmtesten „Geschichtschreiber vergebens suchen; entweder weil sie

sich nicht getrauten diesen Punkt zu berühren, oder weil sie nicht alle Hülfsmittel in Händen hatten, sich genau zu unterrichten.

„Ueber diese Begebenheit muß man zu allererst „dasjenige nachlesen, was unsere allgemeinen Reichs„geschichten enthalten. Hierauf muß man, des histo„rischen Zusammenhangs wegen, die Memoire des „Herrn de l'Etoile studiren, worinn eine Menge ein„zelner Thatsachen vorkommen, die unsere größten „Schriftsteller unberührt gelassen haben. Das Ma„nifest und das Factum, welches Pierre Du Fardin „unter dem Namen eines Capitaine la Garde her„ausgegeben hat, verbreitet viel Licht über die Entste„hung dieser abscheulichen Intrigue. Das Verhör „und die Aussage der Demoiselle Decoman geben viel „Aufschluß über die Art und Weise, wie diese Sache zu „Paris betrieben ward. Diese Person hatte aber den„noch das Unglück, ungeachtet ihre Absichten rein, und „die Thatsachen welche sie entdeckte, allerdings gegrün„det waren, ihr Leben im Kerker zu beschließen, [20]) „weil sie ihre Aussage nicht gerichtlich beweisen konnte. „Sie hatte es mit einer mächtigen Parthey zu thun; „die Richter sahen zwar ein, daß bey ihren Aussagen „allerdings Wahrheit zum Grund liege; indeß mußte „die Unschuld unterliegen, und D'Espernon triumphirte „zur Schande seiner Richter, ungeachtet sie ihn in der „Specialinquisition für strafbar erkannten [21]). Mit „diesen Pieçen müßte man noch die Ravaillacschen „Proceßacten vergleichen; aber nicht die, welche im „Mercure françois abgedruckt sind, denn diese sol„len verfälscht seyn, sondern jene, welche man noch „hin und wieder auf Bibliotheken in Handschriften „findet.

„In beygefügtem Verzeichniß haben wir noch „mehrere Pieçen angezeigt, deren man sich bedienen

„muß

„muß, wenn man dieſer merkwürdigen Begebenheit bis „auf den Grund nachſpüren will, die in der neuern Ge„ſchichte eine der auſſerordentlichſten iſt, und von „rechtswegen allen Regenten und Miniſtern zur War„nung dienen ſollte, damit ſie nie einen guten Rath in „den Wind ſchlagen, der darauf Beziehung hat, die „geheiligte Perſon des Landesherrn vor Gefahren zu „ſichern.

„Die folgende Regierung fieng unter der allge„meinen Beſtürzung an, in welche das Reich durch „die Ermordung Heinrichs des Vierten verſetzt war. „Gleich nachher brach Mißvergnügen aus, und es „entſtanden allerley tumultuariſche Auftritte. Die „Günſtlinge, eine Gattung von Leuten, die den Re„genten immer zum Nachtheil handeln, indem ſie den „Ruhm derſelben entweder ihren Leidenſchaften, oder „ihrem Privatintereſſe aufopfern, entehrten die erſten „zehn Regierungsjahre Ludwigs des Dreyzehnten. „Dann folgte die tyranniſche Miniſterialverwaltung „des Connetable de Luines. Nach dieſem kam Car„dinal Richelieu empor, welcher die Vermeſſenheit „hatte, daß er, wie die Tradition ſagt, in ſeinen „Privatunterredungen Ludwig den Dreyzehnten ge„wöhnlich nur den vornehmſten ſeiner Unterthanen „zu nennen pflegte.“

Ich muß jedoch den wißbegierigen Leſer benachrichtigen, daß er dieſe Stelle nicht wörtlich ſo wie hier in der Methode pour étudier l'Hiſtoire antreffen wird. Sie ſteht auf einem Carton, welchen man die Güte gehabt hat, dieſem Werke beyzufügen. Warum dies geſchah, iſt mir unbekannt. Sollte es vielleicht nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten noch nicht erlaubt ſeyn, den Schleier von einer ſo äuſſerſt wichtigen Begebenheit hinwegzuziehen? Auf jeden Fall

habe ich einige hiſtoriſche Anmerkungen eingeſchaltet, die zum Beweis dienen, daß der Vortrag des Verfaſſers ſeinen guten Grund hat.

Ich habe hier nicht einmal etwas von den Nachrichten geſagt, worin dem Könige zu wiſſen gethan wurde, was gegen ſeine Perſon im Werk ſey. Hieher gehört beſonders das Billet, welches man geraume Zeit vor ſeiner Ermordung auf dem Altar der Stadtkirche zu Montargis fand, und des Inhalts war, daß ein aus Angoulême gebürtiger Rothkopf (und dies war Ravaillac) Willens ſey, den König mit einem Meſſer zu durchbohren; ein Billet, worüber ein eigenes Protocoll verfaßt, und dem Kanzler zugeſchickt wurde. Auch geben die Umſtände, welche Herr de l' Etoile in ſeinen Memoiren bey dem Jahr 1610 anführt, deutlich genug zu erkennen, daß es ein reiflich überdachtes, und von einer Faction angeſtelltes Unternehmen war, weil man dem, von welchem dieſe Warnung kam, nach dem Leben trachtete. Wer anders durfte ſich eine Drohung dieſer Art entfallen laſſen, als ſolche Perſonen, die im Stande waren ſich furchtbar zu machen? Was läßt ſich nicht aus dem einzigen Umſtande folgern, welchen nicht nur Herr de l' Etoile, ſondern auch Nicolaus Pasquier in ſeinem erſten Schreiben anführt, daß nemlich der Stadtrichter zu Pluvier, im nemlichen Nu wo der König ums Leben kam, in Gegenwart mehrerer Perſonen, die ſich nebſt ihm mit dem Kugelſpiel beluſtigten, die Worte ſagte: Jetzt wird der König ermordet? Man bedenke, daß der Ort, wo dies geſchah, acht und zwanzig Stunden von Paris entfert iſt. Dieſer Menſch, welcher überhaupt einen ſchlechten Charakter beſaß, war ein eifriger Anhänger der Marquiſe de Vermeuil, und ihres Vaters des Herrn von Antragues. Damit er aber nicht aus der

Schu-

Schule schwatzen möchte, erdrosselte er sich in der Conciergerie, oder ward er vielmehr erdrosselt, und den neunzehnten Junius 1610 auf einer Schleise durch die Stadt gefahren.

Wenn man alles dies mit Aufmerksamkeit liest, so hält es schwer, den Duc D' Espernon von einem gehässigen Verdacht ganz freyzusprechen; doch möchte ich deswegen nicht wie andere behaupten, daß dieser Herr, als er den Ravaillac wahrnahm und sah das dieser dem König einen Stich beygebracht hatte, ihm selbst den zweyten gab, welcher dessen Tod eigentlich nach sich zog. Indeß wird dieser Umstand in einer gewissen Piece angeführt, welche dem vierten Theil des Journal de Henri IV. angehängt, und betitelt ist Extract d'un Manuscrit de M. d'Aumale. Wenn man sich jedoch die Mühe nicht verdrießen läßt, diese Pieçe ganz durchzulesen, so wird man gewahr werden, daß sie einen von jenen leidenschaftlichen Menschen zum Verfasser hat, die gegen den Duc D' Espernon den bittersten Groll hegten, welcher sich so weit erstreckt, daß man in dieser Schrift sogar die abgeschmackte Fabel einiger wüthigen Mitglieder der Ligue wieder aufgewärmt findet, die dem Pöbel mit aller Gewalt weiß machen wollten, der Duc D' Espernon sey entweder ein Teufel in Menschengestalt, oder doch wenigstens ein Hexenmeister (22). Dergleichen Albernheiten würde ein Mann von solchem Stande, und solcher Welt- und Menschenkenntniß, wie Herr D' Aumale, gewiß nicht für wahr gehalten, noch weniger nacherzählt haben. So etwas würde ich höchstens dem niedrigsten Pöbel der Ligue verzeihen, welchen man durch dergleichen alberne Erdichtungen in Harnisch zu jagen suchte. Was man von einer Schrift dieser Art zu halten habe, erhellt schon aus dem einzigen Umstande,

daß man sogar den Duc de Montbazon mit in dies abscheuliche Verbrechen zu verwickeln sucht, welcher doch nie den geringsten Verdacht gegen sich erregte, sondern vielmehr den Ravaillac beym Arm ergriff und zurückhielt; als er dem Könige noch den dritten Stich versetzen wollte. Ueberdies konnte der Duc D'Aumale dies Factum gar nicht bezeugen; weil er damals aus dem Königreiche verbannt und nach Brüssel geflohen war, wo er auch im Jahr 1619 starb.

Noch weniger möchte ich behaupten, daß auch der Jesuit Pater Cotton an diesem Königsmord Theil gehabt habe. Die Rolle welche man ihn in der Entrevuë de M D'Elpernon et de Ravaillac à Angoulême spielen läßt, ist wider alle Wahrscheinlichkeit. In dieser Schrift giebt man vor, er habe sich in besagter Stadt mit drey Mördern unterredet, welche den Vorsatz gefaßt hätten, den König ums Leben zu bringen. Diesen habe ersogar versprochen, daß er eine heilige Messe zu ihrer Intention lesen wolle, damit ihnen Gott Muth und Kraft zu Vollbringung ihrer That verleihe; das heißt: damit der Allerhöchste Segen und Gedeien zu einem der allerentsetzlichsten Verbrechen gäbe. Ich begreife nicht, wie man so frech seyn kann, dergleichen Tollheiten zu verbreiten, und ich glaube gänzlich, daß selbst der erbitterungsvollste J * * * sich schämen würde, diesem Jesuiten, welchen Heinrich der Vierte so ausserordentlich lieb hatte, und welcher fast allein die Zurückberufung seiner Ordensbrüder bewirkte, so etwas zur Last zu legen. Ich kann mich hier nicht weiter darauf einlassen, den Ungrund eines solchen Vorgebens zu zeigen, welches nicht die allergeringste Aufmerksamkeit verdient, und kann mich nicht genug darüber wundern, daß man auf den Einfall gekommen ist, diese Scharteke im vierten Bande des Journal de Henri

ri IV. wieder abdrucken zu lassen. Wer neue Ausgaben von Schriften veranstalten will, sollte von rechtswegen eine bessere Auswahl treffen, und mit mehr Ueberlegung zu Werke gehen; es scheint mir aber, der Herausgeber habe nicht sowohl auf die historische Glaubwürdigkeit, als vielmehr auf die Seltenheit jener Pieçe Rücksicht genommen.

Ich will hier nichts davon erwähnen, daß noch vor der Ermordung des Königs aus einigen fremden Ländern die Nachricht einlief, der König sey bereits wirklich ermordet. Indeß möchte man sich wohl nicht irren, wenn man hieraus die Vermuthung zöge, daß dies Unternehmen nach einem bestimmten Plan verabredet, und wahrscheinlich von einem der Theilnehmer im Auslande ausgeschwazt worden sey. Man kann hierüber nachschlagen die Memoiren des Bassompierre, die große Geschichte von Mezerai, die Memoiren des Herrn de l'Etoile bey dem Jahre 1610, und das erste Schreiben des Nicolaus Pasquier.

2.

Species Facti.

Unser großer König Heinrich hatte die Verfügung getroffen, die Königinn Maria von Medicis, seine rechtmäßige Gemahlin, den dreyzehnten May 1610 zu Saint Denis salben und krönen zu lassen [23]). Zwey bis drey Tage nachher wollten Se Majestät in Begleitung des Adels abreisen, und sich zu Ihrer auf der Gränze stehenden Armee begeben [24]). Als der König von diesem Vorhaben sprach, berichtete man,

Spinola habe sich auf eine großsprecherische Art verlauten lassen, er werde ihm mit dreyßigtausend Mann entgegen marschiren, und eine Schlacht liefern [25]). Als dies der König vernahm, ließ er sich sogleich seinen Waffenrock bringen, und probirte ihn an. Er war von grünlichblauem Sammet, und mit kleinen goldenen Lilien gestickt. Lächelnd sagte hierauf der König, welchem es eben so leicht ward Schlachten zu gewinnen, als Schlachten zu liefern: nun wollen wir doch sehen, ob Spinola Wort hält. Sire, erwiederte einer seiner Hofcavaliere, er ist ein Genueser [26]). Freylich wohl, sprach der König, er ist aber auch Soldat.

Beyde Majestäten hatten die Abrede genommen, daß am Tage der Krönung und des Einzugs alle Gefangene in Freyheit gesetzt werden sollten; sowohl die in den Stadtgefängnissen, als auch jene in der Bastille. In Betreff der erstern hatten die Requettenmeister bereits ihre Weisung vom König erhalten; wegen der letztern aber wollte er selbst die erforderlichen Vorkehrungen machen, und deswegen begab er sich nach dem Arsenal. Ausserdem hatte er auch noch einen andern Beweggrund, warum er sich in das Arsenal verfügte; er wollte nehmlich gern sehen, wie weit man dort mit den Krönungsanstalten gekommen wäre, denn es war sein ausdrücklicher Wille, daß es bey dieser Feyerlichkeit an nichts fehlen sollte, so kurz auch die Zeit war.

Nachmittags zwischen drey und vier Uhr stieg der König, da wo man in den Hof des Louvre geht, in seinen Wagen und setzte sich ganz hinten hin. Die Ducs D'Espernon, Montbazon und Roquelaure, nebst noch drey andern Herrn, mußten sich ebenfalls einsetzen. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß ihn

seine

seine Garde begleitete. Welch ein Unglück! Denn ein verruchter Kerl, Franz Ravaillac genannt (der nachmals in seinem Verhör aussagte, daß er schon lange vorher mit dem Vorhaben umgegangen sey den König zu morden) hatte ihn kaum einsteigen sehen, als er ihm bis in die Strasse de la Ferronerie nachfolgte. Als er nun gewahr wurde, daß die Kutsche wegen einiger in Wege stehenden Wagen still halten mußte, und daß der König, welcher im Hintergrunde saß, das Gesicht seitwärts nach dem Duc D'Espernon kehrte, trug dies vom Teufel besessene Ungeheuer nicht das geringste Bedenken, Se Majestät meuchelmörderischerweise zu überfallen, ohne zu erwägen daß es sich an einem Gesalbten des Herrn, an einem Stellvertreter Gottes vergreife. Zu dem Ende bog der Mörder seinen Arm über das eine Rad, rennte dem Könige zweymal das Messer in den Leib, und streckte diesen großen Monarchen mitten unter seinen tapfersten und treuesten Feldherrn todt darnieder [27]). Jene beyden Stiche folgten so schnell auf einander, daß die That schon vollbracht war, ehe man so zu sagen bemerkt hatte, wie es damit zugieng. Der erste Stich, welcher zwischen der fünften und sechsten Rippe eingedrungen war, durchbohrte die Herzader, in der Gegend des Herzohrs, und traf sodann die Holader, welche er mitten entzwey schnitt, so daß der große König auf der Stelle Sprache und Leben verlor. Was den zweyten Stich anbelangt, so hatte derselbe nur ein klein wenig die Haut aufgeritzt.

Niemand hatte bemerkt, daß der König erstochen wurde, und hätte der Mörder das Messer gleich weggeworfen, so würde man schwerlich errathen haben, daß er es gewesen sey; es war ihm aber gar nicht möglich, das Messer aus der Hand zu thun. Die

sechs Herren, welche bey dem König in Wagen saßen sprangen den Augenblick heraus. Einige bemächtigten sich des Mörders, andere machten sich mit dem König zu thun. Als aber einer von ihnen bemerkte, daß letzterer keinen Laut mehr von sich gab, und daß ihm das Blut aus dem Halse schoß, schrie er: der König ist todt! Diese Worte verursachten einen erschrecklichen Lerm. Die Leute welche sich eben in der Straße befanden drängten sich in die Buden, stürzten über einander her, und waren so voll Angst uud Schrecken, als wäre der Feind in der Stadt. In der Geschwindigkeit aber kam einer von oberwähnten Herrn auf den Einfall, den Leuten weiß zu machen, der König sey nur verwundet, und von einer Ohnmacht befallen worden. Man begehrte Wein, und während die Leute umherliefen, welchen herbeyzuschaffen, machte man die Kutschthüren zu, versicherte das Volk nochmals der König sey bloß verwundet, und man müsse eilen ihn nach dem Louvre zu bringen, damit er verbunden werde.

Die Königinn befand sich eben in ihrem Kabinet, als sie die traurige Botschaft vernahm; kam aber in voller Angst und Bestürzung heraus, um denjenigen noch einmal nach seinem tödtlichen Hintritt zu sehen, den sie bey seinen Lebzeiten über alles verehrt hatte. Im Heraustreten aber kam ihr der Kanzler, welcher diese Nachricht bereits im Staatsrathe erfahren hatte, entgegen und hielt sie zurück. Sobald sie ihn erblickte rief sie ihm zu: Ach! der König ist todt! Er aber blieb sich gleich, und versetzte: Ihro Majestät halten zu Gnaden; die Könige von Frankreich sterben nie. Hierauf bat er sie, sich wieder in ihr Kabinet zu begeben, und fuhr fort: Man muß bedenken, daß unsere Thränen unsere Lage nur verschlimmern. Wir müssen sie bis zu einer andern Gelegenheit versparen. Es

giebt

giebt Menschen genug, welche Sie und sich selbst beweinen. Ihre Majestät haben Pflichten für diese und für sich selbst zu erfüllen. Wir bedürfen Hülfe, nicht Thränen.

Den sechzehnten des nemlichen Monats ward Ravaillac in die Conciergerie gebracht [28]); denn er hatte zwey Tage im Hotel de Raitz gesessen, wo ihn jedermann sehen und sprechen durfte, ob er gleich von den Gerichtsdienern bewacht wurde. Anfangs wollte man ihm weiß machen, er habe den König nur verwundet; er antwortete aber, da er wohl wisse wohin er gezielt, und auch das Blut am Messer gesehen habe, so könne er gar nicht daran zweifeln, daß er todt sey. Indeß sterbe er nun gern, da er seinen Endzweck erreicht habe. Denen die ihn fragten, was ihn denn zu dieser Mordthat bewogen hätte, gab er zur Antwort: Die Predigten, welche ich mit anhörte; denn dadurch lernte ich die Beweggründe kennen, weswegen man einen König umbringen muß. Als man ihm nachher während des Verhörs die Frage vorlegte, ob es erlaubt sey einen Tyrannen zu tödten, wußte er alles auf dem Nagel herzusagen was sich für und wider diesen Satz anführen läßt, so daß man deutlich genug merkte, er sey in dieser Lehre mit ganz besonderer Sorgfalt unterrichtet worden; denn sobald die Rede von andern theologischen Dingen war, zeigte er sich als einen sehr unwissenden Menschen, der mit sich selbst im Widerspruch stand, und im nächsten Augenblick wieder verneinte, was er kurz vorher bejaht hatte.

Erstes Verhör,

welches unter dem Vorsitz des Präsidenten Jeanin und des Herrn Bullion, gleich nach der Ermordung des Königs mit Franz Ravaillac vorgenommen wurde.

Freytags den vierzehnten May, ein tausend sechs hundert und zehen, zu Paris, in der Behausung, welche das Hôtel de Raiz genannt wird, neben dem Louvre.

In Gegenwart der Herrn Präsidenten Jeanin und Bullion, königlicher wirklicher Staatsräthe.

Nachdem man ihn den Eid hatte ablegen lassen, sagte er aus: er nenne sich Franz Ravaillac, sey zwey und dreyßig Jahre alt, und wohne zu Angouleme.

Was seine Beschäftigung sey?

Sagte aus: er unterweise die Kinder, wie sie Gott nach den Vorschriften der römisch apostolisch katholischen Religion verehren sollten.

Seit wann er in dieser Stadt sey?

Sagte aus: seit vierzehn Tagen oder drey Wochen, und logire in der Vorstadt Saint Jacques im Gasthofe zu den fünf Kreuzen [29]), wo er sich während seines Hierseyns immer aufgehalten habe, ausser in den ersten zwey Tagen nach seiner Ankunft in besagtem Gasthofe; denn damals habe er ein paar Tage in der Vorstadt Saint-Honoré zugebracht, und zwar im Hause zu den drey Tauben, der Kirche Saint-Roch gegenüber.

Wurde gefragt: ob er während seines Aufenthalts in besagtem Logis nicht mit einigen Personen Umgang gehabt habe? Und wer dieselben seyen?

Sagte aus: er habe mit niemanden Umgang gehabt.

Wur-

Wurde gefragt: weswegen er in diese Stadt gekommen sey?

Sagte aus: er sey deswegen hieher gekommen, um bey dem Parlement einen Prozeß gegen die fortzusetzen, welchen man die Nachlassenschaft des Gottfried Phyar gerichtlich zuerkannt habe. Es sey schon vor geraumer Zeit auf die Berichtserstattung des Parlementsraths Herrn Sanguin, ein Urtheil in dieser Prozessache ergangen; und dies habe er hier in Paris auslösen wollen.

Wurde gefragt: ob er oder einer seiner Anverwandten je von dem Könige beleidigt worden wäre? Und wer ihn zu der ruchlosen That bewogen habe, den König ermorden zu wollen?

Sagte aus: weder er, noch jemand der seinigen sey auf irgend eine Art von seiner Majestät beleidigt worden [30]). Es habe ihn auch niemand bewogen oder überredet dies Verbrechen zu begehn. Eine böse vom Teufel erregte Versuchung habe ihn dazu verleitet. Er sey nicht bloß deswegen hieher gekommen die besagten Gerichtsgebühren zu erlegen, sondern habe zugleich auch die Absicht gehabt, dem König nach dem Leben zu trachten.

Da diese Versuchung von so langer Dauer gewesen wäre, so sey es höchst unwahrscheinlich, daß ihn Gott nicht von dergleichen bösen Gedanken befreyt haben sollte, wenn er seine Zuflucht zu ihm genommen hätte. Mithin habe es den Anschein, daß er diese That auf jemands Zureden und Anstiften begangen habe.

Er sagte aus: Nein; er habe zwar dieser Versuchung nicht stets nachgehangen, sich ihrer aber auch nicht gänzlich entschlagen können.

Zu welcher Stunde er heute ausgegangen, wo er gewesen sey, und mit wem er gesprochen habe?

Sag-

Sagte aus: er sey heute zwischen sechs und sieben Uhr ausgegangen, und ganz allein gewesen; habe sich aus seinem Logie geradeswegs in die Kirche Saint-Benait begeben, und Messe gehört, weder unterwegs noch an besagtem Orte habe er jemand gesprochen; nach der Messe sey er wieder nach Hause gegangen, und habe zu Mittag gespeist, wobey niemand zugegen gewesen wä e, als der Wirth, und ein junger Mensch aus hiesiger Stadt, welcher sich Colleret nenne, und ein Kaufmann sey.

Wurde gefragt: ob er mit dem besagten Colleret bekannt sey?

Sagte aus: er habe mit dem besagten Colleret weiter keine Bekanntschaft, als daß er in dem nemlichen Hause logire, und das Colleret während des Aufenthalts des Inquisiten zwey oder drey Tage dort gewohnt habe.

Wurde gefragt: wo er schreiben und lesen gelernt habe? Und wer die Lehrmeister gewesen wären, die ihn in Stand gesetzt hätten, sein Brod dadurch zu verdienen, daß er die Jugend im Lesen, Schreiben, und in den Anfangsgründen der Religion unterrichte?

Sagte aus: es wären nun schon über zwanzig Jahre, daß er sich keines Lehrmeisters mehr bediene. Vor dieser Zeit hätten ihn ein paar Priester im Lesen und Schreiben Unterricht gegeben.

Wurde gefragt: ob er ve heyrathet sey?

Sagte aus: er habe sich nie verheyrathet.

Man ermahnte ihn zu wiederholten Malen, er solle doch bedenken, was das für eine abscheuliche That sey, die er zu vollbringen im Begriff gewesen wäre; der König lebe noch, und werde vielleicht Gnade für Recht ergehen lassen; wenn er aber auch nicht ungestraft davon

von komme, so solle er doch wenigstens für das Heil seiner Seele sorgen, und die Wahrheit gestehn.

Sagte aus: er wisse weiter nichts, als was er schon bekannt habe; er sey von niemand verleitet worden, das zu thun, was er gethan habe; doch gestand er, daß er es sey, der den König mit einem Messer verwundet hätte; dies Messer habe er vor etwa zehen bis zwölf Tage aus einem Gasthause nicht weit von den Quinze-vingts entwendet; er habe dort einkehren wollen, da er aber nicht aufgenommen worden sey, habe er das besagte Messer entwendet, in der Absicht, den König damit zu ermorden.

Ob er schon vorher im Louvre oder an einem andern Orte sich eingefunden habe dem Könige aufzupassen, und die besagte That zu begehen?

Sagte aus: er sey zweymal dort gewesen, nemlich am verwichenen Pfingstfeste und am verwichenen Weyhnachtsfeste; aber nicht in der Absicht, diese böse That zu vollbringen, sondern um den König zu sprechen, und ihm zu rathen, daß er denen von der so genannten reformirten Religion den Krieg ankündigen solle.

Da man unter seinen Habseligkeiten einige Papiere gefunden hatte, worauf unter andern verschiedene Stanzen in französischer Sprache standen, die sich für einen Missethäter schickten, der zur Richtstätte geführt wird; so wurde er gefragt, wer ihm die besagten Stanzen gegeben, oder ob er sie vielleicht auf seine eigene Umstände verfaßt habe?

Sagte aus: er habe sie nicht gemacht, sondern sie seyen ihm vor etwa einem halben Jahre in der Stadt, Angouleme, von einem gewissen Pierre Bertheau, einem Einwohner der besagten Stadt, in der Absicht gegeben worden, damit er sie durchsehen, und seine Meynung darüber sagen solle, weil er, Inquisit,

quisit, sich ebenfalls auf die Poesie verstehe. Der besagte Bertheau habe gegen ihn geäussert, daß er sich hiebey in die Lage eines Menschen gedacht habe, der zum Tode geführt wird. Er, Inquisit, habe sie hierauf zu sich genommen, und eingesteckt.

Wurde gefragt: wer ihn denn dazu bewogen habe, daß er mit dem Könige sprechen, und ihm rathen solle, denen von der sogenannten reformirten Religion den Krieg anzukündigen?

Sagte aus: darum hätten wir uns nicht zu bekümmern [31]), einem Priester wolle er zwar die Wahrheit im Beichtstuhle bekennen, aber sonst nirgends; und gleichwohl hatte er doch einen Eidschwur darauf abgelegt, daß auch er uns Richtern die Wahrheit bekennen, und alles eidlich aussagen wolle.

Nachdem man ihm diese Aussagen vorgelesen hatte, bekräftigte und unterschrieb er dieselben mit eigener Hand. Unterzeichnet: Ravaillac, nebst Handzeichen.

Zweytes Verhör:

veranstaltet von uns, Achilles de Harlay, Ritter und Oberpräsident, Nicolaus Potier, Präsident, Johann Courtin und Prosper Bauin, Räthe des Königs unsers Herrn, bey dessen Parlementshofe, als Commissarien, die auf Ersuchen des königlichen Generalprocurators dazu verordnet waren, die gegen den wegen Ermordung des hochseligen Königs inhaftirten Gefangenen angebrachte Beschuldigungen und Anklagen zu untersuchen, welchen wir auch nach Abforderung des Eides verhört und vernommen haben, wie folget:

Den siebzehnten May, eintausend sechshundert und zehen, Nachmittags.

Wur-

Wurde gefragt: nach seinem Namen, Alter, Stande, und Aufenthalt.

Sagte aus: er heisse Franz Ravaillac, sey von Angouleme gebürtig, wohne daselbst, und sey ein bis zwey und dreyßig Jahre alt.

Ob er verheyrathet sey?

Sagte: Nein.

Ob er auch nie verheyrathet gewesen?

Sagte: Nein.

Was er in seinen jüngern Jahren erlernet habe, und womit er sich beschäftige?

Sagte aus: er habe sich damit beschäftigt, Processe vor Gericht zu betreiben.

Ob er zu Paris und Angouleme wirklich practicirt habe?

Sagte aus: er habe vierzehn Jahre lang wirklich advocirt, und anfänglich am Rast, dem grünen Pfeiler gegenüber, in der Strasse la Harpe gewohnt, und späterhin bey einem Schuhflicker, zu den drey Rosenkränzen, in der Strasse Callandre.

Wie lange er seit seiner Zurückkunft wieder in hiesiger Stadt sey?

Sagte aus: ungefähr seit drey Wochen.

Ob er wirklich auf der Rückreise gewesen sey?

Sagte: Ja.

Wie weit er gekommen sey?

Bis oberhalb Estampes, an die Stelle, wo das Crucifix stehe.

Was ihn bewogen habe wieder umzukehren?

Sagte aus: der Umstand, daß er Willens gewesen sey den König zu ermorden.

Aus was Urſache?

Sagte aus: unter andern deswegen, weil er die von der ſogenannten reformirten Religion nicht habe zwingen wollen, ſich wieder mit der römiſch apoſtoliſchen Kirche zu vereinigen, welches er doch gekonnt hätte.

Was er ſonſt noch für Urſachen gehabt habe?

Sagte aus: er ſey in hieſige Stadt gekommen, um mit dem Könige zu ſprechen, und ihm zu rathen, daß er die von der ſogenannten reformirten Religion wieder mit der katholiſchen Religion vereinigen, und daß er ſich verſchiedenemal in das Louvre begeben habe, um den König dort aufzuſuchen; auch ſey er bey Madame D'Angouleme geweſen, um jemand dort zu finden, der ihn Seiner Majeſtät vorſtellen ſolle; ſo auch bey dem Herrn Cardinal du Perron, der ihn aber nicht vor ſich gelaſſen, ſondern an ſeine Almoſenierer gewieſen habe, die er zwar nicht zu nennen wiſſe, aber gleich wieder erkennen würde, wenn man ihm dieſelben vorſtelle; ferner habe er auf ſeiner letzten, kurz vor Weyhnachten angeſtellten Reiſe, mit dem Jeſuiten Pater D'Aubigny geſprochen, nachher auch mit dem Pfarrer zu Saint Severin, ingleichen mit dem Pater Sainte Marie Magdelaine, einem Feuillantiner.

Wo er den Pater D'Aubigny geſprochen habe?

Sagte aus: er habe ihn in der Kirche der Straſſe Saint Antoine geſprochen, als die Meſſe zu Ende geweſen ſey.

In welcher Zeit er hierüber mit ihm geſprochen habe?

Sagte aus: dreyzehn Tage vor Weyhnachten ſey er von Haus abgereiſet, vierzehn Tage habe er auf der Rei-

Reise nach hiesiger Stadt zugebracht, und drey oder vier Tage nach seiner Ankunft sey er in die Wohnung der Jesuiten bey dem Thor Saint Antoine gegangen, wo der besagte D'Aubigny eben Messe gelesen habe. Nach deren Vollendung habe er einen Klosterbruder ersucht, er solle ihm doch Gelegenheit verschaffen, den besagten D'Aubigny zu sprechen, welches auch geschehen sey. Hierauf habe er ihm allerley Erscheinungen beschrieben, die ihm während der Meditationen vorgekommen wären, welche er mit Bewilligung seines Feuillantinerprovincials des Pater dom Francois-Marie-Magdelaine, angestellt hätte.

Warum er ihn seinen Provinzial nenne?

Sagte aus: dies geschähe deswegen, weil er ihn als Bruder in das Kloster der Feuillantiner aufgenommen habe.

Wurde gefragt: Wie lange er die Feuillantinerkleidung getragen, und warum er sie wieder abgelegt habe?

Sagte aus: er habe sie ungefähr sechs Wochen getragen, und deswegen wieder ablegen müssen, weil ihm in seinen Meditationen allerley Erscheinungen vorgekommen wären.

Wurde befragt . . . .

Sagte aus: er habe zwar darum angesucht wieder aufgenommen zu werden, es sey ihm aber wegen der besagten Erscheinungen abgeschlagen worden. Hierauf fieng er an zu weinen, und sagte, Gott habe ihm diese Kleidung entzogen, und er bedaure nichts mehr, als daß er sie nicht wieder hätte anlegen dürfen.

Wurde gefragt: ob er den Subprior kenne, und wie derselbe heisse?

Sagte aus: er kenne ihn zwar, wisse aber nicht, wie er sich nenne. Den Ordenshabit habe er deswegen nicht wieder anzulegen begehrt [32]), weil es unser Herr Gott so hätte haben wollen, daß er in der Welt bleiben solle, die er doch so gern verlassen hätte. Er sey sogar erbötig gewesen, als Layenbruder zu dienen. Hierauf hub er abermals bitterlich an zu weinen, und sagte, es sey ihm gar zu leid, daß er nicht bey den Feuillantinern habe bleiben dürfen, um sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen.

Wurde gefragt: von was für Erscheinungen er mit dem Pater D'Aubigny gesprochen habe?

Sagte aus: er habe ihm erzählt, als er einst zu Angoulême wegen Schulden im Gefängniß gesessen, habe er eine Erscheinung gehabt, worin ihm nicht anders zu Muthe gewesen sey, als ob seine Sinne den Eindruck von Feuer, Schwefel und Weyhrauch empfänden. Als man ihn wieder aus dem Gefängniß entlassen, und er am Sonnabend nach Weyhnachten des Nachts mit gefaltenen Händen und kreuzweis über einander geschlagenen Beinen im Bette gelegen, und seine Meditationen angestellt habe, sey ihm plötzlich das Gesicht und der Mund zugehalten worden, ohne daß er bemerken können woher dies komme, weil es mitten in der Nacht gewesen wäre. Da er nun den Psalm Davids, welcher sich mit den Worten anfängt, der Herr sprach u. s. w. nebst dem Miserere und de profundis der Länge nach abgesungen habe, sey ihm nicht anders gewesen, als habe er eine Trompete im Munde, die eben den Schall von sich gäbe wie eine Kriegstrompete. Des andern Morgens sey er in aller Früh aufgestanden, habe seine Meditationen auf den Knien liegend, und ganz in Gott vertieft, wie gewöhnlich fortgesetzt. Hierauf habe er ein klein Stühlchen

chen herbey geholt, sich vor den Ofen gesetzt, und sein Haar durchgekämmt. Da es nun noch nicht völlig Tag gewesen wäre und eben ein glimmend Stück Holz im Ofen gelegen hätte, so habe er sich in der Geschwindigkeit angekleidet, und ein Stückchen Weinrebe genommen, welches er anbrennen wollen. Als er sich nun auf beyde Knie niedergelassen und stark ins Feuer geblasen hätte, sey er auf einmal zu beyden Seiten seines Gesichts mehrere Hostien gewahr worden, die jenen völlig ähnlich gewesen wären, deren man sich in den katholischen Kirchen bey der Communion bediene. Unterhalb seines Gesichts, und zwar rechter Hand in der Gegend des Mundes, habe er seitwärts eine Rolle von eben der Größe erblickt, wie die, wovon der Priester bey der Elevation während des heiligen Meßopfers Gebrauch mache. Dies sey es, was er dem besagten D'Aubigny entdeckt hätte. Dieser habe ihm zur Antwort gegeben, er solle sich dergleichen Dinge ganz aus dem Sinne schlagen; er fürchte, es sey nicht ganz richtig in seinem Gehirn; deswegen wolle er ihm wohlmeynend rathen, seinen Rosenkranz fein fleißig zur Hand zu nehmen, zu beten, und sich hiernächst an jemand zu wenden, der ihm Gelegenheit verschaffe den König zu sprechen.

Ob er denn nicht auf den Einfall gekommen wäre, den besagten D'Aubigny zu befragen, ob es nicht nöthig sey, daß er nach so außerordentlichen Erscheinungen, welche so gar auf den Königsmord abgezweckt hätten, zur Beichte gehe?

Sagte aus: Nein; er habe nichts weiter mit ihm gesprochen, als was er vor uns Richtern bekenne; bis auf den einzigen Umstand, daß er (zum Könige) sagen wolle, er solle die von der sogenannten reformirten Religion

entweder aus dem Lande jagen, oder zum römisch apostolisch katholischen Glauben bekehren.

Wurde gefragt: was der besagte D'Aubigny hierauf geantwortet hätte?

Sagte aus: er habe ihm gerathen sich alles dessen zu entschlagen, Gott anzurufen, und seinen Rosenkranz zu beten.

Ob er sonst nichts mit ihm gesprochen?

Sagte aus: er habe nur diese einzige Unterredung mit ihm gehabt.

Wurde gefragt: warum er sich gerade an diesen D'Aubigny und nicht an jemand anders gewendet hätte?

Sagte aus: dies sey deswegen geschehen, weil er nach seiner Entfernung aus dem Feuillantinerkloster Willens gewesen sey, entweder Jesuit zu werden, oder ihn zu bitten, daß er mit seinem Provinzial sprechen, und denselben bewegen möchte, ihn wieder in den Orden der Feuillantiner aufzunehmen. Da er ihn aber das erstemal nicht zu Hause angetroffen, so habe er sich mit einem Klosterbruder ins Gespräch eingelassen, und von desem erfahren, daß niemand in ihr Collegium aufgenommen würde, der in einem andern Orden gewesen sey. Ferner sagte er aus: Da er nicht vor den König kommen können, so sey er abermals zu den Jesuiten gegangen, und habe, wie er uns zu erkennen geben, mit dem D'Aubigny die vorerwähnte Unterredung gehabt. Auch habe er ihm bey dieser Gelegenheit ein kleines Messer gezeigt, worauf ein Herz und ein Kreuz gravirt gewesen sey, mit dem Beyfügen, das Herz des Königs müsse schlechterdings bewogen werden, die Hugenotten zu bekriegen.

Wur-

Wurde gefragt: wer ihn denn verhindert habe mit dem Könige zu sprechen?

Sagte aus: der Oberhofrichter; der nemliche, welcher ihm während seines Arrests im Hotel de Rets die Frage vorgelegt habe, wie es denn um den Hahn an seiner Musquete stehe.

Wurde gefragt: an wen er sich denn gewendet habe, als er den König sprechen wollen?

Sagte aus: an die Hatschierer; diese hätten ihn aber nicht vorgelassen, sondern zum Oberhofrichter geschickt, welcher ihm gesagt habe, der König sey unpaß.

Wurde gefragt: zu welcher Zeit er im Louvre gewesen sey?

Sagte aus: gleich nach Weyhnachten; und als der König ein paar Tage nachher bey Saint Innocent vorüber gefahren sey, hätte er ihn ebenfalls sprechen wollen und deswegen ihm zugerufen: Sire, ich bitte Sie um unsers Herrn Jesu Christi, und der heiligen Jungfrau Maria willen, lassen Sie mit sich reden! Allein man hätte ihn mit einem Ladestock zurück gestossen, und nicht fortreden lassen. Inquisit hätte daher sogleich beschlossen, wieder in seine Vaterstadt zurückzureisen, welchen Entschluß er auch ausgeführt habe. Als er nun wieder in Angouleme angekommen wäre, hätte er den Bruder Gilles Osere, welcher noch kurz vorher zu Paris Guardian der Franciscaner gewesen sey, besucht, mit demselben von seinen Erscheinungen und Meditationen gesprochen, zugleich auch gegen ihn geäußert, er sähe deutlich, daß unser Herr Gott die von der vorgeblich reformirten Religion wieder mit der römisch apostolisch katholischen Religion vereinigen werde; worauf der Guardian geantwortet habe: daran sey ganz und gar nicht zu zweifeln. Einige Tage nachher,

als am ersten Sonntage in der Fasten, habe Beklagter im nemlichen Franciscanerkloster zu Angouleme Messe gehört, sich mit Gott versöhnt, und einem Geistlichen des nemlichen Ordens, dessen Name ihm aber entfallen sey, diese freywillige Mordthat gebeichtet.

Wurde gefragt: was er unter dem Ausdruck freywillige Mordthat verstehe?

Sagte aus: dies, daß er ausdrücklich in der Absicht hieher gekommen sey, den König ums Leben zu bringen, welches er aber seinem Beichtvater nicht entdeckt habe, und dieser hätte sich auch nicht nach der Bedeutung jener Ausdrucke bey ihm erkundigt.

Wurde gefragt: ....

Sagte aus: damals habe er seinen Vorsatz aufgegeben; als er aber von dort abgereist und am verwichenen Osterfest in hiesiger Stadt angekommen sey, habe er diesen Vorsatz von neuem gefaßt.

Wurde gefragt: wann er in hiesiger Stadt angekommen sey?

Sagte aus: er sey acht Tage nach seiner Abreise zu Fuß allhier angekommen.

Wurde gefragt: was er während seines Aufenthalts in hiesiger Stadt gethan habe?

Sagte aus: er habe anfänglich im Wirthshause zu den fünf halben Monden in der Vorstadt Saint-Jacques logirt. Um jedoch näher bey dem Louvre zu seyn, habe er sich zu den drey Tauben in der Straße Saint-Honoré einquartirt. Auf dem Wege dahin sey er erst in ein Wirthshaus, nicht weit von den Quinzevingt gegangen, wo er ein Logis gesucht, aber der vielen Gäste wegen keine Unterkunft gefunden habe. Da eben ein Messer auf dem Tische gelegen, welches

ihm

ihm zu seinem Vorhaben, nemlich den König zu ermorden, sehr brauchbar geschienen, so habe er es zu sich gesteckt; nicht etwa deswegen, weil er in diesem Wirthhaus nicht aufgenommen worden sey, sondern weil ihm das Messer, wie gesagt, zu Ausführung seines Vorhabens sehr brauchbar geschienen habe. Dies nemliche Messer habe er zwey bis drey Wochen in der Tasche bey sich getragen. Ferner sagte er aus: als er sein Vorhaben aufgegeben gehabt, und wieder auf der Rückreise begriffen gewesen sey, habe er unweit Etampes die Spitze dieses Messers ungefähr in der Länge eines Zolls an einem Karrn abgebrochen, und zwar vor dem Garten des Chautelou. In der Vorstadt von Etampes, und zwar auf der Stelle wo das Crucifix stehe, sey der Entschluß den König zu ermorden von neuem in ihm erwacht, und jetzt habe er dieser Versuchung nicht mehr, wie vorher, widerstehen können. Er sey daher wieder umgekehrt, und mit jenem festen Entschluß in hiesige Stadt gekommen, weil der König die von der vorgeblich reformirten Religion nicht bekehrt habe, hiernächst auch die Rede gegangen sey, daß er dem Pabste den Krieg ankündigen, und den heiligen Stuhl nach Paris verlegen wolle.

Wurde gefragt: wo und aus was für Ursache er in hiesiger Stadt logirt habe?

Sagte aus: er habe Gelegenheit gesucht, dem Könige aufzulauren; deswegen habe er auch wieder eine Spitze an das Messer geschliffen, und nur noch auf den Zeitpunkt gewartet, wo die Königin gekrönt und ihren Einzug in hiesige Stadt gehalten haben würde, weil er der Meinung gewesen sey, daß es nicht so viel Verwirrung in Frankreich anrichten werde, wenn er den König nach der Krönung ermorde, als zu einer Zeit, wo die Königin noch nicht gekrönt sey. [35])

Man fragte ihn, wie er sich nur habe vorstellen können, daß die Vollbringung dieser That nach der Krönung weniger Zwiespalt nach sich ziehen würde, da doch leicht voraus zu sehen gewesen sey, daß die Krönung den Unruhen kein Ende machen würde, welche der Tod des Königs nothwendigerweise verursachen müßte?

Sagte aus: dieß habe er dem Willen Gottes anheim gestellt.

Wurde gefragt: wo er den König aufgesucht habe?

Sagte aus: er habe ihn einigemal im Louvre aufgesucht, in der Absicht, ihn dort zu ermorden. Am verwichenen Freytage sey er ebenfalls dahin gegangen, und gerade zwischen den beyden Thorfahrten gewesen, als er gesehen habe, daß der König ausfahre. Da sey er ihm denn gleich nachgelaufen, und zwar bis in die Gegend des Innocents, fast an das nemliche Fleck, wo ihm der König schon ehedem begegnet sey, und er sich vergebens bestrebt habe mit ihm zu sprechen. Als er nun wahrgenommen, daß die Kutsche, wegen einiger im Wege stehenden Karren, still halten müssen, und daß sich Seine Majestät, welche ganz hinten gesessen, mit dem Gesicht herumgedreht und nach der Seite des Duc D'Espernon [34]) gewendet hätten, habe er den Arm über das Kutschrad gebogen, und Denenselben ein paar Stiche mit seinem Messer versetzt.

Wurde gefragt: was er denn glaube durch diese That ausgerichtet zu haben?

Sagte aus: er glaube, sich dadurch eines großen Vergehens schuldig gemacht zu haben, weswegen er auch Gott, die Königin, den Herrn Dauphin, das Parlement, und überhaupt alle diejenigen um Vergebung bitte, welche er dadurch beleidigt habe.

Jetzt

Jetzt legten wir ihm das uns überlieferte Messer vor, welches eine zweyschneidige Spitze und einen hörnernen Griff hatte.

Er erkannte es für das nemliche, wovon er uns bereits gesagt und womit er den König ermordet hatte; auch setzte er hinzu, es sey ihm gleich nach der That von einem Herrn zu Pferd abgenommen worden.

Man stellte ihm vor, da er nicht die geringste Veranlassung gehabt habe, diese ruchlose und meuchelmörderische That zu begehen, so finde man es sehr wahrscheinlich, daß er von jemand dazu verleitet worden sey.

Er sagte aus: es habe ihn niemand, wer es auch immer seyn möge, dazu verleitet. Er habe von einigen Soldaten vernommen gehabt, daß unter dem Militär sehr stark davon gesprochen werde, der König, welcher seine wahren Gesinnungen nicht leicht jemanden zu eröffnen pflege, sey Willens dem Pabste den Krieg anzukündigen, und sie wären fest entschlossen, ihm hierin mit Aufopferung ihres Lebens beyzustehen. Dies sey die Ursache, warum er sich von der Versuchung habe hinreissen lassen, den König ums Leben zu bringen; denn wer den Pabst bekriege, der bekriege ja den lieben Gott, indem der Pabst Gott, und Gott Pabst sey.

Wurde gefragt: um welche Zeit er dergleichen Reden von den Soldaten vernommen habe?

Sagte aus: seit der Zeit, wo er sich im Wirthshause zu den fünf Kreuzen aufgehalten hätte.

Man stellte ihm vor, er bediene sich hier einer erdichteten und unwahren Ausflucht; denn er habe uns ja gesagt, daß er seinen bösen Vorsatz ganz aufgegeben, gehabt, auch bereits auf dem Rückwege begriffen gewesen

wesen sey, aber in der Nähe von Etampes seinen bösen Entschluß erneuert habe; mithin sey er ja nicht durch die Reden der Soldaten zu diesem Entschuß bewogen worden.

Sagte aus: er habe schon vorher mit den Soldaten gesprochen gehabt, und gleichwohl sein Vorhaben aufgegeben; als er aber nach Etampes gekommen sey, wäre ihm das, was er von den Soldaten vernommen hätte, wieder beygefallen, und jener Entschluß von neuem in ihm rege geworden.

Hierauf verlangte er ein Blatt Papier von uns, welches er bey sich gehabt hatte, als er in Verhaft genommen wurde. Es war das französische Wappen darauf gemalt, und zu beyden Seiten standen ein paar Löwen, wovon der eine einen Schlüssel und der andere ein Schwert hielt. Wir legten es ihm vor;

Und er sagte aus: er habe dies Blatt mit von Angouleme gebracht, als er bereits entschlossen gewesen wäre, den König zu tödten. Man habe nemlich in der Behausung eines gewissen Belliart erzählt, der päbstliche Gesandte habe dem Könige im Namen seines Herrn zu erkennen gegeben: wenn er den Pabst bekriege, werde ihn derselbe in den Bann thun; worauf Seine Majestät geantwortet hätten: Ihre Vorfahren hätten den Pabst auf den Thron erhoben, wenn er aber Dieselben in den Bann thäte, würden Sie ihn wieder herabstürzen. Als Inquisit dies vernommen, habe er sich sogleich fest entschlossen den König zu ermorden [35]) und zu dem Ende mit eigener Hand Folgendes über jene beyden Löwen geschrieben:

Ne souffre pas, qu'on souffre en ta presence
Au nom de Dieu aucune irreverence [36])

Wur-

Wurde gefragt: ob an dem Messer schon damals als er es im Wirthshaus mitgenommen habe, der nemliche Grif befindlich gewesen sey, welchen man jetzt daran wahrnähme?

Sagte aus: Nein; es habe ehedem einen Griff von Fischbein gehabt; als dieser entzwey gegangen, habe er von dem Bruder seines Wirths, welcher sich Jean Barbier nenne, ein Drechsler sey, und in der Vorstadt Saint-Jacques wohne, den hörnernen Griff verfertigen lassen, welcher noch jetzt dran sey. Er habe ihm aber keineswegs gesagt, was er damit machen wolle, auch nicht ausdrücklich befohlen ob er Horn oder etwas anderes dazu nehmen solle.

Wurde gefragt: ob dieser Belliart etwa der sogenannten reformirten Religion zugethan sey?

Sagte aus: Nein; er sey ein Katholik, habe aber gleichwohl die Worte gesagt, welche ihn zu Ausführung seines Entschlusses bewogen hätten.

Man stellte ihm vor, auf die Rede eines einzigen Mannes, die er sonst von niemand vernommen, hätte er doch keinen so festen und abscheulichen Entschluß fassen sollen.

Sagte aus: er sey dadurch bewogen worden den König zu ermorden, weil er dergleichen Reden nicht nur von jenem Manne, sondern auch von mehrern Militärpersonen vernommen habe. So hätte unter andern Herr von Saint-George gesagt: wenn der König dem heiligen Vater den Krieg ankündige; müsse er gehorchen, weil er hiezu verpflichtet sey; thue der König nicht recht hieran, so möge es derselbe verantworten.

Wir zeigten ihm hierauf ein Herz von baumwollenen Zeuge [37]) welches er für das nemliche erkannte, welches man ihm abgenommen habe, und

Er

Er sagte aus: er habe es von Herrn Guillebaut, einem Canonicus zu Angouleme, bekommen, als Inquisit am Fieber gelegen habe. Der besagte Canonicus habe ihn versichert, es sey ein Stückchen Holz vom wahren Kreuz darin, und dies besitze, nebst dem Namen Jesu, die Kraft das Fieber zu vertreiben, wenn die Kapuziner den Segen darüber sprächen. Deswegen habe Inquisit sogleich seine Wirthin, Maria Moizeau, damit zu den Kapuzinern geschickt, und es seitdem beständig am Halse getragen.

Wir liessen dies Herz in seinem Beysein aufmachen, es war aber kein Stückchen Holz darin, und

Er sagte aus: nicht er sey damit betrogen worden, sondern der, von welchem er es bekommen habe.

Wir legten ihm ein Papier vor, worauf der Name Jesu an drey verschiedenen Orten geschrieben stand.

Er erkannte es für das nemliche, welches man bey ihm gefunden habe.

Wir legten ihm einen Rosenkranz vor.

Er sagte aus: diesen Rosenkranz habe er vor sieben oder acht Tagen in der Straße Saint-Jacques gekauft, sich dessen zum Gebet bedient, und ihn immer bey sich geführt.

Wurde gefragt: mit wem er Umgang gehabt habe, seitdem er willens gewesen sey, sein Vorhaben wirklich zu vollziehen?

Sagte aus: er habe mit niemand Umgang gehabt, als nur mit einigen Geistlichen in seiner Vaterstadt, und diese wohnten im Jacobiten-Kloster, wo er gewöhnlich der Messe und der Vesper beygewohnt habe.

Wurde gefragt: wovon er mit ihnen gesprochen, und ob er ihnen nichts von seinen Erscheinungen erzählt habe?

Sag-

Sagte aus: Ja; er habe ihnen das Nemliche erzählt, was er auch andern erzählt habe.

Wurde gefragt: wegen seiner Bekanntschaft mit einem gewissen Colleret, und wegen der Unterredungen welche sie mit einander gehabt hätten.

Sagte aus: er kenne ihn nur in so fern, als sie bey einander gewohnt und beysammen geschlafen hätten; von seinem Vorhaben habe er ihm nichts gesagt.

Wurde gefragt: ob er nicht mit andern, besonders Ordensgeistlichen, umgegangen sey?

Sagte aus: Nein; auf seiner letztern Reise nicht.

Ob er nicht mit einem Franciscaner Verkehr gehabt habe, der von Angouleme sey?

Sagte aus: Ja; und er habe ihm nichts, weder von seinem Vorhaben noch von seinen Erscheinungen gesagt.

Man stellte ihm vor, er verhele die Wahrheit, er habe mit ihm von seinen Erscheinungen gesprochen, und ihn unter andern gefragt, ob der, welcher dergleichen habe, es seinem Beichtvater entdecken müsse.

Er sagte aus: hievon habe er nicht mit dem gesprochen, welcher aus seiner Vaterstadt sey, wohl aber mit einem andern, dem er bey Bourg-la-Reine begegnet sey. Diesen habe er begleitet, weil er in dieser Stadt gar nicht bekannt gewesen sey; habe ihn auch mit in seine Wohnung genommen, seine Briefe im Kloster abgegeben, damit er dort aufgenommen würde, auch unterwegs sein Bündel getragen. Der Name dieses Geistlichen sey le Fevre.

Man stellte ihm vor, da er während dieses Verhörs, als er der Messerstiche erwähnt, habe Gott

um Verzeihung gebeten, so solle er bedenken, daß er dieselbe auf keine andere Art erhalten könne, als wenn er die Wahrheit gestehe; er bediene sich so kahler Ausflüchte, daß man nicht anders vermuthen könne, als er sey von jemand verleitet worden die gottlose That zu begehen, deren Folgen wir sämmtlich empfänden.

Er sagte aus: während seiner Gefangenschaft sey ihm von gar vielen Leuten zugeredet worden, daß er dies Bekenntniß ablegen solle; namentlich auch vom Erzbischof von Aix, und mehrern andern Personen; es habe ihn aber niemand zu dieser That angetrieben, als nur sein eigener Wille; und wenn er gleich die ärgsten Martern erdulden müßte, könne er weiter nichts sagen; wenn ihn Martern zum Geständnisse bringen könnten, so wäre es allenfalls schon daran genug, daß ihn ein Hugenot, während seiner Gefangenschaft im Hotel de Raiz, eigenmächtig gepeinigt, und ihm den Daumen zerbrochen habe.

Man sagte ihm ins Gesicht, er sey ausdrücklich zu Verübung dieser That ausersehen worden, weil er sich als Werkzeug zu allem Bösen gebrauchen lasse; denn es sey bekannt, daß er seine Eltern jederzeit auf das schändlichste behandelt, und endlich an den Bettelstab gebracht habe.

Sagte aus; dies befinde sich gar nicht so; sein Vater und seine Mutter wären beyde noch am Leben, und würden das Gegentheil aussagen; so auch alle die ihn kennten; falsche Zungen könnten ihm zwar dies zur Last gelegt haben, er sey aber unschuldig.

Wurde gefragt: wann er zu Brüssel gewesen sey?

Sagte aus: er sey nicht aus dem Königreich gekommen, und wisse nicht einmal wo Brüssel liege.

Nach-

Nachdem man ihm dies Verhör nochmals vorgeleſen hatte, beharrte er bey ſeinen Ausſagen, und unterzeichnet ſie: Ravaillac.

Drittes Verhör.

Des andern Morgens

im Parlementshauſe, und zwar wegen Unpäßlichkeit des beſagten Herrn Oberpräſidenten, von ins andern hierzu verordneten Commiſſarien.

Nachdem man den beſagten Ravaillac wieder vorgeführt hatte, wurde derſelbe nochmals ins Verhör genommen, und auf ſeinen Eid befragt:

Wes Standes er ſey, und wer ſeine Eltern wären?

Sagte aus: er ſey ein Patricier, und unterrichte dermalen die Jugend; ſein Vater ſey ein Sachwalter, und ſeine Mutter habe ſich vom Vater ſeparirt.

Wir ließen ihm nochmals die Fragartikel nebſt ſeinen darauf ertheilten Antworten vorleſen, und

Er blieb dabey, ohne das geringſte hinzufügen oder zurücknehmen zu wollen, bis auf den einzigen Umſtand, daß er auszuſagen vergeſſen habe: er ſey dadurch um ſo mehr zu Ausführung ſeines Entſchluſſes bewogen worden, weil der König nicht geſtatten wollen, daß man die Hugenotten, welche doch beſchloſſen gehabt hätten, am letztverwichenen Weyhnachtstage alle Katholiken zu ermorden [16]) zur gebührenden Verantwortung ziehe. Es wären zwar verſchiedene derſelben gefänglich in hieſige Stadt gebracht worden, man habe ſie aber, wie

ihm von mehrern Personen versichert worden sey, nicht im geringsten bestraft.

Wir stellten ihm vor, was er da sage sey ganz ungegründet, und gesetzt auch, er habe es wirklich gehört, so hätte er es doch nicht glauben, noch weniger sich dadurch verleiten lassen sollen, eine so ruchlose und abscheuliche That zu verüben.

Sagte aus: dies sey einer von den Umständen, welche mit zur Versuchung beygetragen hätten.

Wir stellten ihm vor, er habe die That vielmehr auf Anrathen und Anstiften anderer begangen.

Er sagte aus: es habe niemand darum gewußt, als nur er allein.

Wurde gefragt: ob er sich bey seinen Eltern aufgehalten habe?

Sagte aus: er habe sich bey seiner Mutter aufgehalten, aber nicht bey seinem Vater, der seiner Mutter und ihm nicht gut sey.

Wurde gefragt: womit er sich ernährt habe?

Sagte aus: er habe achtzig Scholaren gehabt, von welchen er Geld verdient habe; von seinen Ersparnissen sey er bisweilen nach hiesiger Stadt gereist.

Ob seine Eltern ein wachsames Auge auf sein Betragen gehabt hätten?

Sagte aus: sein Vater habe sich bereits vor sechs Jahren völlig von seiner Mutter separirt; er sey ihm (Inquisiten) gar nicht gut, weswegen er sich auch bloß zu seiner Mutter gehalten habe, welcher seine Schwestern davon gelaufen wären.

Wurde wegen seiner Erwerbsmittel und Vermögensumstände befragt.

Sag-

Sagte aus: seine Eltern lebten meistens von Almosen, und er, Inquisit, von dem, was ihm seine Scholaren zahlten, und was er nebenher von guten Freunden bekomme.

Wer diese guten Freunde wären?

Sagte aus: die Eltern seiner Scholaren, welche ihm von Zeit zu Zeit Speck, Fleisch, Getraide, Wein und dergleichen, zum Geschenk machten.

Wurde gefragt: warum er nicht bey dieser Lebensart, die ihm doch sein nothdürftiges Auskommen gewährt habe, geblieben wäre?

Sagte aus: er habe geglaubt, man müsse vor allen Dingen auf die Ehre Gottes Rücksicht nehmen [17]).

Man führte ihm zu Gemüth, wer seinen König ermorde, habe die Ehre Gottes gewiß nicht vor Augen, denn dies sey ja eine ganz teuflische That.

Er sagte aus: dies sey freylich eine Versuchung zum Bösen, welche nicht von Gott komme, sondern aus dem sündlichen Zustande des Menschen entspringe.

Ob er denn diese greuliche That, welche ganz Frankreich zum größten Nachtheil gereiche, nicht verabscheue?

Sagte aus: es sey ihm allerdings leid, daß er sie vollbracht habe; da dies aber um Gotteswillen geschehen sey, so werde ihm auch Gott die Gnade erzeigen, daß er bis an seinen Tod in Glaube, Liebe und Hoffnung ausharren könne; er getröste sich auch, daß die Barmherzigkeit Gottes und sein bitteres Leiden, weit größer als seine Missethat sey, und ihn von der ewigen Verdammniß erretten werde.

Man stellte ihm vor, daß er nach Verübung einer so boshaften That unmöglich bey Gott in Gnade stehn könne.

Er sagte aus: er hoffe, der allmächtige Gott werde es so fügen, daß sie keine übeln Folgen nach sich ziehe.

Man führte ihm zu Gemüthe, er solle sich ja keine Rechnung auf Gottes Barmherzigkeit machen, wenn er nicht die reine Wahrheit sage, und diejenigen namhaft mache, die ihn dazu beredet und verleitet hätten, diesen Mord zu begehen.

Er sagte aus: in den vorhergehenden Verhören habe er bereits erklärt, was ihm hierzu Veranlassung gegeben habe, und weiter wisse er von nichts.

Sagte ferner aus: er habe seinen Vorsatz niemand eröfnet.

Man machte ihm den Einwurf: er sey von viel zu niedriger Herkunft und Geburt, als daß er von selbst auf diesen Einfall gekommen seyn könnte; es müsse ihm also jemand denselben an die Hand gegeben und ihn in seinem Vorhaben bestärkt haben.

Sagte aus: er wisse von niemand.

Man stellte ihm vor, daß er um so eher Mitleid verdiene, wenn er von jemand verführt worden sey, und diese That auf anderer Zureden begangen habe, wobey man ihn zugleich ermahnte, solches zu gestehn.

Er antwortete: die Ursache, warum er seine gefährlichen Absichten keinem Priester und Seelsorger entdeckt habe, liege darin, daß er sehr überzeugt gewesen sey, daß es ihre Pflicht mit sich bringe, sich seiner Person zu versichern und ihn den Händen der Justiz zu überliefern, sobald er ihnen sein Vorhaben eröffne, den König ermorden zu wollen, und zwar um so mehr, da die

Prie-

Priester die Verbindlichkeit auf sich hätten, nichts von dem zu verschweigen, was dem allgemeinen Wohl zum Nachtheil gereiche und ihnen in geheim anvertraut würde; er habe daher lieber geschwiegen, weil er befürchten müssen, man werde ihn schon deswegen hinrichten, weil er das vollbringen wolle, was er nun wirklich vollbracht habe, und weswegen er Gott um Verzeihung bitte.

Man führte ihm zu Gemüth, die Kirche habe doch aber geboten, man solle keinen bösen Gedanken verhelen, sondern beichten, und wer dies nicht thue, mache sich einer Todsünde schuldig.

Sagte: dies wisse er wohl.

Also werde er doch von seinem Vorhaben gesprochen haben?

Sagte: Nein.

Ob er nicht mit einem Franziscaner davon gesprochen habe?

Sagte: Nein.

Man stellte ihm vor, er habe sich allerdings einem Franziscaner entdeckt, und sey folglich ein Lügner; man wisse zuverlässig, daß er ihn gefragt habe, ob man es denn beichten müsse, wenn man allerley Erscheinungen habe, und unter andern auf den Einfall käme, einen König ums Leben zu bringen.

Sagte aus: es sey wohl wahr, das er sich dieser Sache wegen Raths erholt hätte, er habe aber nicht gesagt, daß er sie wirklich in Ausführung bringen wolle.

Wurde gefragt: bey wem er sich deswegen Raths erholt habe?

Sagte aus: bey dem jungen le Febvre, einem Franziscaner; diesen habe er gefragt, ob es denn ein

Beichtvater entdecken müsse, wenn ihm jemand bekenne, daß er allerhand Versuchungen und unter andern auch diese habe, einen König zu ermorden. Der besagte le Febvre habe ihm aber, so viel er sich erinnere, keine Antwort hierauf gegeben, weil eben andere Franziscaner dazu gekommen wären, und das Gespräch unterbrochen hätten.

Man stellte ihm vor, er rede gegen die Wahrheit; der besagte Franziscaner habe ihm allerdings geantwortet, und das werde er ihm doch wohl glauben.

Sagte aus: er wolle es ihm glauben; doch könne er sich nichts anders vorstellen, als daß er, wofern er ihm ja geantwortet hätte, gesagt haben würde, der Geistliche müsse es entdecken; sie wären aber, wie gesagt, unterbrochen worden, und er habe gar keine Antwort bekommen; auch habe er ihm nicht gesagt, daß er, Inquisit, wirklich mit diesem Vorhaben umgehe, sondern nur im Allgemeinen davon gesprochen, als wenn es diesem oder jenem einfallen könnte.

Man stellte ihm vor, dies sey der Wahrheit zuwider; er habe ihm seinen Vorsatz wirklich eröfne.

Sagte aus: dies sey wider alle Wahrscheinlichkeit; übrigens habe er sich freylich an geistliche und weltliche Personen, ja sogar an einen Stallmeister der Königin Margaretha, Namens de Ferrare, gewendet und ihnen seine Erscheinungen erzählt, mit der Bitte, sie möchten ihm Gelegenheit verschaffen den König zu sprechen. Der Stallmeister habe gesagt, er wolle sehen, wie er es möglich mache, denn nach allem was er von ihm vernehme, halte er ihn für einen frommen und rechtschaffenen Mann. Inquisit habe hierauf geantwortet, eben weil er ein rechtschaffener Mann sey, wünsche er den König zu sprechen. Vielleicht, setzte er hinzu, wä-

re

re er der Verſuchung entgangen, wenn er den König geſprochen hätte. Nachher, fuhr er fort, habe er ſich an den Sekretaire der Madame D'Angouleme gewendet, welcher ihn aber verſichert hätte, ſie ſey krank. Auch habe er deswegen mit dem Herrn Cardinal du Perron geſprochen. Alle hätten ihm geſagt, er ſolle das bleiben laſſen, und lieber wieder nach Hauſe reiſen.

Man ſtellte ihm vor, dies ſey ein wohlmeinender Rath geweſen, den er hätte befolgen ſollen.

Sagte aus: dies ſey freylich wahr, er ſey aber ſo ſchwach geweſen und dergeſtalt von der Sünde verblendet worden, daß es der Teufel dahin gebracht habe, ihn in dieſe Verſuchung zu ſtürzen.

Man warf ihm ein: der Teufel habe ihn doch nur durch andere Werkzeuge in Verſuchung geführt.

Sagte aus: kein Menſch auf der Welt habe je deswegen mit ihm geſprochen.

Man führte ihm zu Gemüth, daß er ſich keiner Gnade von Gott zu getröſten habe, wenn er etwas auf ſeinem Gewiſſen behalte.

Er ſagte aus: er fürchte ſich vor Gott, hoffe aber auch ſeiner Gnade theilhaftig zu werden.

Man ſtellte ihm vor, dieſe habe er nur in dem Fall zu hoffen, wenn er die Wahrheit bekenne.

Sagte aus: wenn er von jemand, gleichviel ob in Frankreich oder im Auslande, verleitet worden wäre und Gott ließe ihn dergeſtalt fallen, daß er ſolches nicht vor ſeinem Tode bekenne, ſo würde er fürchten, ſich hierdurch der Seligkeit und des Paradieſes verluſtig zu machen; denn er habe von unſers Herrgotts Prieſtern vernommen, daß man aus einer Sünde in die

andre falls und immer tiefer hinabsinke; er würde um so mehr befürchten, sein Verbrechen zu erschweren, da insonderheit der König, die Königin, das ganze königliche Haus, die Prinzen, der Hof, der Adel, und das ganze Volk, durch ihn Veranlassung bekämen sich gegen Gott zu versündigen, indem ihre Gemüther dadurch beunruhigt und bewogen würden, bald auf diesen bald auf jenen ihrer Unterthanen einen ungerechten Verdacht zu werfen, dessen Treue gegen seine Fürsten sie ausserdem gewiß nie bezweifelt haben würden.

Man stellte ihm vor, wenn er dies wirklich glaube, so solle er je eher je lieber aussagen, wer ihn zu der Mordthat verleitet habe.

Sagte aus: es habe ihn nie weder ein Ausländern, noch ein Franzos, noch sonst jemand dazu verleitet, überredet, oder deswegen mit ihm gesprochen, so wie Inquisit seiner Seits eben auch nie mit jemanden darüber gesprochen habe; er würde doch nicht so niederträchtig gewesen seyn, das was er uns gestanden habe um eines andern willen zu thun; es habe ihn bloß der Umstand dazu gereizt, daß der König dem Pabste den Krieg ankündigen wollen.

Man warnte ihn, er solle sich keines ungegründeten Vorwands bedienen.

Sagte aus: dies sey ihm leid; er bitte alle, die etwas über Frankreich zu sagen hätten, sie mögten doch für bekannt annehmen und glauben, daß er allein an allem Schuld sey, und sie sollten doch gegen niemand Argwohn hegen, als wenn er etwas Böses im Schilde führe.

Wurde gefragt: ob er nicht bey dem verstorbenen Roziers, ehemaligen Rathe zu Angouleme, in Diensten

sten gestanden, und sich bey einigen ebenfalls verstorbenen Procuratoren aufgehalten habe?

Ingleichen: ob er etwa ehedem Page, Bedienter oder Kammerdiener, bey einer vornehmen Standesperson oder sonst jemanden gewesen sey?

Sagte aus: Nein; ausser daß er bey dem Rath Roziers als Schreiber gedient und zugleich auch die Stelle des Kammerdieners vertreten habe.

Ob er am verwichenen Donnerstage zu Saint Denis die Krönung mit angesehen habe, und vielleicht dem Könige nachgeschlichen sey?

Sagte aus: Nein.

Ob er auch nicht auf dem Wege nach Saint-Denis gewesen sey?

Sagte aus: auf seiner jetzigen Reise sey er gar nicht dahin gekommen; wohl aber sey er an verwichenen Weihnachten dort gewesen, und habe verschiedene Personen um Almosen angesprochen.

Ob er in voriger Woche dort gewesen sey?

Sagte aus: er sey nicht weiter als nach Saint Jean en Grêve, ja nicht einmal über die Brücke Notre Dame gekommen.

Ob er Charactere bey sich trage, und wer ihm dieselben gegeben habe?

Sagte aus: dadurch würde er sich sehr zu versündigen fürchten.

Nachdem man ihm Gegenwärtiges vorgelesen hatte, beharrte er bey seinen Aussagen, und unterzeichnete: Ravaillac.

Que toujours en mon coeur
Jesus soit le vainqueur.

Wurde vorgeladen

Frater Jacques D'Aubigny, Prieſter.

Jacques D'Aubigny, Mitglied des Collegiums der Jeſuiten, ward unter heutigem Dato in Gegenwart des beſagten Ravaillac von uns vernommen. Dieſer Ravaillac, welchen man vorher nochmals ſchwören ließ, erkannte ihn für den nemlichen, den er nach dem letzt verfloſſenen Weyhnachtsfeſte in ihrem Kloſter, namentlich in der Kirche St. Antoine, Meſſe leſen ſah, als er ſich in der Abſicht dort eingefunden hatte, mit ihm zu ſprechen. Es war ihm nemlich geſagt worden, daß er ein Freund des Feuillantiners Frater Marie-Magdelaine ſey, deswegen wollte er ihn bitten, er ſolle ihm dazu verhelfen, daß er wieder in das Feuillantiner-Kloſter aufgenommen würde. Als er aus der Meſſe kam, verſchafte ihm ein Kloſterbruder Gelegenheit mit ihm zu reden, und da erzählte er ihm, er habe ganz auſſerordentliche Erſcheinungen und Geſichte gehabt, wodurch ihm geoffenbart worden ſey, daß der König die von der vorgeblich reformirten Religion zu paaren treiben müſſe. Auch habe er dem beſagten D'Aubigny ein Stück von einem Meſſer gezeigt, worauf ein Kreuz und ein Herz befindlich geweſen ſey, mit dem Beyfügen, er glaube gänzlich, der König müſſe die von der vorgeblich reformirten Religion wieder mit der römiſch katholiſchen vereinigen.

Beſagter D'Aubigny ſagte:

Dies alles ſey falſch, und er habe ſeines Wiſſens den beſagten Ravaillac nie mit Augen geſehen.

Beſagter Ravaillac ſagte: erkennen Sie mich daran, daß Sie mir einen Sou gaben, den Sie ſich ſelbſt erſt

erst von einem andern geben ließen; worauf D'Aubigny sagte:

Dies sey unwahr; sie gäben nie Geld, und pflegten auch keins bey sich zu tragen.

Besagter D'Aubigny sagte:

Inquisit sey ein boshafter Kerl, und nach einer so verruchten That gar nicht berechtigt, jemanden etwas Schuld zu geben; er solle sich nur um seine Sünden bekümmern, und nicht noch hundert tausend andere veranlassen.

Man ermahnte den Inquisiten, wenn er etwas dagegen einzuwenden hätte, solle er es jetzt gleich thun.

Er sagte: nein; denn er halte ihn für einen rechtschaffenen Mann, für einen wackern Geistlichen und wolle ihm glauben.

Man erinnerte hiernächst den besagten D'Aubigny, wenn er noch etwas beyzubringen habe, so müsse er es, der Vorschrift zu Folge, jetzt gleich thun, weil man es nachher nicht annehmen würde.

Er sagte: er wolle dem Inquisiten weiter keinen Vorwurf machen, als daß er ein Böswicht und ein unverschämter Lügner sey.

Nachdem man die Aussagen nebst den Antworten des D'Aubigny im Beyseyn des Ravaillac verlesen hatte, erklärte der besagte D'Aubigny, daß sie der Wahrheit gemäß seyen.

Ravaillac hingegen behauptete, er habe allerdings mit dem besagten d'Aubigny eine Unterredung gehabt. Als er aus dem Louvre gekommen wäre, sey er geradeswegs zu ihm gegangen, und habe ihn von folgenden Versuchungen benachrichtigt: daß ihm nemlich, als er im Gefängniß gesessen, und auf vorgängige Erlaubniß des Frater Marie Magdelaine wie gewöhnlich seine

ne Meditationen angestellt, auf einmal zu Muthe gewesen sey, als ob er einen starken Schwefelgeruch spüre, und auf Feuer stünde, zu einem deutlichen Beweis, daß es ein Fegfeuer gäbe, ob es gleich die Ketzer nicht glaubten. Ferner, daß er zu beyden Seiten seines Angesichts mehrere heilige Hostien wahrgenommen, nachdem er vorher die Psalmen Davids gesungen, wie er dies, nebst mehrern andern Umständen, in seinem gestrigen Verhör vor uns ausgesagt hätte. Pater d'Aubigny habe ihm hierauf zur Antwort gegeben, er Ravaillac habe sich deswegen an eine vornehme Person wenden sollen, um den König hiervon benachrichtigen zu lassen; da solches jedoch nicht geschehen sey, so wisse er ihm Ravaillac nicht besser zu rathen, als daß er fleißig beten solle, denn er halte dafür, daß dergleichen Dinge nicht sowohl Erscheinungen, als vielmehr Einbildungen wären, die von einem kranken Gehirn herrührten, und dies sähe man ihm auch im Gesicht an; er solle daher gut zubereitete Speisen genieſſen, wieder nach Hause reisen, seinen Rosenkranz zur Hand nehmen, und Gott um seinen Beystand anrufen.

Hierauf sagte D'Aubigny:

Dies wären lauter Erdichtungen und Unwahrheiten.

Wir liessen also dem Ravaillac die Fragartikel nebst seinen Antworten nochmals vorlesen. Er bekräftigte seine Antworten nochmals, und versicherte, was er ausgesagt habe, sey wahr.

Hingegen sagte D'Aubigny:

Alles was Ravaillac gegen ihn ausgesagt hätte, sey falsch und ungegründet, wie er uns bereits zu erkennen gegeben habe.

Als man den besagten Ravaillac hierüber befragte, sagte er aus: er habe den D'Aubigny jetzt in seinem ganzen Leben zum erstenmal gesehen.

Nun

Nun wurde beyden Theilen Gegenwärtiges nochmals vorgeleſen, auch von ihnen nochmals bekräftigt und unterſchrieben.

Viertes Verhör.

Am Neunzehnten

beſagten Monats, des Morgens, im Parlementshauſe, von uns verordneten Commiſſarien.

Nachdem der beſagte Ravaillac nochmals erſchienen war und den Eid abgelegt hatte; ermahnte man ihn, er ſolle geſtehen, wer ihn zu dieſer verruchten That verleitet und verführt habe.

Sagte aus: alles was er noch zu eröffnen habe beſtehe darin, daß es ſein ernſter Vorſatz und Wille ſey, ſich vor einer erſchrecklichen Sünde zu verwahren. Er wiſſe nemlich, daß allerley Urtheile über ihn gefällt würden, und daß jedermann in dem Wahn ſtehe, als habe er ſich entweder durch Geld verleiten laſſen den König zu ermorden, oder als ſey er von einigen Franzoſen, vielleicht auch von auswärtigen Königen und Fürſten dazu bewogen worden, indem die meiſten Potentaten ſich immer zu vergröſſern und einander ihre Länder zu entreiſſen ſuchten, ohne zu bedenken, daß dieſes ſehr ungerecht, und jeder diesfalls erregte Krieg dem Willen Gottes ſchnurſtracks zuwider ſey. Inquiſit wolle demnach, zu Steuer der Wahrheit erklären, daß ihn niemand auf der Welt verführt oder überredet habe, und wenn es widrigenfalls dennoch gegründet ſeyn ſollte, daß er ſich auf eine ſo abſcheuliche Art vergangen, und ſich durch Geld, oder zu Gunſten der Ausländer

länder hätte bewegen lassen, eine solche That zu vollbringen, so würde er solches gleich im ersten Augenblick vor Gottes Richterstuhl gestanden haben, vor welchem er jetzt die Wahrheit bekenne. Hierauf sagte er zweytens: er bitte das Parlement, die Königinn, und überhaupt jedermann inständigst, man möge ihm doch die Sünde nicht aufbürden, deren man sich fast allgemein dadurch schuldig mache, daß man als ausgemacht annehme, er müsse von jemand zu der Mordthat, die er nie abgeleugnet habe, verführt worden seyn. Er wiederhole daher die flehentliche Bitte, man solle doch den Gedanken ganz aufgeben, als ob ausser ihm noch jemand anders an dieser Mordthat Theil habe; widrigenfalls ruhe ja die Sünde auf ihm, als ob er die Leute hierüber in Ungewißheit gelassen habe; denn ausser ihm könne doch niemand mit Gewißheit hierüber entscheiden. Und dies war alles, was er aussagte.

Man machte ihm die Einwendung: da er sich an der geheiligten Person des Königs, der, wie ihm nicht unbekannt seyn könne, der Gesalbte des Herrn sey, vergriffen habe, ohne daß ihm derselbe je an seiner Person oder seinem Vermögen weder mittelbarer noch unmittelbarer Weise, das geringste Leid zugefügt hätte, so wäre es allerdings wahrscheinlich, daß ihm jemand mit Rath und That hierzu behülflich gewesen seyn müsse; zumal da er sich in so elenden und dürftigen Umständen befinde, und von Eltern gebohren sey, die vom Almosen lebten.

Sagte aus: das Parlement habe, vermöge der ihm vorgelegten Fragstücke und seiner darauf ertheilten Antworten, satsame Beweise in Händen, woraus sich ergäbe, daß auch nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, als wenn er mit Geld bestochen,

oder

oder von Leuten, welche die Krone Frankreich mit neidischen Augen betrachteten, verhetzt worden wäre. Wenn es sich anders verhielte, wenn man ihn wirklich durch Geld oder auf andere Art zu dieser Mordthat bewogen hätte, so würde er nicht dreymal von Angouleme nach Paris gereiset seyn, und einen Weg von hundert Stunden dreymal in der Absicht zurückgelegt haben, dem Könige den wohlmeinenden Rath zu ertheilen, daß er die von der vorgeblich reformirten Religion, welche dem Willen Gottes und der Kirche ganz entgegen handelten, der römisch apostolisch katholischen Kirche wieder unterwürfig mache. Wer seinen Nebenmenschen für Geld umbringe, oder sich aus niedrigem Eigennutz dafür bezahlen lasse seinem Fürsten das Leben zu nehmen, der lasse sich gewiß nicht darauf ein, ihn zu warnen, wie er solches zu drey verschiedenen Malen habe thun wollen. Der Capitain bey der Leibgarde, Herr de la Force, habe ihm nach vollbrachter Mordthat das Zeugniß gegeben, daß Inquisit im Louvre gewesen sey, und ihn inständig gebeten habe, er solle ihm doch Gelegenheit verschaffen, den König zu sprechen. Dieser habe ihm geantwortet, er sey ein Päbstler, ein Katholik von ächtem Schrot und Korn; auch habe er ihn gefragt: ob er den Herrn D'Esper von kenne? Inquisit habe dies mit Ja beantwortet, und gesagt, er sey allerdings ein Katholik von ächtem Schrot und Korn; und dies rühre daher, daß man ihm, als er im Kloster Saint Bernard den Ordenshabit angenommen, den Frater François de Saint-Pere zu seinem geistlichen Vorgesetzten gegeben habe; und eben weil er ein römisch apostolisch katholischer Christ sey, wolle er auch als ein solcher leben und sterben. Er habe hierauf den besagten de la Force um so dringender gebeten, daß er ihm zu einer Unterredung mit dem Könige verhelfen möchte, da er es nicht hätte wagen dürfen

sen noch können, der Versuchung zu erwähnen, welche ihn schon seit geraumer Zeit angetrieben habe, den König zu ermorden, und er daher Willens gewesen wäre, solches dem Könige selbst zu gestehen, damit er nur ein für allemal von diesem bösen Willen befreyt würde.

Wurde gefragt: ob er denn schon damals, als er in der Absicht hin und her gereiset wäre, den König zu bitten, daß er die von der vorgeblich reformirten Religion zu paaren treiben möchte, den Pfarrer versichert habe, daß er die nunmehr vollzogene Mordthat vollziehen wolle, wofern ihm der König seine, des Inquisiten, Bitte versage?

Sagte aus: Nein; und wenn er auch diese Absicht wirklich gehabt hätte, so würde er sie dennoch wieder aufgegeben haben, weil es ihm auf jeden Fall räthlicher geschienen hätte, dem Könige die Sache nachdrücklich vorzustellen, als ihn ums Leben zu bringen.

Man machte ihm den Einwurf, er müsse doch gleichwohl seine böse Absicht nicht aufgegeben haben, weil er, als er am verwichenen Ostertage das letztemal von Angouleme hieher gereiset sey, gar keine Gelegenheit gesucht hätte, mit dem Könige zu reden; woraus also deutlich erhelle, daß er mit dem festen Entschluß von dort abgereiset sey, das zu thun, was er nun wirklich gethan habe.

Sagte aus: Dies sey allerdings wahr.

Wurde gefragt: ob er am Ostertage, als am Tage seiner Abreise, zum heiligen Abendmahl gegangen sey?

Sagte aus: Nein; er habe aber am ersten Sonntage in der Fasten communicirt. Indeß habe er wenigstens in der Kirche Saint Paul, wo er zu Angouleme eingepfarrt gewesen sey, das heilige Meßopfer halten lassen. Dem Allerheiligsten und Allererhabensten

henſten Sacrament des Altars, welches voll hoher Geheimniſſe und unbegreiflicher Kraft ſey, habe er ſich als ein unwürdiger Menſch deswegen nicht zu nähern getraut, weil er noch immer die Verſuchung zum Königsmord in ſich geſpürt, und in dieſem Zuſtande es nicht hätte wagen wollen, ſich dem köſtlichen Leibe ſeines Gottes zu nahen.

Man machte ihm den Einwurf, da er ſich, zu Folge ſeiner eigenen Ausſage, dieſes unbegreiflichen Geheimniſſes unwürdig gehalten habe, ſo frage ſich, mit welcher Andacht er dem heiligen Opfer, welches von dem Meßprieſter dargebracht werde, habe beywohnen können, an welchem alle katholiſche Chriſten Theil nähmen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dasjenige geiſtlicher Weiſe empfingen, was der, welcher es conſecrirt, wirklich empfängt?

Hierüber dachte er eine Zeitlang nach; und als er ſich beſonnen hatte, ſagte er, es ſey ihm ſchwer, dieſen Einwurf zu beantworten. Eine Weile nachher ſagte er: ſeine große Liebe zu dem Allerheiligſten Sacrament des Altars, ſey daran Urſache geweſen, daß er ſich dabey eingefunden habe [38]). Er habe nemlich geglaubt, weil ſeine Mutter, während der Meſſe, welche er leſen laſſen, ihren Herrgott empfange, ſo habe er eben dadurch auch Antheil an der Communion; denn ſeit er auf der Welt ſey, habe er immer bemerkt, daß ſie weit mehr religiöſe Ehrfurcht für ihren Herr Gott habe, als er, Inquiſit; deswegen habe er mittlerweile zu Gott gebetet. Indem er dies ſagte, ſtürzten ihm häufige Thränen aus den Augen.

Man führte ihm zu Gemüth, er habe weder Ehrfurcht für das heilige Abendmal und Meßopfer gehegt, noch ſein Vertrauen darauf geſetzt, weil er ſchon

seit langer Zeit ein Kind des Teufels sey, und bereits vor vier Jahren, während seines Aufenthalts in hiesiger Stadt, böse Geister citirt habe.

Sagte aus: dies sey nicht wahr.

Wurde gefragt: ob er nicht mit einem gewissen Dubois, von Limoges, bekannt gewesen sey; und ob er nicht mit demselben in hiesiger Stadt in einem und eben demselben Zimmer gewohnt und geschlafen habe?

Sagte aus: Ja; und zwar in der Strasse la Harpe, dem grünen Pfeiler gegen über, in dem Hause, welches aux Rats genannt wurde.

Ob er dessen geständig seyn wolle, was besagter Dubois aussage?

Sagte: Ja.

Ob er nicht zu jener Zeit, wo er bey dem Dubois geschlafen, eine Geisterbeschwörung vorgenommen habe, und auf was für Art?

Sagte aus: der Umstand, weswegen er befragt würde, sey so wenig gegründet, daß er nicht einmahl in einem und ebendemselben Zimmer mit dem besagten Dubois geschlafen habe, sondern vielmehr oben darüber in einer Speicherkammer. Da habe ihn denn der besagte Dubois einst in der Mitternachtstunde sehr dringend gebeten, herab in sein Zimmer zu kommen, indem er dreymal geschrieen: Credo in Deum! Freund Ravaillac, komm geschwind herunter! Gott im Himmel, erbarme dich mein! Inquisit habe auch wirklich herunter gehen, und sich nach der Ursache dieses ängstlichen Geschreys erkundigen wollen; die andern Personen aber, welche mit in dem nemlichen Zimmer gelegen, und voll Angst und Schrecken gewesen, hätten es durchaus nicht zugelassen. Er sey also nicht hinunter gegangen, habe auch den besagten

ſagten Dubois erſt lange nachher geſprochen. Da habe ihm dieſer erzählt, es ſey ein abſcheulich großer und fürchterlicher ſchwarzer Hund in ſein Zimmer gekommen, und habe die Vorderpfoten auf das Bett gelegt, worin er, Dubois, ganz allein gelegen habe. Ueber dieſe Erſcheinung ſey er dergeſtalt erſchrocken, daß er, wie gemeldet, geſchrien, und Inquiſiten gebeten habe, damit er herabkommen, und ihn von ſeiner Furcht befreyen möchte. Des andern Morgens habe Inquiſit dem beſagten Dubois den Rath gegeben, er ſolle, um ſich hinführo vor dergleichen gräßlichen Erſcheinungen ſicher zu ſtellen, ſeine Zuflucht zum heiligen Abendmahl nehmen, oder eine heilige Meſſe leſen laſſen, welches auch geſchehen ſey. Sie ſeyen nemlich des andern Morgens mit einander in das Franziscanerkloſter gegangen, und haben dort eine heilige Meſſe leſen laſſen, um den Beyſtand Gottes zu erflehen, und ihn zu bitten, daß er dem Satan, als dem Feinde aller Menſchen, nicht geſtatten wolle, ſie durch ſeine Erſcheinungen zu beunruhigen.

Man wendete hingegen ein, es ſey wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß er den Dubois dort oben habe verſtehen können, wie überhaupt, daß deſſen Stimme bis in ſeine Speicherkammer gedrungen ſey.

Er ſagte aus: es ſey ja eine ganz bekannte Sache, daß die Stimme die Eigenſchaft habe, in die Höhe zu ſteigen. Wenn wir etwa Bedenken trügen ſeiner Ausſage zu glauben, ſo könnten die, welche mit ihm in dem nemlichen Zimmer geſchlafen, und nicht zugelaſſen hätten, daß er hinunter gehen und mit dem Dubois reden ſolle, die Wahrheit bezeugen. Dieſe Perſonen wären, die Frau vom Hauſe Marie Moineau, und eine ſeiner Nichten Namens Jeanne le Blond. Beyde hätten mit Inquiſiten im nemlichen Zimmer gelegen, und ihn gebeten, er ſolle ja nicht hinab gehen, weil

sie schon mehrmals einen erschrecklichen Lerm dort unten gehört hätten, welches auch die Ursache sey, warum sie nicht mehr in jenem Zimmer schliefen, wo er ehedem bey dem besagten Dubois geschlafen habe.

Man stellte ihm vor, es müsse ihm doch kein Ernst gewesen seyn, sein verruchtes Vorhaben aufzugeben und am Ostertage das heilige Abendmahl zu genieſsen, weil dies das Mittel gewesen seyn würde, sich dessen zu entschlagen. Da er sich nun dieses Mittels nicht bedient habe, sondern vielmehr vom heiligen Abendmahl weggeblieben sey, so sey er eben hierdurch bey seinem bösen Vorhaben verharrt.

Sagte aus: was ihn an der Communion verhindert habe, sey der Umstand, daß er gerade am Ostertage zu dem festen Entschluß gekommen wäre, den König zu ermorden; deswegen habe er es eigentlich nicht gewagt, den köstlichen Leib unsers Herrn und Heilandes zu empfangen, sondern nur noch vor seiner Abreise eine heilige Messe hören wollen, indem er der Meynung gewesen sey, daß die wirkliche Communion, welche seine Mutter an diesem Tage verrichte, sowohl für sie als für ihn hinreichend seyn werde. Auch habe er Gott damals gebeten, und bitte er ihn noch jetzt, daß er ihn bis an seinen Tod aller heiligen Communionen theils haftig machen wolle, welche von den Religiosen, Nonnen, Schwestern, Weltgeistlichen, und andern zur römisch apostolisch katholischen Kirche gehörigen Personen verrichtet werden, und daß ihm Gott den Genuß des köstlichen Leibes unsers Herrn und Seligmachers, welchen sie im wahren Glauben an unsere heilige Mutter Kirche empfangen, zurechnen möge, weil auch er mit ihnen ein gemeinschaftliches Glied in und mit Jesu Christo ausmache.

Man stellte ihm vor, dadurch daß er sich immer mit dem Vorsatz beschäftigt, diese ruchlose That zu voll-

vollbringen, habe er sich ja der Verdammniß schuldig gemacht, und folglich keinen Antheil weder an der Gnade Gottes, noch an der Communion rechtglaubiger Christen nehmen können, so lange er diesen bösen Trieb in sich gespürt habe; er hätte sich also dessen entschlagen sollen, um als ein guter und ächter Katholik in der Gnade Gottes zu bleiben.

Sagte aus: er wolle nicht in Abrede stellen, daß er sich von einem ganz besondern und eigenen Triebe gegen den Willen Gottes habe hinreissen lassen, welcher Urheber der Wahrheit und alles Guten, und dem Teufel, als Vater der Lügen, in allem zuwider sey. Jetzt aber müsse er auf die von uns geschehne Vorstellung bekennen, daß er dieser Versuchung entweder nicht habe widerstehn können, oder nicht widerstehen wollen, weil es über die Kräfte des Menschen gehe, sich des Bösen zu enthalten, und daß er hiermit die Wahrheit völlig entdeckt habe, ohne das geringste zu verschweigen oder zu verheelen. Er hoffe, der allgütige allbarmherzige Gott werde ihm seine Sünden verzeihen und vergeben, indem er nach seiner Allmacht weit größere Sünden durch die priesterliche Beichte und Absolution tilgen könne, als die Menschen im Stande wären gegen ihn zu begehn. Demzufolge rufe er die heilige Jungfrau, den heiligen Petrus, den heiligen Paulus, den heiligen Franziscus (bey dessen Erwähnung er weinte) den heiligen Bernhardus, und alle lieben Heiligen im Paradiese an, seine Fürsprecher und Patrone vor Gottes heiliger Majestät zu seyn, damit der Weltheiland ihn um seines blutigen Kreuzes willen vor der ewigen Verdammniß bewahren wolle. Durch diese Fürbitte hoffe er, des von unserm Herrn Jesu Christo durch sein Leiden und Sterben erworbenen Verdienstes theilhaftig zu werden, welchen er hiermit anflehe, ihm die ganze Fülle jener Gnadenschätze zu-

fließen zu lassen, die er in die apostolische Vollmacht gelegt habe: Tu es Petrus etc.

Nachdem man ihm Gegenwärtiges nochmals vorgelesen hatte, bekräftigte er seine Aussagen mit seines Namensunterschrift.

3.

Registratur

über die Folter des Franz Ravaillac, wie auch über das, was vor und nach seiner Hinrichtung auf dem Greveplatz geschah.

Den sieben und zwanzigsten May, ein Tausend sechs Hundert und zehen. Nachdem sich das Parlement in die Buvette erhoben hatte.

In Gegenwart sämmtlicher Herrn Präsidenten und mehrerer Herrn Räthe, wurde Franz Ravaillac vorgeführt, welchen man beschuldigt und überwiesen hatte, den hochseligen König ermordet zu haben. Er mußte niederknien, und der Gerichtsschreiber las ihm sein Urtheil vor, daß er nämlich vom Leben zum Tode gebracht, vorher aber mit der Tortur belegt werden solle, damit er entdecke, wer seine Mitschuldigen wären. Nachdem man ihm den Eid abgenommen hatte, ward er ermahnt, es nicht bis zur Tortur kommen zu lassen, sondern sie vielmehr von sich abzuwenden, und der Wahrheit gemäß zu bekennen, wer ihn zu dieser gottlosen That veranlaßt, überredet, und darin bestärkt, ingleichem wen er darüber gesprochen und zu Rath gezogen habe?

Sagte aus: er betheure bey seiner Seelen Seligkeit, daß niemand, weder Manns- noch Weibsperson, noch irgend jemand darum gewußt habe, als nur er allein.

Als

Als man ihm die spanischen Stiefeln anlegte, und den ersten Richtkeil einschlug;

schrie er, Gott solle sich seiner Seele erbarmen, und ihm sein Verbrechen vergeben; er habe es niemand eröfnet. Diese Betheurung wiederholte er mehrmals, und immer mit den nemlichen Worten wie in seinem Verhör.

Als man den zweyten Richtkeil einschlug;

sagte er unter großem Jammern und Wehklagen: ich bin ein Sünder, weiter weiß ich nichts; so wahr ich meinen vor Gott und dem Parlement abgelegten Eid auf dem Gewissen habe. Ich habe weiter nichts davon gesagt, als nur das, was ich dem kleinen Franziskaner erzählte; weder im Beichtstuhl, noch anderwärts. Er habe auch nicht, fuhr er fort, mit dem Guardian zu Angouleme darüber gesprochen; sey auch in hiesiger Stadt nicht zur Beichte gegangen [39]); das Parlement solle ihn doch nicht zur Verzweiflung treiben.

Als man fortfuhr auf den zweyten Richtkeil zu schlagen:

rief er aus: mein Gott, laß mich hierdurch die schweren Sünden abbüssen, die ich in dieser Welt begangen habe! Mein Gott, laß diese Quaal das Sühnopfer für meine Vergehungen seyn! So wahr ich an Gott glaube, so gewiß weiß ich sonst nichts! Treibt mich doch nicht zur Verzweiflung!

Als man ihm den dritten Keil unten an die Füsse legte, fieng er am ganzen Körper zu schwitzen an, und ward wie ohnmächtig. Man wollte ihm Wein in den Mund geben, er nahm aber nichts an. Da er nicht mehr reden konnte, so ließ man ihn los, besprützte ihn mit Wasser, und gab ihm Wein zu trinken.

Als er wieder reden konnte, brachte man ihn auf eine Matratze, und ließ ihn bis gegen Mittag darauf

liegen. Nachdem er sich wieder erholt hatte, führte ihn der Henker in die Kapelle, wo er ihn anband, während man die Doctoren, Filesac und Gamaches, herbeyrufen ließ. Vorher aber, und ehe die Unterredung mit diesen Doctoren begann, bekam er sein Mittagsmal. In dieser Zwischenzeit ermahnte ihn der Gerichtsschreiber, das Heil seiner Seele zu bedenken, und ein aufrichtiges Geständniß abzulegen, wer ihn denn gereizt, angetrieben, und in dem Vorsatz bestärkt habe, das zu vollbringen, was er nicht nur vollbracht, sondern auch vorher schon lange im Schilde geführt hätte. Es sey ja wider alle Wahrscheinlichkeit, daß er Plan und Ausführung bloß aus eigenem Antriebe unternommen, und niemand dabey zu Rathe gezogen habe.

Er sagte: so boshaft sey er nicht, daß er es verschweigen sollte, wenn er ausserdem was er bereits vor dem Parlement ausgesagt habe, noch etwas wüßte. Es sey ihm nur allzu wohl bekannt, daß er bey Gott nicht zu Gnaden gelangen könne, wenn er die Wahrheit verheele. Er würde sich den ausgestandenen Martern gewiß nicht preis gegeben haben, wenn er mehr wüßte, als er ausgesagt hätte. Er habe freylich ein schweres Verbrechen begangen, und sey durch des Teufels Versuche dazu verleitet worden. Deswegen bitte er den König, die Königin, das Parlement und die ganze Welt um Verzeihung. Man sollte sich bey Gott für ihn verwenden, damit er nur am Leibe, und nicht an der Seele dafür büße. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, und er nur immer wiederhohlte, was er schon gesagt hatte, ließ man ihn mit den beyden Doctoren allein, damit dieselben thun konnten, was ihres Amts ist.

Nach Verlauf von beynahe zwey Stunden, ließen die Doktoren den Gerichtsschreiber rufen, und eröffneten

ten ihm: der Verurtheilte habe ihnen aufgetragen, mit ihm zu reden, und ihm zu hinterbringen, er verlange, daß seine Beichte öffentlich bekannt gemacht, und sogar gedruckt werde, damit sie zu jedermanns Wissenschaft gelange. Diese Beichte bestand, nach der Versicherung der Doctoren darin, daß nur er allein, und sonst niemand, an der That Schuld sey; daß ihn niemand darum gebeten, ersucht, oder dazu verleitet, er auch sein Vorhaben keinem Menschen bekannt gemacht habe; wobey er zugleich die bereits vor dem Parlement geschehene Aussage wiederholte: sein Verbrechen sey zwar groß, aber Gottes Gnade noch größer, und er wolle keinen Theil daran haben, wofern er die Wahrheit verschweige.

Der Gerichtsschreiber befragte hierauf den Verurtheilten wegen dieser Aussage und Beichte, die seinem Verlangen gemäß, öffentlich bekannt gemacht werden sollte, und ermahnte ihn nochmals um des Heils seiner Seele willen die Wahrheit zu gestehn. Jener betheuerte aber mit einem Eide, er habe schon alles gesagt; sey von niemand auf der Welt verleitet worden; habe auch mit niemand davon gesprochen, als nur mit den in seinem Verhör angezeigten Personen.

Mit dem Glockenschlag drey Uhr ward er aus der Kapelle geholt, und zur Conciergerie hinausgeführt. Jetzt liefen die Gefangenen zusammen, und machten einen entsetzlichen Lerm. Sie überhäuften ihn mit Schimpfworten, nannten ihn einen Schurken, einen Bösewicht, und was dergleichen mehr war; würden sich auch zuverläßig an ihm vergriffen haben, wenn sich nicht die Justizbeamten nebst den Gerichtsdienern ins Mittel gelegt, und der bewaffneten Macht befohlen hätten, ihnen Einhalt zu thun.

Als er aus der Conciergerie kam, und den Karrn bestieg, strömte das Volk von allen Seiten herbey,

und zwar in solcher Menge, daß es den Justizbeamten und Gerichtsdienern viel Mühe kostete, sich durch Beyhülfe der bewaffneten Macht Platz zu verschaffen. Alles lärmte und schrie; dieser nannte ihn einen verruchten Kerl, jener einen Mörder, Banditen, Hochverräther; kurz das Schimpfen und Schmähen wollte kein Ende nehmen. Einige waren sogar im Begriff ihn zu mißhandeln, und konnten nur durch die bewaffnete Macht daran verhindert werden. Als das Urtheil verlesen wurde, und die Worte vorkamen, „den König mit zwey Messerstichen ermordet„ ward der Lärm noch ärger, und die Verwünschungen ertönten lauter als zuvor. Dies gieng so fort, bis vor die Pariser Kathedralkirche, wo sich abermals ein fürchterliches Geschrey hören ließ, da das Urtheil verlesen wurde, kraft dessen der Delinquent Kirchenbusse thun mußte. Als man ihn von hier nach dem Greveplatz führte, folgten ihm die nemlichen Schmähungen und Schimpfreden nach, und es fehlte nicht an Leuten, welche sich unterwegs an ihm vergreifen wollten.

Als sich der Lerm auf dem Greveplatz etwas gelegt hatte, ermahnte man ihn nochmals, ehe er vom Karrn stieg und das Schaffot betrat, die Wahrheit zu gestehen. Er wiederholte aber seine gewöhnlichen Aussagen, bat den König, die Königin, und die ganze Nation seines schweren Verbrechens wegen um Vergebung, und sagte: man solle bey Gott für ihn bitten. Das Volk aber verwünschte und verfluchte ihn in einem fort.

Nun bestieg er das Schaffot, wo ihm die Geistlichen Trost zusprachen und ihn zum Tode vorbereiteten. Als sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, trat der Gerichtsschreiber zu ihm, und ermahnte ihn nochmals: da nun sein Lebensende herannahe, so solle er für das Heil seiner Seele sorgen, und die reine Wahrheit bekenn-

kennen. Man brachte aber weiter nichts von ihm heraus, als was er schon zum öftern gesagt hatte.

Als ihm die Hand verbrannt wurde, worin er das Messer hielt, schrie er zu Gott, und ließ einmal über das andere die Worte Jesus Maria hören. Diesen nemlichen Hülfsruf stieß er zu wiederholtenmalen aus, als man ihn mit glühenden Zangen zwickte. Auch jetzt noch ward er ermahnt die Wahrheit zu gestehn; er blieb aber immer bey der erwähnten Aussage. Das Volk lärmte und schrie nun immer mehr, und verlangte unter den gräßlichsten Verwünschungen, man solle ihn eines langsamen quaalvollen Todes sterben lassen. Als man ihm von Zeit zu Zeit geschmolzen Bley und siedend Oel in die Wunden goß, wo er gezwickt worden war, fieng er an, entsetzlich zu brüllen.

Jetzt sprachen ihm die Geistlichen wieder Trost zu, und als sie der Gerichtsschreiber darum ersuchte, wollten sie auch die gewöhnlichen Gebete für den armen Sünder verrichten. Zu dem Ende fiengen sie an, ihre Oberkleider abzulegen, und hatten auch wirklich schon ihre Stimmen erhoben, als sich das Volk dazwischen legte, und ein so entsetzliches Getöse machte, daß sie nicht fortfahren konnten. Alles schrie: es sey nicht erlaubt, für einen so verruchten und verdammten Kerl zu beten, und was dergleichen Worte mehr waren. Kurz die Geistlichen mußten aufhören. Nun stellte der Gerichtsschreiber dem Delinquenten vor: er sähe wohl, wie sehr das Volk gegen ihn aufgebracht sey, und was es von ihm urtheile; er solle sich doch hierdurch um so mehr bewegen lassen, die Wahrheit zu gestehn. Der Delinquent antwortete aber: ich allein habe es gethan!

Ungefähr eine halbe Stunde zogen vier Pferde an seinen Gliedmasen, doch so, daß man ihn mitunter aus-

ausruhen ließ. In der Zwischenzeit redete man ihm immer wieder zu, und ermahnte ihn, die Wahrheit zu gestehn; er läugnete aber nach wie vor. Das Volk setzte inzwischen in der Nähe und Ferne seine Verwünschungen, aus gerechter Rache über die Ermordung des Königs, immer fort, und einige giengen in ihrem Eifer gar so weit, daß sie die Stricke mit anziehen halfen. Dies bewog einen von Adel, der eben nahe dabey war, sein eigen Pferd herzugeben, und es statt eines andern, dem die Leute zu helfen suchten, vorspannen zu lassen. Nachdem der Delinquent, während einer starken Stunde hin und her gezogen worden war, gab er endlich den Geist auf. Als er nun geviertheilt wurde, fielen Leute von allen Classen und Ständen, mit Degen, Messern, Stöcken, und allerley andern Waffen über den Leichnam her, zerhieben und zerfetzten seine Glieder, rissen sie dem Henker unter den Händen weg, und schleiften sie, mit einer Wut, der niemand zu widerstehn vermochte, auf den Strassen umher. Die Ueberbleibsel wurden nachher in der Stadt an verschiedenen Orten verbrannt.

4.

Voltaire's Urtheil

über diese Begebenheiten und ihre Ursache*).

Die schrecklichste Begebenheit, die sich je in Europa zugetragen hat, brachte auch die gehässigste Muthmaßungen hervor.

Fast alle Memoiren aus der Zeit Heinrichs des IV. werfen gleichen Verdacht auf die Feinde, Hofleute Jesuiten, Maitressen, so gar auf die Gemahlin dieses guten Königs. Die Beschuldigungen dauren noch fort, und man spricht nie davon, ohne ein verwegenes Urtheil

*) s. die Abhandl. bey der Henriade. Oeuvres T. XII.

theil zu fällen. Ich habe mich immer über die unglückseelige Leichtigkeit gewundert, mit welcher Männer, die einer schlechten Handlung am wenigsten fähig wären, Staatsmänner und andere, welche in einem Amt stehen, der abscheulichsten Verbrechen gerne beschuldigen.

Man will sich durch Beschuldigungen an ihrer Größe rächen, und durch auffallende Anecdoten sich geltend machen.

Es ist mit der Unterhaltung, wie mit einem Schauspiel oder Traue spiel welches man durch große Leidenschaften und große Laster anziehend machen muß.

Vergier wird auf der Straße von Räubern ermordet, und ganz Paris beschuldigt einen großen Prinzen dieser Mordthat. Wenn vornehme Personen an den Masern sterben, so müssen sie vergiftet seyn.

Weder die Abgeschmacktheit der Beschuldigung, noch der Mangel an Beweisen dafür, hält zurück; die Verläumdung geht von einem Munde zum andern, und bald von einem Buch ins andere. Der leichtgläubigen Nachkommenschaft wird sie eine wichtige Wahrheit.

Ich kann nicht aufhören, seit ich mich mit der Geschichte beschäftige, mich über solche unerweisliche Beschuldigungen zu ärgern, mit denen die Geschichtschreiber ihre Werke beflecken.

Die Mutter Heinrichs IV. starb an einer Lungenentzündung; und wie viele Schriftsteller liessen sie durch einen Handschuhändler vergiftet seyn, der ihr parfümirte Handschuhe verkaufte, und, wie man sagt, privilegirter Giftmischer der Catharina von Medicis war. Man unterfteht sich kaum zu zweifeln, daß der Pabst Alexander VI an dem Gift gestorben sey, das er für den Cardinal Corneo und einige andere Cardinäle bereitet habe, von denen er, sagt man,

Er-

Erbe zu seyn wünschte. Guiccardini, ein geschätzter Schriftsteller dieser Zeit, sagt: daß man den Tod des Pabsts diesem Verbrechen, oder der Strafe dafür zuschreibe; daß der Pabst habe vergiften wollen, sagt er nicht, er giebt es nur zu verstehen, und Europa hat ihn nur zu gut verstanden.

Und ich sage zu Guiccardini: Europa ist durch Sie betrogen, und Sie sind es durch ihre Leidenschaft. Sie waren ein Feind des Pabsts, und haben ihrem Haß, und seinen Handlungen zu sehr geglaubt.

Es ist wahr, daß er sich auf eine grausame und treulose Art an Feinden gerächt hat, die eben so treulos und grausam waren, als er. Daraus schliessen Sie, daß ein Pabst von 72. Jahren keines natürlichen Todes gestorben sey. Sie behaupten, nach schwankenden Aussagen, daß ein Fürst, dessen Coffers damalen mit mehr als einer Millionen Ducaten gefüllt waren, einige Cardinäle habe vergiften wollen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. War denn dieß Vermögen so beträchtlich? Ihr Nachlaß wurde fast immer von ihren Cammerdienern genommen, ehe ihn der Pabst sich zueignen konnte. Wie können sie glauben, daß ein Mann von Verstand für einen so kleinen Gewinn, eine so ehrlose Handlung habe wagen wollen; eine Handlung, zu der er Mitschuldige brauchte, und welche bald oder spät entdeckt worden wäre. Soll man nicht eher den Krankheitsberichten des Pabsts, nach welchen er an einem dreytägen Fieber gestorben ist, als einem Volksgericht glauben?

Man hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für diese Beschuldigung. Sein Sohn Borgia wurde zu derselben Zeit krank, als der Vater starb; darauf gründet sich die ganze Geschichte der Vergiftung. Sie waren beyde große Politiker und gewissenlose Fürsten,

des-

deswegen mußten sie das Gift bekommen, welches sie 12. Cardinälen zugedacht hatten.

So urtheilt die Erbitterung, und so schließt ein Volk, das seinen Herrn haßt; aber der Geschichtschreiber darf nicht so schliessen. Er wirft sich zum Richter auf, und gründet das Urtheil der Nachkommenschaft; Er darf ohne unläugbare Beweise niemand für schuldig erklären.

Was ich von Guiccardini sage, gilt eben so von den Memoiren von Sülly über den Tod Heinrichs des IV Seine Memoiren waren von den Secretairen des Herzogs, welcher damalen durch Maria von Medicis in Ungnade fiel, zusammengetragen. Es wird darin einiger Verdacht auf diese Prinzessin geworfen, welche durch den Tod Heinrichs des IV. die Regentin wurde, eben so auf den Herzog von Epernon, welcher sich Mühe gab, sie zur Regentin erklären zu lassen. Mezeray welcher mehr Keßheit als Beurtheilungskraft hatte, unterstützt seinen Verdacht, und in dem 6ten Theil der Memoiren von Condé, hat man alles angewandt, um dem elenden Ravaillac die verehrungswürdigsten Mitschuldigen zu geben.

Giebt es denn nicht Laster genug in der Welt? Muß man sie auch da suchen, wo es keine giebt? Man klagt zu gleicher Zeit den Jesuiten, Vater Alagona, den Oheim des Herzogs von Lerma, den ganzen spanischen Hof, die Königin Maria von Medicis, die Maitresse Heinrichs des IV., Frau von Verneuil und den Herzog von Epernon an. Wählet nun! Wenn die Maitresse schuldig ist, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß es die Gemahlin sey; wenn der spanische Rath dem Ravaillac in Neapel das Messer in die Hand gegeben hat, so ist es also nicht der Herzog von Epernon, der ihn in Paris verführte, und den Ravaillac immer den Catholiken im höchsten Grad nannte, wie man es in

den

den Acten findet. Er welcher nie anders als groß-müthig gehandelt hat, und welcher noch überdieß verhinderte, daß Ravaillac nicht in dem Augenblick wo man ihn als Mörder mit blutigem Messer in der Hand erkannte, getödtet wurde, vielmehr verlangte daß man ihn für die Untersuchung und Bestrafung aufbehalten sollte.

Man hat Beweise, sagt Mézeray, daß Priester den Ravaillac nach Neapel begleitet haben. Und ich behaupte daß man nicht einen Beweis dafür hat.

Man darf nur den Criminal-Proceß dieses Ungeheuers durchgehen; so wird man das Gegentheil finden. Ich weiß daß die unbestimmten Aussagen eines Jardin und einer Descomans nicht Ravaillacs Geständnissen auf der Folter entgegen gesetzt werden können. Alle seine Antworten waren einfach, offen, unbefangen, unveränderlich, und folglich, wahr. Welchen Vortheil konnte er haben, die Nahmen derer zu verschweigen, die ihn gemisbraucht hatten? Ich begreife wohl daß ein Verbrecher anfangs seine Mitschuldigen verschweigt. Die Räuber machen daraus eine Ehren-Sache, denn es giebt auch bey dem Laster etwas was man Ehre nennt; aber am Ende gestehen sie doch alles. Wie sollte also ein junger Mann den man verführt hätte, ein Religionsschwärmer, dem man Schutz versprochen, nicht seine Verführer angeben und bey dem Schrecken der Folter nicht die Betrüger anklagen, die ihn so unglücklich gemacht haben. Ist dieß nicht dem menschlichen Herzen natürlich?

Ravaillac giebt in seinen gerichtlichen Untersuchungen immer dasselbe an: Ich hielt es für recht einen König zu ermorden, welcher dem Pabst den Krieg ankündigen wollte; Ich habe Erscheinungen und Offen-

bahrungen gehabt, ich glaubte Gott einen Dienst zu thun: ich erkenne daß ich mich betrogen, daß ich mich eines schrecklichen Verbrechens schuldig gemacht habe, zu dem niemand mich verleitet hat. Dieß ist das wesentliche aller seiner Antworten. Er giebt an, daß er an dem Tage, da er den Mord begieng, andächtig in der Messe war, daß er einigemal hätte mit dem König reden wollen, um ihn von dem Kriege zum Vortheil der ketzerischen Prinzen noch abzubringen. Er gesteht, daß er zweymal schon die Absicht gehabt habe den König zu ermorden, daß er Paris verlassen hatte, um sich dieses Verbrechen unmöglich zu machen und daß er durch seinen Religionseifer überzeugt zurück gekommen sey.

Eines von seinen gerichtlichen Schriften unterschrieb er: françois Ravaillac,

que toujours dans mon coeur,
Jesus soit le vainqueur.

Wer erkennt nicht aus diesen zwei Linien, mit denen er seine Unterschrift begleitete, einen religiösen Unglücklichen, dessen Hirn mit dem Gift der Ligue angesteckt war.

Seine Mitschuldigen waren der Aberglaube, und die Wut, welche Jean Châtel, Pierre Barrière, und Jacques Clément beseelt hat, der Geist Poltrots, der den Herzog von Guise ermordete, und die Grundsätze Balthasar Gerards, welcher Mörder des großen Prinzen von Oranien ward. Ravaillac war Barfüßer-Mönch gewesen; ein Mönch konnte wohl glauben, daß es ein verdienstliches Werk sey einen Prinzen zu ermorden, welcher seine Religion hasse.

Man wundert sich daß man mehrmalen dem besten König Heinrich IV. nach dem Leben trachtete,

aber man sollte sich eher wundern, daß nicht mehrere mörderische Anschläge gegen ihn gemacht wurden. Jeder Abergläubische hatte beständig solche Bilder vor Augen. Wie Ehud den König der Philister ermordet, Judith den Holofernes zur Unzucht verleitet um ihn in ihren Armen schlafend zu erwürgen, wie Samuel einen kriegsgefangenen König, gegen welchen Saul das Recht der Nation nicht verletzen wollte, in Stücken haut. Niemand war damals unterrichtet, daß diese besondere Fälle Ausnahmen waren, Eingebungen, und ausdrückliche Befehle, aus denen man keine Folgen ziehen durfte. Man hielt sie für allgemeine Gesetze. Alles verleitete zum heiligen Aberwitz; alles heiligte den Mord.

Der herrschende Geist des Aberglaubens, der Wuth und Unwissenheit, die Kenntnis des menschlichen Herzens, und Ravaillacs gerichtliche Untersuchung überzeugen mich, daß er keinen Mitschuldigen hatte.

Seine Bekenntnisse, wie er sie vor seinem Tod den Richtern ablegte, geben am meisten Aufschluß darüber, und beweisen ausdrücklich, daß Jean Chatel einen Königsmord begieng, um weniger verdammt, und Ravaillac um selig zu werden.

Man muß gestehen diese Ungeheuer waren in ihrem Glauben sehr eifrig. Ravaillac empfiehlt sich mit Thränen seinem Schutz-Patron St. Franciscus und allen Heiligen, und beichtet, ehe er zur Folter geht. Er trägt seinen beyden Doctoren auf, den Secretair zu versichern, daß er sein Vorhaben den König zu ermorden nie jemand entdeckt habe. Nur mit dem Jesuiten Pater d'Aubigni habe er von einigen Erscheinungen, die er gehabt hätte, gesprochen. Und Aubigni ist klug genug um sich nicht mehr daran zu erinnern.

Der

Der Angeklagte schwört endlich bis an seinen letzten Augenblick, bey seiner ewigen Verdammniß, mit Reue, daß er allein schuldig sey. Sind diese Gründe und Beweise nicht hinlänglich? Indessen besteht der Verfasser des 6. Bandes der Memoiren von Condé noch immer darauf. Er giebt eine Stelle aus den Memoiren von l'Etoilee an, in welcher Ravaillac auf dem Richtplatz gesagt haben soll: Man hat mich sehr betrogen, daß man mich überreden wollte, das Volk würde meine That billigen, da es doch selbst die Pferde herschaft die mich zerreissen sollen. Erstlich steht davon nichts in dem Protocoll seiner Hinrichtung, zweytens, ist es vielleicht wahr daß Ravaillac sagen wollte: Man hat mich betrogen, wenn man mir sagte, der König werde gehaßt, man würde sich über seinen Tod freuen. Er sah im Gegentheil daß das Volk darüber klagte, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus war, und konnte also wohl sagen: Man hat mich betrogen. Wenn Ravaillac das Verbrechen Jean Chatels nie hätte rechtfertigen hören, wenn er nicht so oft die schwärmerischen Grundsätze der Ligue gehört hätte, so hätte er gewiß nie diesen Mord begangen.

Dieß ist der ganze Sinn seiner Worte. Aber hat er sie auch wirklich gesagt? wer sagte es dem Herrn von l'Etoile? Kann ein Stadtgeschwätz, das er anführt, mehr gelten als ein Protocoll? Soll ich diesem l'Etoile glauben, der alle Volks-Stadtmährchen, die er den Tag über gehört hatte, des Abends aufschrieb?

Diesen Journalen darf man nicht glauben, sie sind Sammlungen aller ausgestreuten Tagsgeschichten.

Ich las vor einigen Jahren 18 Bände in Folio von den Memoiren des verstorbenen Marquis von Dangeau und fand darin diese eigenen Worte: „Ma-

rie Luiſe von Orleans, Königin von Spanien, iſt durch den Marquis von Mannsfeld vergiftet worden. Das Gift war in einer Aal-Torte; die Gräfin von Pernits, welche den Abtrag von dem Tiſche der Königin aß, iſt auch davon geſtorben, und drey Cammerfrauen wurden krank. Der König ſagte es denſelben Abend, da er allein ſpeiste " Wer wollte ein ſo umſtändlich beſchriebenes Factum nicht glauben, das noch durch das Zeugniß Ludwigs des XIV. unterſtützt, und durch einen Hofmann dieſes Monarchen, einen Mann von Ehre, welcher ſorgfältig alle Anecdoten ſammelte, verbreitet wurde. Daß die Gräfin von Pernits damalen geſtorben ſei, iſt eben ſo falſch, als daß drey Cammerfrauen krank geworden ſeien, und daß Ludwig XIV. dieſe unvorſichtigen Worte ausgeſprochen habe. Dieſe unglücklichen Memoiren waren nicht von Herrn von Dangeau, ſondern von einem alten einfältigen Cammerdiener, welcher auf eine unbedachtſame Art, alle mögliche dumme Neuigkeiten, die er in der Antichambre hörte, aufſchrieb.

Wenn dieſe Memoiren, wie ich vorausſetze, in 100. Jahren irgend einem Compilator in die Hände fallen; — wie viele Verläumdungen werden dann unter die Preſſe kommen! und wie viele Lügen in allen Journalen wiederholt werden! Man muß alles mit Mistrauen leſen. Ariſtoteles hatte ſehr recht, wenn er ſagte: der Zweifel iſt der Anfang der Weisheit.

Anmerkungen
des Herausgebers
der
Memoires de Condé T. VI.

1.

Was Mezerai hier erzählt, ist aus Ravaillac's Verhören genommen, welche weiter unten vorkommen.

2.

In seinen Verhören wird zwar dieser Verhaftung gedacht, man findet aber nichts ausführliches darüber. Es heißt blos, daß ein Zeuge wahrheitswidrig gegen ihn ausgesagt habe.

3.

Von No. 1. an bis hieher ist alles aus den Verhören gezogen.

4.

Ravaillac blieb in seinen Verhören immer bey der Aussage, es habe ihn niemand zu der Mordthat verleitet.

5.

Bisweilen begehrte er Almosen; zu anderer Zeit kleidete er sich wie ein gemeiner Handwerksmann. Dies erhellt aus

dem ersten Schreiben des Nicolaus Pasquier, auch aus den Memoiren des de l'Etoile.

6.

Dies wird umständlich in der Schrift Factum du Capitaine la Garde erzählt, und es ist zum Erstaunen, daß die Richter auf diesen Umstand in den Verhören gar keine Rücksicht nahmen.

7.

Nicht bey dem Vicekönig, sondern bey dem aus Frankreich entflohnen und verbannten Herrn de la Bruyere, und einigen andern Privatpersonen, wurden dergleichen Zusammenkünfte gehalten.

8.

Es war der Duc D' Espernon, und nicht der König, welcher in einem Memoire las, das ihm der König zur Durchsicht gab. Dies Memoire war vom Grafen von Soissons, welcher dem Könige darin seine Beschwerden und Foderungen vortrug. Man sehe das erste Schreiben des Nicolaus Pasquier.

9.

Herr De l'Etoile merkt in seinen Memoirn bey dem Jahr 1610 an: dieser Böswicht habe, ob er gleich in Verhaft saß, mit jedermann frey gesprochen, ja sogar gescherzt und unter andern einigen Neugierigen, die ihn fragten, wer ihn denn zu dieser That verleitet hätte, geantwortet: Nehmt euch in Acht, damit ich nicht auf euch bekenne!

10.

Dies ist aus dem Werke des Pater Matthieu, Histoire de la mort de Henry le Grand, genommen.

11.

Dieses Betragen ist allerdings sehr auffallend. Es scheint aber, man habe befürchtet, über diese traurige Begebenheit zu viel Aufschluß zu bekommen.

12.

12.

Hier zielt Mezerai auf den Pater Cotton. Man kann hierüber nachlesen, was de l'Etoile in seinen Memoiren bey dem Jahr 1610 von dieser Unterredung erzählt.

13.

Dies ist aus der Schrift Factum du Capitaine Pierre la Garde entlehnt; einer sehr merkwürdigen Pieçe, welche man mehr als einmal lesen muß. Mit nicht geringer Verwunderung wird man sodann wahrnehmen, daß in dem ganzen Prozeß des Ravaillac, dieser Reise nach Neapel mit keiner Sylbe gedacht wird, und daß man statt dessen dem Delinquenten bloß die Frage vorlegte: seit wann er von Brüssel zurückgekommen sey? wo er doch niemals war.

14.

Dies ist ungegründet; denn Ravaillac war nie Soldat. Das Faktum des Kapitän la Garde beweiset nur, daß er auf seiner Reise nach Neapel mit Briefen vom Due D' Espernon versehen war, die er dem damaligen Vicekönig von Neapel, Grafen von Benevento, übergeben sollte; und daß sich Ravaillac bey dieser Gelegenheit gegen den besagten la Garde rühmte, er werde den König Heinrich den Vierten ermorden.

15.

Diese Stelle, und was darauf folgt, ist aus den Memoiren der Demoiselle Decoman gezogen, welche bey der Marquise de Verneuil in Diensten stand, vom ganzen Complot unterrichtet war, und ganz bestimmt sagt, daß es nicht nur im Jahr 1606 gleich nach der Sedanschen Reise angelegt, sondern auch im Jahr 1610 wirklich so ausgeführt worden sey. Sie entdeckte dies Complott dem Pater Procurator der Jesuiten in der Strasse Saint Antoine, mit der Bitte, er möchte den Pater Cotton davon benachrichtigen, welchen sie mehrmals aufgesucht, aber nie zu sprechen bekommen habe. Man nahm jedoch nicht die geringste Rücksicht hierauf, wie es leider oft bey den wichtigsten Angelegenheiten zu geschehen pflegt. Indeß kann niemanden unbekannt seyn, daß man in Sachen, die den Staat, und besonders das Verbrechen der belei-

beleidigten Majestät betreffen, auch nicht den allerkleinsten Umstand ausser Acht lassen sollte. Ueberdies verbreitet das, was die Demoiselle Decoman mit der größten Naivetät von ihren Unterredungen mit Ravaillac erzählt, ungemein viel Licht über den Charakter dieses Bösewichts; denn man bemerkt in allem was er sagt, eine auffallende Heucheley, und eben so viel Schwankendes und Unbestimmtes, wie in seinen Verhören. Es ist in der That zum Erstaunen, daß man nicht einmal auf den Gedanken kam, die Demoiselle Decoman, welche zur nemlichen Zeit, wo Ravaillac arretirt wurde, im Gefängniß saß, diesem Missethäter unter die Augen zu stellen. Ein so fehlerhaftes Verfahren könnte wohl den Argwohn erregen, daß man in dieser wichtigen Sache nicht ganz unpartheyisch zu Werke gegangen seyn.

16.

Dies ist aus dem Memoire des Capitaine la Garde gezogen, welcher den König schon zwey Jahre vorher von diesem Unglück benachrichtigte, ehe es sich ereignete; entweder durch Zamet, dessen Bruder des Königs Liebling war, und sich damals in Neapel befand, oder durch Herrn De Breves, französischen Gesandten zu Rom, oder in eigener Person. Denn als La Garde von seiner Reise zurückkam, machte er dem König Heinrich dem Vierten seine Aufwartung, und brachte ihm sogar ein Schreiben vom Herrn de la Bruyere mit, welchen man als Mitglied der Ligue aus Frankreich verbannt hatte. Dies Schreiben befindet sich nebst mehrern andern Piecen bey den Proceßacten, die hierüber im Jahr 1618 und 1619 geführt wurden.

17.

Das Nemliche wiederfuhr auch der Marquise de Verneuil; aber dem einen wie der andern geschah weiter nichts, als daß sie verhört wurden, ob es gleich ein Majestätsverbrechen betraf. Herr De l' Etoile macht in seinen Memoiren bey dem Jahr 1611 die Bemerkung: D' Espernon „begab sich zu dem Ober„präsidenten (de Harley) um etwas Neues von der Decoman „zu erfahren, die er bis auf den Tod verfolgte. Allein der „Oberpräsident ließ ihn hart an, und sagte; ich bin nicht „Ihr Referent, sondern Ihr Richter! Als D' Es„pernon

„pernon sagte: er wolle ihn nur als Freund um Rath fragen, „antwortete er ihm: Was Freund, Was Freund! Ich „werde mit Ihnen verfahren, wie es sich gebührt, „und damit gut.“ Was auf diese Unterredung folgt, ist nicht minder wichtig, und verdient nachgelesen zu werden.

18.

— — Weil die Decoman nicht im Stande war, was sie dem Duc D' Espernon und der Marquise de Verneuil zur Last legte, gerichtlich zu beweisen. Dies war nun freylich nicht ihre Schuld; denn sie rieth, die Briefe auffangen zu lassen, welche diese Personen nach Spanien schrieben; aber die, welche doch am meisten bey der Sache interessirt waren, thaten es nicht. So pflegt es bisweilen bey den wichtigsten Angelegenheiten zu gehen! Nicht selten vernachlässigt man einen guten Rath bloß deswegen, weil ihn eine Person niedrigen Standes gab; einen Rath, der weit zweckmäßiger ist, als alles was die vornehmsten Personen an die Hand geben. Ich weis leider mehr hierüber, als ich sagen darf.

19.

Man lese hierüber das Manifest des Capitaine la Garde nach. Dieser sagt sogar im Verhör vor dem Parlement aus, daß D'Espernon mit Ravaillac in Verbindung gestanden habe, sondern bekräftigte auch das, was gleich hierauf vom Präsidenten de Harlay erzählt wird.

20.

Aus den Memoiren des De l' Etoile ersieht man, daß sie zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, welches gewiß eine sehr unzulängliche Strafe gewesen wäre, wenn ihre Aussage keinen Grund gehabt hätte. In diesem Fall trat das Vergeltungsrecht ein, und man hätte die Todesstrafe über sie erkennen müssen, worauf auch D' Espernon antrug. Die Richter aber sahen mehr als zu gut ein, daß die Decoman das Factum nebst allen damit verwebten Umständen gewiß nicht erdichtet habe. Mithin mußten sie es wohl dabey bewenden lassen, sie zu immerwährendem Arrest zu verurtheilen. Nicolaus Pasquier giebt sich im sechsten Briefe des fünften Buchs viel Mühe, den Duc D' Espernon gegen die Beschuldigung

digung der Decoman zu rechtfertigen. Wir wollen jedoch bloß bey dem Vergeltungsrecht stehen bleiben; und da erhellt aus unserer Geschichte, daß dies mehr als einmal statt gefunden habe. Jacques Coeur ward fälschlich von einem Frauenzimmer angeklagt, daß er die Agnes Sorel habe ermorden wollen, und die Richter verurtheilten die Klägerin zum Tode. Der Duc D'Elbœuf ward fälschlich angeklagt, daß er Heinrich dem Dritten nach dem Leben getrachtet habe, und sein Ankläger mußte sterben. Man sehe hierüber das Journal de Henri III. bey dem Jahr 1585. Die Decoman blieb leben, obgleich der damals so zu sagen allmächtige Duc D'Espernon auf ihrer Hinrichtung bestand. Sie mußte sich folglich keiner ganz falschen, sondern einer solchen Klage unterzogen haben, die viel Wahrscheinlichkeit hatte, ob sie sich gleich nicht völlig erweisen ließ; deswegen konnte man ihr nicht ans Leben kommen.

Was die Beweise der Decoman anbelangt, so läßt sich nichts rührenders denken, als das, was nach dem Bericht des Herrn de l'Etoile, der Präsident de Harlay der Königinn Vormünderin zur Antwort gab, als sich dieselbe bey ihm erkundigen ließ, was er denn vom Prozeß der Decoman halte. Sagen Sie der Königinn, sprach diese weise Magistratsperson, daß mich Gott in diesem Zeitalter Dinge erleben läßt, die ich mir nun und nimmermehr als möglich gedacht hätte. Und da ein Freund dieses grossen Mannes gegen ihn äußerte: viele Leute wären der Meynung, dies Frauenzimmer habe die vornehmsten Personen in Frankreich bloß auf Gerathewohl und ohne alle Beweise angeklagt, schlug der rechtschaffene Mann die Hände zusammen, und sagt, mit gen Himmel gerichtetem Blick: Es giebt leider gar viele, nur alls zuviele Beweise. Allein dem Capitaine la Garde gieng es nicht besser als der Decoman. Er erhielt zwar anfänglich im Jahr 1615, wegen des Dienstes, den er dem Könige geleistet hatte, die Generalcontroleurstelle zu Bierre; als er aber um die Ausfertigung seines Bestallungsbriefs ansuchte, ward er in Verhaft genommen, und in die Bastille gesetzt, vermuthlich weil er sehr wichtige Geheimnisse entdeckt und bewiesen hatte. Von dort brachte man ihn in die Conciergerie, wo ihm das Parlement den Prozeß machte, der sich aber damit endigte, daß er Kraft eines unterm 22 ten August 1616 erlassenen und am Ende des vierten Bandes des Iournal de

Henry

Henry IV abgedruckten Parlementsschlusses für unschuldig erklärt wurde. Was bekam er aber für Genugthuung? Wahrscheinlich gar keine; denn aus seinem 1619 gedruckten Factum erhellt, daß er noch damals in der Conciergerie saß. Unstreitig hatte man sich ein gewaltthätiges Verfahren gegen ihn erlaubt, damit die wichtigen Geheimnisse, um die er wußte, nicht an den Tag kommen sollten.

21.

Hier ist der Beweis: 1) hatte der Duc D'Espernon zwey Zeugen gegen sich, nemlich den Pierre la Garde, und die Demoiselle Decoman; 2) gab das Betragen welches der Oberpräsident de Harlay in Ansehung des D'Espernon beobachtete, deutlich genug zu erkennen, was dieser grosse Mann von diesem Günstling hielt; und deswegen haben wir es auch angemerkt. Wenn aber der Duc D'Espernon strafbar war, möchte man vielleicht mit dem Nicolas Pasquier und dem Pater Daniel sagen, würde er wohl den Saint Michel verhindert haben, den Ravaillac zu tödten, da er befürchten mußte, von diesem letztern verrathen zu werden? — Und warum nicht? Der Duc D'Espernon würde sich von der Anklage des Ravaillac noch weit eher losgemacht haben, als von jener des Pierre la Garde und der Demoiselle Decoman, weil diese Personen weit mehr Glauben verdienten, als jener Böswicht.

22.

Der vollständige Titel dieser Flugschrift lautet also: Les Choses horribles contenues en une Lettre, envoyée à Henri de Valois, par un enfant de Paris, le 28 de Janvier 1589, suivant la Copie qui en a esté trouvée en ceste Ville de Paris, pres l'Horologe du Palais, in 8°, pour Jacques Grégoire, Imprim. 1589. Diese aus drey und dreyssig Blättern bestehende Pieçe zweckt darauf ab, dem dummen Pöbel das Mährchen aufzuheften, der Duc D'Espernon „sey ein Spiritus Familiaris, den die Zauberer auf „Befehl Heinrichs des Dritten in Menschengestalt darstellen „mußten. Wirklich liessen sie einen Dämon aus der Hölle „kommen, welcher wie ein natürlicher Mensch aussah und „der sich Nogaret nannte; das eigentlich Anagramm von

„Teragon, welchen Namen er in der Hölle führte.“ In diesem unsinnigen Styl ist das ganze Ding geschrieben, das heutiges Tages blos Mitleid erregt; damals aber glaubte man Wunder, was für große und wichtige Aufschlüsse darin enthalten seyen. Deswegen suchte man eben die zur Ligue gehörigen Fanatiker damit zu unterhalten, für die dergleichen Sächelchen wahre Seelenspeise waren.

23.

Es war der Cardinal von Joyeuse, welcher diese Prinzessin salbte und krönte.

24.

Der damalige Krieg entstand wegen des Herzogthums Jülich, zu dessen Besitz Heinrich IV. dem Hause Churpfalz wieder verhelfen wollte. Deswegen führt Herr De l'Etoile im zweyten Bande seiner Memoiren eine sonderbare Antwort an, die der Jesuit Pater Gontier Heinrich dem Vierten ertheilte. Als sich nemlich dieser Monarch zu seiner Armee begeben wollte sagte er zum Pater Gontier, er solle während seiner Abwesenheit sein fleißig für ihn beten. Wie können wir dies, Sire, antwortete der Jesuit, da Sie in ein Land reisen welches voll Ketzer ist, und da Sie die Absicht haben, die wenigen Katholiken, welche es dort giebt, vollends auszurotten? Der gute Pater wußte nicht, daß es Fälle giebt wo das Religionsinteresse dem Staatsinteresse nachstehen muß. Der König hielt ihm auch diese theologische Bemerkung wegen seiner Dumheit zu gut, und schrieb seiner Bigotterie zu, was vielleicht etwas ganz anderes hinter sich hatte.

25.

Spinola war General über die Truppen des Erzherzogs Albert, und der Infantin Isabelle. Er starb im Jahr 1630.

26.

Hierdurch wollte der Cavalier Heinrich dem Vierten zu verstehen geben, daß Spinola nicht Wort halten würde; denn die Genueser sind eben nicht sonderlich wegen der Erfüllung ihrer Zusagen berühmt. Ich mag das italiänische Sprüchwort, welches sich hierauf bezieht, nicht gern anführen,

ren, denn es ist etwas stark, wenigstens in Rücksicht der Damen, welchen man keine verhaßten Benennungen beylegen muß.

27.

Dies konnte man wohl mit Recht von Montbason, Roquelaure und den andern Herrn sagen, aber nicht vom Duc D'Espernon.

28.

Es ist zum Erstaunen, daß man diesen Böswicht, der sich eines so schweren Verbrechens schuldig gemacht hatte, zwey ganze Tage im Hôtel de Rets ließ und jedermann gestattete ihn zu besuchen und zu mit ihm sprechen.

29.

Im folgenden Verhör nennt er dies Haus zu den fünf halben Monden.

30.

Aus dieser Antwort erhellt, daß Gui Patin eben nicht zum Besten unterrichtet war; denn dieser sagt in einem seiner Briefe, Ravaillac sey dadurch zu dieser Mordthat gereizt worden, daß der König eine Schwester dieses Böswichts geschändet und ihr nachher nicht einmal etwas gegeben habe. Wenn dem Ravaillac der Streich fehlgeschlagen wäre, hätte einer von seinen Brüdern den Mord vollziehen sollen.

31.

Man ersieht aus dieser Antwort, daß der Inquisit etwas auf dem Herzen hatte, das er nicht gern wollte bekannt werden lassen, ob er gleich eidlich angelobt hatte die Wahrheit zu sagen.

32.

Dies widerspricht dem Vorhergehenden.

33.

Aus dieser Antwort ersieht man, daß dies Verbrechen nicht nur reiflich überdacht war, sondern daß auch gewisse politische Rücksichten dabey zum Grunde lagen, die wohl schwerlich von einem Menschen herrührten, der von so niedrigem Stande war, wie der Inquisit.

34.

34.

Also kannte er doch den Duc D'Espernon; wenigstens von Ansehn.

35.

Aus dieser Antwort erhellt, daß der Delinquent allerley Beweggründe vorschützte, welche ihn zu dieser Mordthat verleiteten. Ein deutlicher Beweis, daß er seine Richter zu hintergehen suchte.

36.

Das ist: Dulde nicht, daß jemand in deinem Beyseyn sich in Gottesnahmen eine respectswidrige Behandlung gefallen lasse.

37.

Dies Herz von baumwollenem Zeug (Coton) gab damals zu allerley Bemerkungen Anlaß, welche dem berühmten Jesuiten gleiches Namens (Pater Cotton) eben nicht zur Ehre gereichten. Dieser wackere Pater wußte sich aber mit guter Manier aus dem Spiel zu ziehen; und man war so gefällig ihm aufs Wort zu glauben.

38.

Man ersieht aus allen diesen ungegründeten Vorspiegelungen, daß dieser Bösewicht, welcher selbst nicht wußte was er eigentlich sagen sollte, seine Zuflucht zu notorisch falschen Erzählungen nahm, die entweder er selbst, oder diejenige, welche ihn zur Mordthat verleiteten, erdichtet hatten.

39.

Dergleichen Ausdrücke sind noch Ueberbleibsel, welche sich von den Emissarien der Ligue herschreiben, die diesen Bösewicht nach aller Wahrscheinlichkeit aufgehetzt und verleitet hatten den König zu ermorden. Man bemerkt darin eine ganz eigene Art von Fanatismus, indem er alle Augenblick die Versuchungen des Teufels vorschützt, da er doch am besten wissen mußte, wie ungegründet dies Vergeben war.

40.

Man sieht hier einen Verbrecher vor sich, der sich aller möglichen Ausflüchte bedient, damit die Wahrheit nicht an den Tag komme.

41.

Herr de l'Etoile irrt sich, wenn er bey dem Jahr 1610 versichert, Ravaillac habe dem Jesulten Pater D'Aubigny gebeichtet.

Bayerische Staatsbibliothek München